Naturstudien

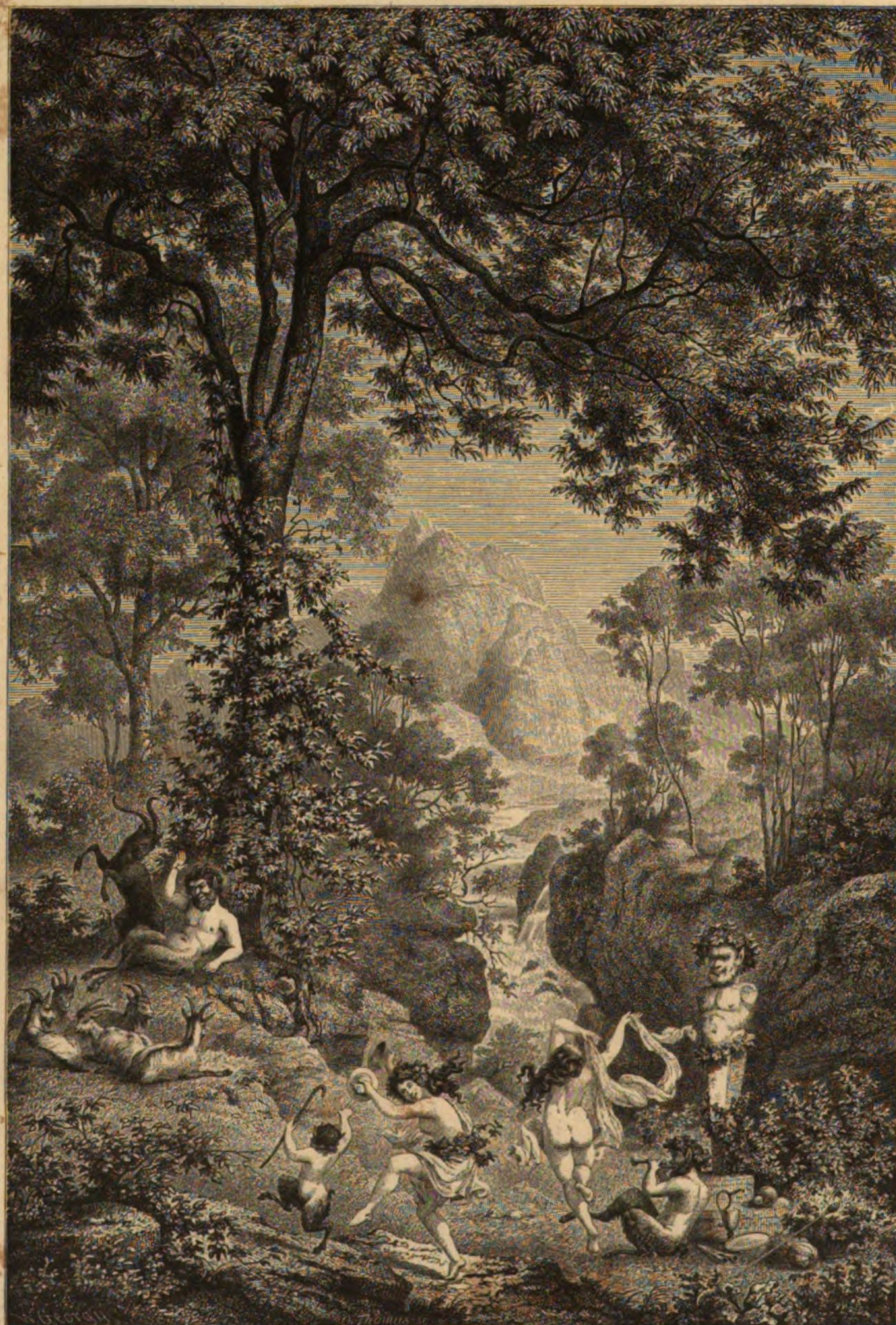
von

Hermann Masius

Masius

Naturstudien

Naturstudien.



Die Esche.

Naturstudien

Skizzen
aus der Pflanzen- und Thierwelt

von

Hermann Masius.

Fünfte Auflage.

Mit 14 Illustrationen von Wilhelm Georgy.

Leipzig:
Friedrich Brandstetter.
1863.

wenigstens bekenne ich als meinen Glauben, und von ihm aus möchte ich auch das vorliegende Buch betrachtet sehen. Nicht als ob ich der Meister wäre, das Gold der Wissenschaft zu lebenathmenden Bildern zu gestalten. Ich bin nur ein Lehrling, der ein da und dort in der Werkstatt am Boden liegendes Metallplättchen versuchend aufhob, es zu einer Arabeske, zu einem gefälligen Emblem zu treiben. Ob der Versuch gelungen, darüber wird das Urtheil der Leser entscheiden.

Unter den Schriften, die ich für meinen Zweck berücksichtigte, nenne ich, außer den im Text angeführten, die „Thierzeichnungen" von Rudolph Meyer (Zürich, 1833) und die „Thierseelenkunde" von Ph. Scheitlin (Stuttgart und Tübingen, 1840). Außerdem habe ich bei der Charakteristik des Hahnes die Leichenrede Gockels auf Alektryo, bei der des Fuchses eine Stelle aus Max Waldau und zwei Sujets aus Wegener's „Leben der Thiere" benutzt. — Im Uebrigen mag das Buch sein eigener Anwalt sein.

Salzwedel, im April 1852.

H. M.

Die fünfte Auflage

der Naturstudien unterscheidet sich von den früheren zumeist dadurch, daß in ihr die Anmerkungen weggelassen und nur soweit in den Text verwebt wurden, als sie zum Verständniß desselben unumgänglich nothwendig waren. Der Herausgeber genügte damit einem Wunsche des Herrn Verlegers, der seinerseits dem Buche durch eine in jedem Betracht glänzende Ausstattung neuen Werth zu verleihen gesucht hat. Möge es denn auch in dieser Gestalt demselben freundlichen Wohlwollen begegnen, dem ich bisher so sehr zum Danke verpflichtet gewesen.

Dresden, im September 1862.

H. M.

Komm mit!

Komm mit, verlaß das Marktgeschrei,
Verlaß den Qualm, der sich dir ballt
Um's Herz, und athme wieder frei,
Komm mit mir in den grünen Wald!

Wir gehn auf thaubeperltem Pfad
Durch schlankes Gras, durch duft'ges Moos,
Durch frischer Lüfte stärkend Bad
Dem grünen Dickicht in den Schoß;

Gehn in der Hallen weite Pracht,
Wo endlos Säul' an Säule steht
Und durch der Schatten hehre Nacht
Des Unsichtbaren Schauer weht;

Wir gehn hinab zum Felsenborn,
Wo schaumgeboren, goldbeschwingt,
Wie aus des Knaben Wunderhorn,
Ein Märchen aus der Tiefe dringt,

Naturstudien.



Die Esche.

Naturstudien

Skizzen
aus der Pflanzen- und Thierwelt

von

Hermann Masius.

Fünfte Auflage.

Mit 14 Illustrationen von Wilhelm Georgy.

Leipzig:
Friedrich Brandstetter.
1863.

Inhalt.

Seite

I. **Die norddeutschen Waldbäume** . . . 1
- Einleitung . . . 3
- Die tropischen und südeuropäischen Bäume . . . 7
- Die Nadelhölzer . . . 14
- Der Weidentypus . . . 21
- Die Erle . . . 28
- Der Lindentypus . . . 31
- Die Bäume mit geschlitztem und gefiedertem Laube . . . 39
- Die Obstbäume . . . 43

II. **Charakterbilder aus der Vogelwelt** . . . 47
- Einleitung . . . 49
- Die Hausvögel . . . 53
- Der Storch . . . 75
- Die Schwalbe . . . 82
- Der Sperling . . . 87
- Röthling, Rothkehlchen, Bachstelze, Staar . . . 91

III. **Der Wasserfrosch** . . . 99

IV. **Der Fuchs** . . . 111

V. **Krebs und Hummer** . . . 125

VI. **Norddeutsche Vegetationsbilder** . . . 135
- Die Wiese . . . 137
- Die Heide . . . 149
- Der Nadelwald . . . 165
- Der Laubwald . . . 177
- Das Kornfeld . . . 188

VII. **Bilder aus der Thierwelt** . . . 201
- Das Kameel . . . 203
- Das Elennthier . . . 227
- Das Pferd . . . 233
- Die Katze . . . 248
- Der Walfisch . . . 262
- Der Floh . . . 277

VIII. **Am See** . . . 291

IX. **Wenn der Herbst kommt!** . . . 311

Verzeichniß der Illustrationen.

		Seite
1.	Die Esche. Titelbild.	
2.	Die Palme	5
3.	Der Oelbaum	13
4.	Pinie und Cypresse	16
5.	Birke und Weide	25
6.	Die Eiche	33
7.	Ulme und Linde	36
8.	Roßkastanie und Akazie	41
9.	Obstbäume	44
10.	Fuchs und Reh	120
11.	Windbrüche im Tannenwalde	172
12.	Deutscher Urwald	182
13.	Die Karavane	216
14.	Die Katze	257

Vorwort zur ersten Auflage.

Der Natursinn, den wir mit Recht als ein Erbtheil des deutschen Geistes betrachten, hat sich neuerdings zugleich mit dem religiösen Drange in besonderer Stärke geltend gemacht. Abgemattet durch Doktrin und Kritik, und tyrannisirt durch einen rohen Materialismus andererseits, hat die Gegenwart sich aufgerafft und ist den beiden großen Lebensquellen zugeeilt, aus denen noch jedes Gemüth seine bessere Stärkung sog. Die Kämpfe der jüngsten Jahre, wie trostlos immer, konnten diesen Zug nur befördern. Eine Freistatt, an deren Pforten der irre Lärm nicht schlug, ein Heiligthum, wo der Mensch nicht hinkam mit seiner Qual, das suchte die bedürftige Seele in dem Alles dahinreißenden Sturme.

Aber diese heilende und versöhnende Macht, welche recht eigentlich Wesen und Wirkung der Religion ist, konnte die Naturbetrachtung nur dann üben, wenn sie heraustrat aus dem Banne der Formel, der sie bis dahin beherrscht und fast ausschließlich zu einer Verstandessache gemacht hatte. Nicht begnügt mit dem Systeme von Begriffen, mußte sie auch dem Einzelsten und Kleinsten ihre Liebe zuwenden; erwarmend mußte sie erwärmen, und den Geist der Schönheit und Größe, der überall in der Schöpfung weht, fühlen und ahnen lassen.

Dies ist geschehen. Die großen Naturforscher unserer Tage selbst sind vorangegangen. Ihr Beispiel sowohl, als die Nachfolge, welche sie gefunden, scheinen bewiesen zu haben, daß die Einführung der Wissenschaft auch in die Gemüther der größte und nachhaltigste Sieg derselben ist. Dies

wenigstens bekenne ich als meinen Glauben, und von ihm aus möchte ich auch das vorliegende Buch betrachtet sehen. Nicht als ob ich der Meister wäre, das Gold der Wissenschaft zu lebenathmenden Bildern zu gestalten. Ich bin nur ein Lehrling, der ein da und dort in der Werkstatt am Boden liegendes Metallplättchen versuchend aufhob, es zu einer Arabeske, zu einem gefälligen Emblem zu treiben. Ob der Versuch gelungen, darüber wird das Urtheil der Leser entscheiden.

Unter den Schriften, die ich für meinen Zweck berücksichtigte, nenne ich, außer den im Text angeführten, die „Thierzeichnungen" von Rudolph Meyer (Zürich, 1833) und die „Thierseelenkunde" von Ph. Scheitlin (Stuttgart und Tübingen, 1840). Außerdem habe ich bei der Charakteristik des Hahnes die Leichenrede Gockels auf Alektryo, bei der des Fuchses eine Stelle aus Max Waldau und zwei Sujets aus Wegener's „Leben der Thiere" benutzt. — Im Uebrigen mag das Buch sein eigener Anwalt sein.

Salzwedel, im April 1852.

H. M.

Die fünfte Auflage

der Naturstudien unterscheidet sich von den früheren zumeist dadurch, daß in ihr die Anmerkungen weggelassen und nur soweit in den Text verwebt wurden, als sie zum Verständniß desselben unumgänglich nothwendig waren. Der Herausgeber genügte damit einem Wunsche des Herrn Verlegers, der seinerseits dem Buche durch eine in jedem Betracht glänzende Ausstattung neuen Werth zu verleihen gesucht hat. Möge es denn auch in dieser Gestalt demselben freundlichen Wohlwollen begegnen, dem ich bisher so sehr zum Danke verpflichtet gewesen.

Dresden, im September 1862.

H. M.

Komm mit!

Komm mit, verlaß das Marktgeschrei,
Verlaß den Qualm, der sich dir ballt
Um's Herz, und athme wieder frei,
Komm mit mir in den grünen Wald!

Wir gehn auf thaubeperltem Pfad
Durch schlankes Gras, durch duft'ges Moos,
Durch frischer Lüfte stärkend Bad
Dem grünen Dickicht in den Schoß;

Gehn in der Hallen weite Pracht,
Wo endlos Säul' an Säule steht
Und durch der Schatten hehre Nacht
Des Unsichtbaren Schauer weht;

Wir gehn hinab zum Felsenborn,
Wo schaumgeboren, goldbeschwingt,
Wie aus des Knaben Wunderhorn,
Ein Märchen aus der Tiefe dringt,

Und in der Thiere Lustrevier,
D'raus unverkünstelt, unverstellt,
In wechselnden Symbolen dir
Entgegentritt die eigne Welt.

Komm mit, verlaß das Marktgeschrei,
Verlaß den Qualm, der sich dir ballt
Um's Herz, und athme wieder frei,
Komm mit mir in den grünen Wald!

Gustav Pfarrius.

I.

Die norddeutschen Waldbäume.

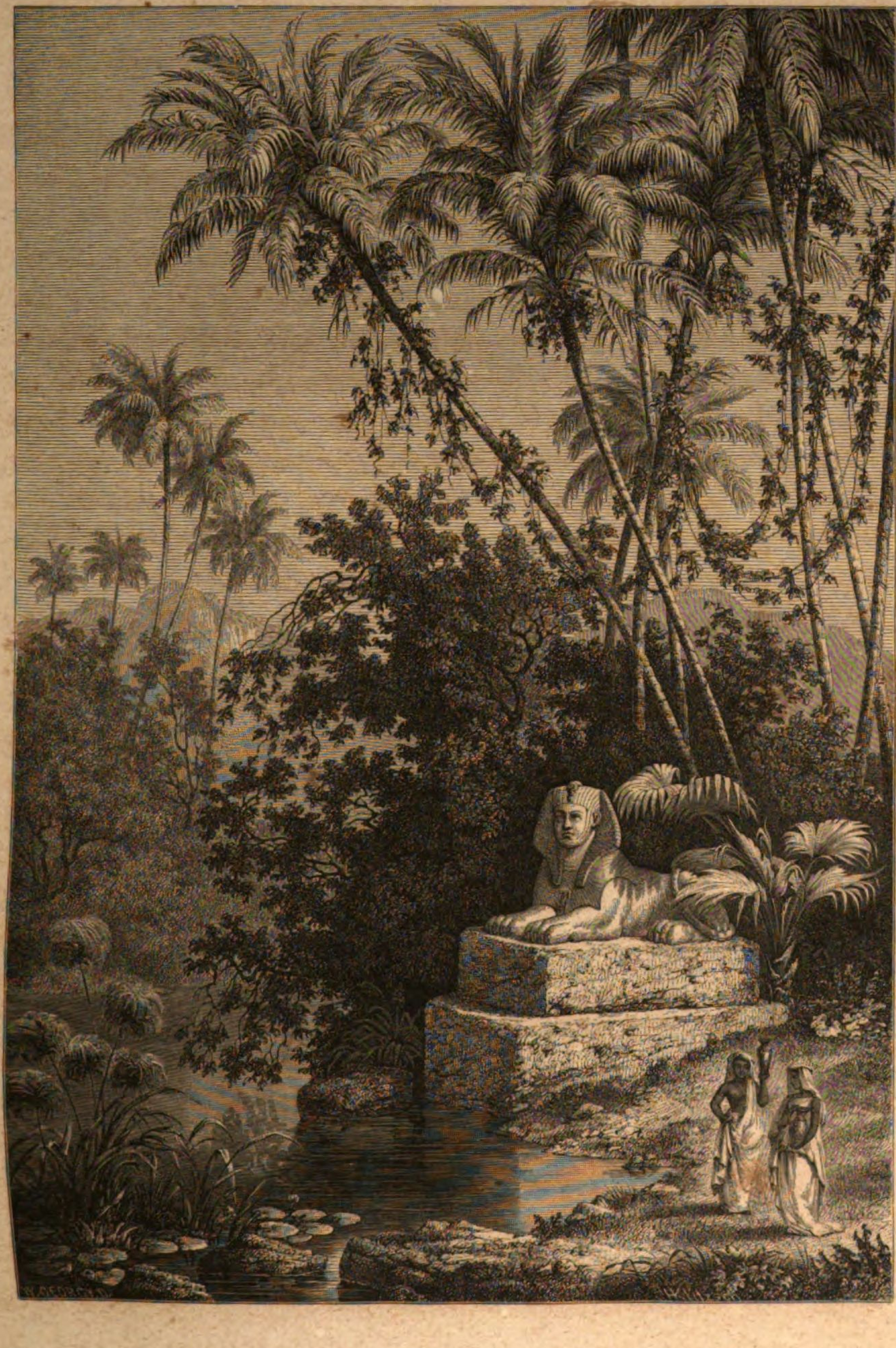
Nichts bedingt vielleicht mehr die Schönheit einer Landschaft, wie Nichts mehr den mütterlichen Geist der Erde ausspricht, als die Vegetation. Allerdings bestimmen auch Luft und Licht, Berg und Strom wesentlich die Physiognomie der Natur, und diese Elemente können auch ohne jene Zuthat höchst bedeutsam wirken: die Strandklippe, der Wasserfall kann einen großartigen Eindruck hervorbringen, Steppe und Wüste mit erhabenen Schauern erfüllen; aber wie fern ist dieses Starren der Seele von dem Frieden und der Freude, welche das stille Blühen der Pflanzen, ihr erquickendes Grün, die Fülle und der Reiz ihrer Formen gewährt! Gewiß, den schönen Gesamteindruck einer Landschaft vollendet erst die lebendige Vegetation, wenngleich auch ihr bizarre und selbst unheimliche Erscheinungen nicht fehlen.

Vor Allem schön und charaktervoll steht das Geschlecht der Bäume da. Darum ist auch von jeher der Wald in Liedern verherrlicht worden und „Waldeinsamkeit“ noch immer das Zauberwort der Romantik. Und was ließe sich auch diesem Naturheiligthume vergleichen? Kühn steigt Säule an Säule hinauf, und über die stolzen Hallen schlagen die Wipfel den rauschenden Bogen. Dazu duften die Blumen, dazu singen die Vögel; Strahlen und Tropfen und Blätter schwanken durch das Gezweige und weben ihre Hieroglyphen in den Schleier der Dämmerung, der den Sinn geheimnißvoll umfängt und ihn mit unsichtbarer Gewalt in's Reich der Wunder trägt. So der Wald, der Irrgarten des Märchens und der Sage, die verschwiegene Zuflucht einsamer Gedanken.

Aber auch der einzelne Baum ist eine Gestalt voll Leben und Bedeutung. Der Flieder neben der Hütte, die Linde am Brunnen, die Weide über dem Grabhügel: sind sie es nicht, welche diesen Stellen ihren Reiz, ihre poetische

Weihe geben? Man sehe den Baum darauf an. Da ist von der Wurzel bis zur Spitze des Blattes ein so besonderes Weben und Sprossen, ein so eigenthümliches Spielen von Farben und Formen, es prägt sich in dem Ganzen ein so bestimmter Typus aus, daß es gewiß eine würdige Aufgabe wäre, die großen Gestalten der Baumwelt einmal in einer Reihe von Charakterbildern darzustellen.

Einer solchen Darstellung würde der Baum nicht mehr die Leiche sein, welche der Botaniker skelettirt; er müßte ihr zu einem lebendigen Gedichte des Naturgeistes werden. Mit einem Worte, es wäre keine naturhistorische, sondern eine ästhetische, jedenfalls eine gemüthvolle Betrachtung. Und auch diese wird ja ihr Recht haben. Sie wird es um so mehr haben, als in ihr fast aller Naturgenuß beruht, und gerade in ihr ein besonderer Zug oder Vorzug der deutschen Bildung gefunden werden darf. Wir spiegeln uns selbst in der Natur; der „ahnungsvolle Dämmerschein," mit welchem sie uns anspricht, läßt in ihren Krisen den Kampf menschlicher Leidenschaften, in ihren Gebilden menschliches Empfinden erblicken; Baum und Quell erzählen uralte Räthsel, der Vogel singt bedeutungsreiche Lieder, die von lautern und weisen Herzen, wie sie unser Volk seinen Sagenhelden zuschrieb, verstanden werden: da ist Nichts ohne mitfühlendes Leben. Die ganze Welt schlägt in lichten Seelenflammen auf „wie ein lebendiger Brand vor Gott," Dieser Zug zur Natur scheint in der That dem lyrischen, wenn man will, mystischen Wesen der Deutschen eingeboren. War doch die alte Volksreligion eben vorzugsweise ein solcher tiefsinniger Waldcultus, und die Axt des Heidenbekehrers konnte wohl den Baum niederstrecken, aber nicht auch den Sinn, der ihn geheiligt hatte. „Die Ehrfurcht und die Scheu vor dem Schatten ihrer Wälder, vor dem Rauschen ihrer Kronen, vor dem Gesang ihrer Vögel in den Wipfeln, vor dem Rieseln ihrer Quellen blieb in den germanischen Stämmen. Hatte man ihre Götter daraus vertrieben, so blieb ihre Geisterwelt darin wohnen. Das wilde Heer sauste durch den Forst, der getreue Eckart saß auf dem Stein, viel tausend Wasserweibchen, Zwerge und Waldmännchen bewohnten die deutsche Erde. Und auch der gute fromme Christ schlich zuweilen an die Quelle und unter den Baum, um ihren Eingebungen zu horchen." (W. Alexis.)



Die Palme.

Um so ferner lag die „sentimentalische“ Weise der Naturbetrachtung den plastischen Alten. Sie kannten nur den Bezug auf Heroen und Götter. Die „vernunftlose“ Natur diente ihnen als äußerliches Mittel zum äußerlichen Zwecke; höchstens daß sie als Staffage, als Schauplatz der großen Weltgeschicke, einen flüchtigen Blick erhielt. Mag doch Sokrates nicht spaziren gehen, weil er von Bäumen und Thieren Nichts lernen könne! — Zwar zieht nun der antike Mythus den ganzen Kosmos in seine Kreise: Aeolus gebietet dem Heer der Winde, in der Quellengrotte schlummern Najaden, aus dem grünen Wipfel lauscht die Dryas u. s. w.; aber wer wüßte nicht, daß hier die Naturerscheinung nur Hülle, nur symbolisches Attribut für den darin waltenden Gott ist? Jedenfalls hat diese Belebung immer einen abstracten Schein und ist weit verschieden von der innigen Versenkung des germanischen Gemüths in das geheimnißvolle Leben der Erde. Daher mag es sich denn auch erklären, daß die hellenische Kunst, die der unsterblichen Muster so viele aufgestellt hat, in der Landschaftsmalerei kaum einen Versuch machte, und daß diese letztere vielmehr völlig selbständig, ohne alle ältere Vorbilder erst im Beginn des siebenzehnten Jahrhunderts mit einem Male hervortrat. Ungleich näher lag jene Vermenschlichung bei den Thieren. Die Fabel der Griechen und Römer, wie sehr sie in ihrem epigrammatisch-verständigen Zuschnitt absteht von der naiven Heimlichkeit und behaglichen Breite unseres Thiermärchens, beweist immerhin, daß auf diesem Gebiete auch das klassische Alterthum wenigstens Sinn und Anlage zeigt, die unter anderen Voraussetzungen sich reicher hätten entfalten können.

So wie nun fast jedes entwickeltere Thier einen bestimmt ausgeprägten Typus hat, eine wirkliche persona ist: so möchte dies a n n ä h e r n d wohl von den meisten Bäumen dargethan werden können. Ein jeder von ihnen charakterisirt sich wenigstens durch eine eigenthümliche Physiognomie und Stimmung. Er hat ein Leben, es schläft in ihm eine Psyche. Dieses unausgesprochene Geheimniß der Pflanzenseele auszusprechen, wäre ein freilich vielleicht ebenso schwieriges als ohne Zweifel interessantes Unternehmen. Wie alle Physiognomik auf dem schwanken Boden der Subjectivität stehend, würde eine solche Darstellung kaum mißtrauisch genug gegen sich sein können. Vorübergehende Erregung, phantastische Laune täuschen das Auge mit Formen und

Farben, die dem ruhigen Blicke in Nebel zerrinnen. Persönliche Beziehungen beherrschen uns, die Anschauung wird unwillkürlich zu einer Art Manier, und statt aus der Natur heraus, gewöhnen wir uns in sie hinein zu empfinden. Ich schweige von der sprachlichen Schwierigkeit. Wem die Sprache mehr ist als eine Schablone, der weiß, wie auch der geschmeidigste Ausdruck oft zu spröde ist, den warmen Naturhauch des Gefühls voll zu bewahren, und klar zu gestalten, was in ihm dunkel treibt. Und wie Vieles ist hier eben nur Gefühl! Aber ärmlicher noch muß die Sprache, bei all' ihrem Reichthum, erscheinen, wenn es darauf ankommt, das unendliche, wechselnde Spiel der Linien und Lichter zu bezeichnen, womit die Natur uns entzückt und immer von Neuem überrascht. Das ist ein Gebiet, auf dem nur die Kunst des Malers zu folgen vermag, und doch kann die in Rede stehende Darstellung sich ihm nicht entziehen. Endlich wird diese Aufgabe noch ganz besonders dadurch erschwert, daß die ursprüngliche Natur des Gegenstandes unter den mannigfaltigsten Einflüssen sich verdunkelt und bricht. Anders erscheint die Eiche auf der Höhe, anders im Thal; anders die Birke am stürzenden Bach, anders am spiegelnden See. Der einsam stehende Baum, die Gruppe, der Wald; der Baum bei seinesgleichen und mit andern zusammengestellt: das Alles bietet eine Scala der verschiedensten Stimmungen. Dazu nehme man die Wirkungen des Lichts, der Tages- und Jahreszeiten. Was für ein Gegensatz zwischen der sonnigen, brütenden Ruhe des Mittags und dem geisterhaften Traumleben der Mondnacht, zwischen der jugendheitern Frische des Frühlings und dem trauernden Ernste des Herbstes! Was für ein feenhaftes Bild, wenn der Reif seine Diamanten in die schwarzen Tannenkronen hängt! Wie wundersam wirkt der Nebel! Welche Wehmuth liegt im Abendroth, welche Sehnsucht in dem blauen Dämmerhauch der Ferne! Und dennoch wird bei alle dem immer ein eigenthümlicher Eindruck gleichsam als reines Facit bleiben, und die Bedeutung, welche Märchen und Sage, Sitte und Kunst diesem oder jenem Baume gegeben haben, darf — so vielen beirrenden Einflüssen gegenüber — als ein nicht zu verwerfender Leiter gelten. Denn auch sie beruht ja vorwiegend auf der ästhetischen Anschauungsweise.

Diese Weise einschlagend will ich jetzt versuchen, auf den nachfolgenden Blättern eine Skizze unserer norddeutschen Waldbäume zu geben. Eine

Skizze, nichts weiter. Das Bild selbst, das gerundete, durchgeführte, gedankenbeseelte verlangt eine Meisterhand, wie Humboldt's oder Vischer's. Daß ich die von Beiden gegebenen Andeutungen benutzen durfte, bewahrte mich vor manchem Abweg, was ich um so dankbarer anerkenne, als ich, seit Jahren des Anblickes von Berg und Hochwald beraubt, hie und da wohl gezwungen war aus der Erinnerung zu zeichnen.

Die Botanik scheidet zwischen Monokotyledonen und Dikotyledonen. Dies wird auch in der ästhetischen Betrachtung nicht zu übersehen sein, sofern durch die verschiedene Lebensentwickelung ein verschiedener Charakter der Pflanze bedingt wird. Gleichgültig ist es dabei, daß die Sprache der Wissenschaft den Monokotyledonen überhaupt den Namen „Baum" nicht zugesteht. Hier gelten die Palmen entschieden als Bäume, und die Agave, Aloe u. s. w. dürfen wenigstens baumartig heißen.

Jene beiden Baumformationen nun stehen in einem Gegensatz wie Orient und Occident, und Vischer hat in seiner Aesthetik den monokotyledonischen Typus geradezu den orientalischen genannt. Wirklich tragen diese Gebilde etwas so Feierlich-Erhabenes, Träumerisch-Phantastisches an sich, daß wir uns bei ihrem Anblick unwillkürlich in das Reich des Aufgangs versetzt glauben. Oder ist es nicht selbst wie ein Märchen der Scheherazade, wenn die Aloe ihre spitzen Blätter wie kolossale Pfeile aus dem Wüstensande emporschießt und auf dem ehernen Candelaber ihres Stammes eine Myriade von Blüten entzündet? Oder wo mögen wir uns die Palme mit dem stolzen Blätterturban lieber denken, als in jenem Lande, dessen Fluren der heilige Strom tränkt, aus dessen Wüsten Sphinx und Pyramide sich erheben? — Gewaltige Formen, die bis in's Grandiose und Groteske steigen, aber auch zu krystallischer Sprödigkeit verhärten, meist düstere Farben und eine schwere, unbewegte Ruhe bezeichnen diese Pflanzenform. Alles Leben drängt sich in den kahlen Stamm und die duftberauschende Blüte. Statt der eigenen Vegetation siedelt sich oft eine Schaar von Schlingpflanzen auf ihren Säulen, Armen und Zacken an, und schmückt sie mit den zierlichsten,

üppigsten Gewinden. So liegt auch hier der Dualismus des Orients — schwelgerische Fülle und starre Strenge — bei einander. Neben unserer Pflanzenwelt erscheint diese gleichsam als eine vegetative Architektur, und es ist außer Zweifel, daß sie der Baukunst mehr als ein Vorbild geliehen hat. Man denke an die Wunder der Alhambra, an das schlanke Minaret, an die Tempelsäule mit der Blättergarbe im Kapital, an die Riesenleuchter unserer Paläste.

Die edelste Gestalt dieses Typus, wo nicht des gesamten Pflanzenreiches, ist die Palme. Unter ihrem Schirmdach ward Apollo geboren, und ihre Blätter blieben so lange sein Schmuck, bis er sich den Lorbeer erkor. Ihre Blüte ist in den Liedern des Orients gepriesen, ihre Zweige ehrten den olympischen Sieger und sind auch bei uns ernster Feier geweiht. Ruhm, Weisheit, Fruchtbarkeit, Frieden wählen die Palme zu ihrem Symbol. — Kaum mag es ein zweites Geschlecht unter den Bäumen geben, welches so zahlreiche und wechselnde Formen entwickelte. Die Naturgeschichte kennt mehrere hundert Arten dieses lebenspendenden Gewächses, das im Süden von Europa fast stammlos am Boden liegt (Chamaerops humilis), in den ostindischen Urwäldern vier- bis sechshundert Fuß lange Stränge von Baum zu Baum zieht (Calamus draco), und an den Küsten der neuen Welt seine Gipfel wie Triumphthore in den Himmel streckt.

Hier zwar können nur die großen Arten in Rede kommen. Von ihnen haben Humboldt und Martius wahrhaft dichterische Bilder entworfen, auf welche der Verfasser sich um so mehr beziehen muß, je weniger ihm eigene Anschauung zu Hülfe kommt. Maßgebend ist vorzüglich der Unterschied in Form, Farbe und Stellung der Blätter: ein Unterschied, welcher sich an die Familien der Fächer- und Fiederpalme knüpft. Jene haben gewöhnlich den stärkeren, kürzeren Stamm, aus dessen Spitze die schweren, bald saftigdunkeln, bald silberschimmernden Blätter im kolossalen Fächer steigen. An ihnen ist Alles pomphafte Gravität, die zur Düsterheit wird, wenn die junge Krone auf einer Lage dürrer, verbrannter Blätter ruht. Dagegen gestaltet sich die Stimmung weicher, wo die Blätter sich in horizontalen Schirmen ausbreiten und kühlende Schatten auf die Glut des Bodens streuen, wie bei der Corypha umbraculifera (Schirmpalme).

Aber vollendet schön ist die Fiederpalme, insbesondere die Jagua- und Kohlpalme. Grazie, Einfachheit und Erhabenheit vereinigen sich hier zu einem Wunderwerke der Natur. Oft kaum zwei Fuß stark ragt der glatte Stamm wie eine Erzsäule zu den Wolken hinauf, und droben wiegen sich im langsamen Rhythmus die feingeschlitzten Wedel, jetzt stolz emporsteigend und dann wieder anmuthig sich senkend. Das Smaragdgrün dieses majestätischen und doch so zierlichen Gewölbes, vom Licht der Sonne durchströmt, die zarten, gekräuselten Blätter, als ein leicht gewebtes Netz vom Azur sich abhebend, die goldenen Aepfel der Fruchtbüschel, der Vanilleduft der Blüten, aus denen plötzlich der Bülbül die melodieenreichen Töne wirft: das Alles bringt eine zauberische Wirkung hervor. Der Abendländer, wie oft auch jene Zone seine Erwartungen täuschen mochte, gesteht sich hier, wo alle Sinne gleichsam ein Fest des Genießens feiern, daß die Palme in der That der Baum der Märchen und der Träume ist. Am schönsten aber erscheint sie vielleicht, wenn sie über dickbelaubten Ceiba-Arten, über Lorbeer- und Balsambäumen als luftiger Säulengang hervorragt „ein Wald über dem Walde". Aus dämmernder Nacht zu Sonnenhöhe emporsteigend, begrüßt sie dort den Menschen als ein Bild der Freiheit, zu welcher sein Geschlecht allmählich heranreift. Und doch liegt auch über den königlichsten Gestalten dieser Pflanzenfamilie der träumerisch schwermüthige Schatten des Orients. Besonders gilt dies von den Arten mit herabhangendem Wedel und bleicheren Farben. Indessen herrscht dieser Eindruck keineswegs vor, ja er verschwindet fast in der wunderbaren Lebensfülle, welche diesem Gewächse wie keinem zweiten eigen ist. Denn neben der Blüte prangt hier immerfort die Frucht, und aus dem welkenden Blätterkreise steigt immer neues Grün. So nimmt Alles an der Palme den Ausdruck unversiegbarer Jugendkraft an. „Dies erfaßte der sinnige Grieche, da er jenen fabelhaften, unsterblichen, aus der eigenen Asche wieder erstehenden Vogel und den stets sich verjüngenden Palmbaum mit gleichem Namen (Phönix) belegte". Selbst dann, wenn endlich die Jahrhunderte den Baum ertödtet haben, ranken tausend unentwirrbare Fäden von Parasiten den Stamm hinauf und täuschen ihm ein duft- und farbenreiches Leben an.

Kein Baum hat eine so hohe Bedeutung in dem Haushalt jener Natur-

völker des warmen und heißen Erdstrichs, als die Palme. Zu den drei Wohlthaten Aegyptens gehört neben dem Nil und dem Kameel die Dattel, und nach arabischem Glauben ist sie einzig unter allen Pflanzen erst am sechsten Tage der Weltschöpfung aus derselben Erde emporgesprossen, aus welcher Adam geschaffen worden: sie ist eine „Schwester des Menschen". Und ebenso erscheint das Dasein zahlreicher südamerikanischer Volksstämme ausschließlich an diesen Lebensbaum gebunden. Unter allen Dichtern hat ihn keiner beredter gepriesen als A. Grün:

— Wohl ist das Land noch fern! Ein schmales Band
Liegt's auf des Horizontes weitem Rand;
Ein blauer Strich nur steigt daraus hervor:
Ragt Obelisk, Thurm oder Säul' empor?

Jetzt sind sie nah! Ein Baum ist's nur! Es steigt
Einsam sein Riesenschaft; hoch oben zweigt
Ein Dom von Laub, als sei gestellt hinauf
Ein Tempel auf des Obelisken Knauf!

Mauritia ist's, die Palm', im lauen Wind
Des Wipfels grüne Fächer wiegend lind!
Die Krone säuselt aus den luft'gen Höh'n,
Wie Menschenwort, harmonisches Getön:

„Willkommen Fremdling! Sprich, was thut dir Noth?
Verlangst du Brot, sieh' meine Frucht ist Brot,
Und dürstet dich, trink' meinen Palmenwein,
Ich will dein Acker, Quell und Weinberg sein!

„Bist nackt du, web' ein Kleid aus meinem Bast,
Und schläfert dich, ruh' unter mir mein Gast,
Mein Schatten wirkt dir Decken leicht und nett,
Ich will dir Wollenheerde sein und Bett!

„Willst beten du, wölb' ich dir grünen Dom,
Und willst du schaun auf Land und Meeresstrom,
Von meinen Höh'n siehst du's in Fried' und Sturm;
Ich will dir Kirche sein und Wart' und Thurm!

„Sieh hier wildfreie Söhne der Natur!
Ich bin ihr Reich, ihr Haus und ihre Flur!
Auf Wieg' und Brautbett senk' ich Palmenreis,
Ihr Sterblied säusl' ich einst als Glocke leis.

„Schwämmst du als Diogen im Fasse her,
Rasch schwing' an's Land den Fuß! Doch stoß in's Meer
Dein Faß zurücke mit dem andern Fuß;
Denn deine Tonne selbst ist Ueberfluß."

Ich übergehe die übrigen Charakterformen und erwähne nur noch der Casuarinen und der Cacteen. Dieselben scheinen gerade hier ihre Stelle zu haben, obschon sie zu den Dikotyledonen gehören. Mächtigen Schafthalmen gleich ragen die ersteren empor: noch Reste, scheint es, einer untergegangenen Schöpfung, wie vielleicht das Inselland selbst, auf dem sie heimisch sind. Der schlanke Stamm, mit schwarzer, wie verkohlter Rinde bedeckt, treibt nur wenig gegliederte Aeste, in immer dünnere Zweige sich spaltend, bis diese endlich in langherabhangende Borstenbüschel ausgehen, die im Winde schwirren und zischen. Ihre dürre, schattenlose, seltsam zerfaserte Gestalt ist ebenso ohne Leben, als die starrcompacte der Cacteen. Diese Gewächse, die zu ihrem Gedeihen fast keines Tropfens bedürfen, sondern sich mit den gasförmigen Wasserdämpfen der Luft begnügen, haben von den Cordilleren aus fast die ganze heiße und warme Zone bedeckt. Sie sind die „Quellen der Wüste", welche dort, wo jeder Brunnen versiegt ist, das dürstende Thier tränken, und um das Beduinendorf bauen sie eine Mauer, die ununterbrochen in eigener Kraft emporsteigt und selbst dem Leoparden undurchdringlich ist. Das pflanzliche Grün verbleicht bei ihnen zu einem Bleigrau; die Blattbildung hört ganz auf. Dagegen entwickelt sich der saftstrotzende Stamm in einem unerschöpflichen Spiel barocker Gestalten. Bald mit vielgliedrigen, phantastischen Armen das Gestein umklammernd, bald in scharfkantigen Säulen orgelartig emporsteigend, mit Dornen bewehrt, oder mit Haaren greisenhaft behängt und mitten aus diesem Gewirr die wunderbare Blütenflamme hervortreibend, stimmt diese Pflanzensippe, die uns an Thiergebilde des Meergrundes, an Polypen, Korallen, Seesterne erinnert, ganz mit der symmetrischen, grotesken Vegetation, welche bisher zu schildern versucht ward.

In den vollen Gegensatz hierzu tritt nun das Dikotyledonengeschlecht der eigentlichen Bäume. In ihren durcheinander geschlungenen Stämmen und Zweigen, in ihren thauigen, ewig schwankenden und rauschenden Laubmassen wohnt nicht jener brütende Ernst. Hier scheint ein unruhiges, fast leidenschaftliches Leben, eine tiefinnige Sehnsucht zu athmen. Hält auch die Wurzel den Baum an die Scholle gefesselt, immer strebt verlangend und kämpfend der Wipfel über die engen Grenzen hinaus. Und wenn die Frühlingssonne ihre lauen Ströme um ihn her ergießt, dann entfaltet er wohl sein Leben in Blättern und Blüten; aber der Herbst wirft sie wieder zur Erde, und bald steht der Baum entsagend in winterlicher Trauer. Welcher Nordländer kennt nicht die Stimmungen, mit denen dieses Aufgrünen und Absterben das Gemüth sympathisch erfüllt? Dazu mischt sich der innige Antheil, den die Bäume als lebende Denkmäler vergangener Zeiten, als Vermittler zwischen dem Vormals und Jetzt, unwillkürlich empfangen. Sie sind die Zeugen auch unseres eigenen Lebens, unsere Jugend ist an ihnen emporgewachsen, unsere ersten und oft unsere liebsten Gedanken haben sich mit ihnen verschwistert, selbst für unsere tiefstschlummernden Empfindungen sind sie ein waches Echo.

Freilich ist nun hier sofort eine Gruppe von Bäumen auszuscheiden, welche mit den Monokotyledonen noch gewisse Aehnlichkeiten hat und zu unseren Laubbäumen den Uebergang bildet. Ich meine die Bäume des südlichen Europa, deren Natur Vischer als die plastische bezeichnet. Auch ihnen eignet Adel und Schärfe des Charakters; aber sie lösen die Starrheit der orientalischen Bildung in fließende Formen, wie sie andererseits die erhabene Ungemessenheit, die seltsamen Ausschweifungen derselben auf ein gefälligeres Maß beschränken. Das Ganze, so voll es wuchert, ist oft mehr Strauch als Baum; aus dem festgewebten, metallisch glänzenden, immergrünen Laube leuchten Blüten und Früchte, und damit auch der Schmuck der Schlingpflanzen nicht fehle, winden sich Epheu und Reben in den Zweigen hinan.

Ich erinnere an die Orange mit dem saftgrünen, massiven Laube und dem wunderbar belebenden Arom ihrer Blüte, an den schlanken Strauch der Daphne, an den Myrtenhain, durch dessen kühles Dunkel Granate



Der Oelbaum.

und Oleander mit ihren heißen Farben blicken, an den Johannisbrotbaum, der auf den starken, eichenähnlich verkrümmten Zweigen die breiten Blätterdächer über den Boden legt, an die weiche Feige mit den schlangenförmig auseinanderlaufenden Aesten, mit dem großen, schön gelappten Blatt und den stiellos emporstehenden Früchten.

Vor Allen aber tritt der Oelbaum hervor, die Weide Italiens. Die Stämme desselben sind meist krumm, gespalten und zerrissen, als wären sie vom Blitze zerschlagen, so daß höchst abenteuerliche Formen hervorgehen. Auf diesem phantastisch aussehenden Torso stehen nun die dünnen, schlanken Zweige, die nach allen Richtungen in die Luft hineinfahren. Aus dem Wirrsal derselben vermag sich keine schön modellirte Masse zu bilden, und nur die Vereinigung vieler Bäume auf einer Fläche stellt einigermaßen das Bild eines Waldes dar. Das fahlgrüne, mattblickende Laub giebt einen trüben Ton und läßt so den Baum der Minerva in der That als ein an sich unschönes Element in der Landschaft erscheinen. Dennoch weckt er eine gewisse Weichheit der Stimmung, und wenn die Sonne hell auf die verwitterten Kalkfelsen am Meeresufer scheint und das Auge überall geblendet sich abkehrt, dann ruht es doch mit Wohlgefallen auf diesem grauen Grün.

Nicht leicht mag das Alterthum eine Pflanze dankbarer gehegt haben, als die nährende und für den Süden geradezu unentbehrliche Olive. Aber außer dem Reichthum ihrer Frucht, die das wahre Fett der Erde ist, haftet an ihr die Poesie der menschlichen Cultur. Als, nach der Sage, Poseidon und Athene um die Herrschaft stritten und jener mit dem Dreizack Wasser aus dem Felsen riß, ließ Athene neben dem Quell den Oelbaum hervorwachsen. Er ist das Geschenk der klugwaltenden Göttin, der erste Markstein eines ruhig bauenden und schaffenden Lebens, und bot sich so dem Frieden und der in ihm wirksamen Ordnung von selbst zum Symbol. Sein Zweig ist köstlicher als der stolze des Lorbeers. Ihn in der Hand naht der Bittende den Göttern, der Rathfragende dem Orakel; mit dem Oelzweige treten die Karthager, nachdem sie sechs Tage und sechs Nächte auf's tapferste gekämpft, vor Scipio, ihn um ihr Leben zu bitten. Auch das Morgenland kennt diese Deutung. Es ist ein Olivenblatt, welches der in die Wogen der Sündflut hingerissenen Welt verkündigt, daß der Himmel nicht mehr zürne. —

Aber der Oelbaum würde jener gefeierte Wohlthäter nicht sein, wäre er nicht zugleich auch von unverwüstlicher Dauer. Vom Feuer bis nahe zur Wurzel vernichtet, treibt er aus dem Stumpfe noch seine geheiligten Sprossen,

„Die kein greiser, kein junger Heerfürst
Je mit feindlicher Hand tilgend verheert:
Denn mit dem ewigen wachen Blick
Sehn Zeus Morios Augen ihn
Und helläugig Athene."

(Sophokles.)

Deshalb ist es ein treffendes Bild, wenn der Dichter, die Wohlfahrt und das Gedeihen des Hauses zu bezeichnen, dasselbe mit der vielzweigigen Olive vergleicht; und will der Prophet dem gebeugten Volke den Frieden und die Fülle einer wiederkehrenden goldenen Zeit schildern, so kann er seine Hoffnung nicht besser anknüpfen, als an die gesegnete, Alles überwindende Kraft dieses Baumes. (Hosea, 14, 7.)

Am stattlichsten und kräftigsten erscheint die Olive auf Korsika. Im Alterthum klagt noch Seneca, daß der Pallas Geschenk auf dieser Insel nicht zu finden sei; erst von den Genuesen wurden die Korsen zum Anbau des Baumes gezwungen. Aber jetzt gewährt er bis auf die Berggipfel hinauf überall seine Frucht, und neben den alten verfallenen Zwingburgen stehen seine dichten Pflanzungen als ein dauerndes, friedevolles Denkmal der Genuesenherrschaft.

Die Olive führt von selbst zu den eigentlichen Laubbäumen, welche in diesen Blättern besonders gezeichnet werden sollen. Ehe indessen hierzu übergegangen werden kann, ist noch ein zweites Baumgeschlecht zu nennen, welches in seinem ästhetischen Charakter ebenfalls an die Monokotyledonengruppe erinnert. Es sind die Nadelhölzer. Von den Naturforschern gewöhnlich als eine nordische Form beansprucht, haben sie doch in allen Zonen ihre Vertreter, von der Libanonsceder bis zu den Wachholder- und Föhrensträuchen der skandinavischen Tundern.

Sie bilden nach Oken's bezeichnendem Ausdruck das „Dach der Berge". Aus den Ebenen und Sandsteppen ziehen sie aufwärts, unter sich die Laubbäume zurücklassend. Wo der Granit seine Thürme in die Wolken baut und die Wasser donnernd aus dem Geklüfte springen, da steigt das schwarze Heer hinan und pflanzt die Lanzen auf. Zu den höchsten Gipfeln klimmen sie, und ist alles andere Gewächs erstorben, dann kriecht zu Boden geworfen das Knieholz (Krummholz, Pinus pumilio) weiter. In seinem Borstenhaar wühlt der Sturm, er zerrt an den langausgreifenden, dicht gegen die Erde gedrückten Armen; aber der Gnom schlingt seine Zweige nur um so fester ineinander und klammert sich mit eiserner Kraft an die Steine des Hochmoors, in den er hundert Wurzeln gegraben. Ja, auf den steilsten, nacktesten Alpenhängen haftet sein Fuß. Die dunklen Massen des Strauchs ziehen da oft über weite Strecken, einem unterirdischen Walde gleich, dessen Kuppen nur aus der Tiefe tauchen. Neben und unter ihm aber schickt die Alpenrose ihre purpurne Flut hinab. Hier verbirgt sich die Gemse, denn hieher dringt kein Verfolger, aber die Lawine, wenn sie verderbend von den Gipfeln stürzt, fängt sich machtlos in dem unzerreißbaren Netze dieser Baumzwerge.

Faßt man den Charakter des Fichtengeschlechts zusammen, so läßt sich sagen: er habe etwas Startes, bei den entwickelteren Arten Drohend-Erhabenes und Trauerndes zugleich. Nur die Lärchentanne mag als Ausnahme gelten. Sie ist ihres stahlfesten Holzes unerachtet ein weicher, heiterer Baum. Frei und luftig gehen ihre Zweige hinaus, um die sich die Nadelbüschel wie ein zierlicher Federkranz setzen; zugleich wirft sie, allein unter allen Zapfenträgern, im Winter das Laub ab, und es ist ein äußerst freundlicher Anblick, wenn sie dem Frühlinge die jungen Schossen fühlfädenähnlich entgegenstreckt, mit Blattknospen und karminglänzenden Kätzchen ringsum beputzt. — Gewissermaßen einen Gegensatz zu ihr stellt der buschigdichte, finstere Taxus (Eibe) dar, der alte Zauberbaum, der auch, wo er unverstümmelt wächst, nur geringe Höhe erreicht. Von andern Bäumen überragt und beschattet, behält er fast etwas Strauchartiges; aber dafür ist er zäh- und langlebiger als irgend einer seines Geschlechts, und übertrifft hierin selbst die nach Jahrhunderten zählenden Eichen und

Linden. — Die Wahlverwandschaft des Nadelholzes mit dem orientalischen Typus wird sich vielleicht am besten herausstellen, wenn der Verfasser jetzt das Bild einiger Arten giebt, an welche sich die übrigen als bloße Varietäten leicht anreihen.

Die Cypresse.

Die Cypresse gehört auch ihrer geographischen Verbreitung nach mehr dem Morgen- als dem Abendlande zu. Doch bildet sie bereits einen hervorstechenden Zug in der südeuropäischen Landschaft; unter dem Norden erscheint sie nur als heimwehkranker Flüchtling.

In stolzer Linie hebt sich der Stamm empor, während Aeste, Zweige und Nadeln im dichten Geflechte ihren Sammetmantel um die hohe Gestalt hüllen. Gleich einer Pyramide unten massig ausgebreitet und nach dem Wipfel hinauf immer schärfer sich zuspitzend, entwickelt der Baum einzelne Aestegruppen in vollen, edlen Formen, durch welche die mathematische Strenge des Wuchses angenehm unterbrochen wird und das ganze Gebilde den Reiz plastischer Schönheit erhält. Das Blatt, zur Nadel zusammengezogen, und noch mit dem Dufte getränkt, der dem unvergänglichen Holze entquillt, starrt regungslos um die Zweige und vollendet in der Tiefe seines Schwarzgrün, das kein Frühling verjüngt und kein Winter zerstört, den eigenthümlichen Ausdruck des Baumes. In der That möchte sich diese düstre Erhabenheit, dieses halb schläfernde, halb majestätische Schweigen kaum bei einem anderen Gewächse wiederfinden. Darum ist die Cypresse vor Allem ein Sinnbild der Trauer geworden. Durch ein Cypressengewölbe steigt der alte Dichter zur Unterwelt hinab, und wollen wir den Sarg unserer Todten schmücken, so darf neben Lilie und Palme der Zweig des geweihten Baumes nicht fehlen. So stehen im Garten der Alhambra um einen stillen Wasserspiegel her jene halbtausendjährigen Cypressen, welche die liebeglühende Maurenkönigin zum Andenken ihrer Freude und ihrer Schuld dorthin pflanzte. Mit ihrem Schatten decken sie das Grab des Geliebten, und noch glüht in zahllosen dunklen Rosen das Blut der Maurin. Aber kein flüsterndes Blatt nennt seinen Namen; dem verschwiegenen Baume entlockt kein Lufthauch ein verrätherisches Rauschen.



Pinie und Cypresse.

Ueberraschend ist der Contrast, in welchem die Cypresse aus den heitergrünen Gebüschen der Akazien und aus den blassen des Oelbaums hervortritt. „Wie die Cypress' im Garten", sagt Theokrit,

„so mit rosigem Wuchs schien Helena vor Lakedämon."

Und noch kühner vergleicht Hafis die Cypressen der schlanken Gestalt der Geliebten:

> Aus Erinn'rung deines Wuchses stehn Cypressen in dem Hain.
> Weil Cypressen auf den Fluren deine schlanken Glieder sehn,
> Bleiben sie darob erstaunet dorten eingewurzelt stehn;
> Vor der Haltung deines Wuchses nimmt Cypress' den Schleier vor!

Imposant wirken Massen dieses Baumes in langen Wänden; ebenso bilden sie, vereinzelt oder zu Gruppen gesammelt, vor den Fronten der Paläste einen großartigen Schmuck, der um so mehr an wirklich künstlerischer Bedeutung gewinnt, je mächtiger die Horizontallinien der Architektur sich strecken. Besonders schön erscheinen sie in der Nähe der Springbrunnen. Die steigende, fallende Wassergarbe, das magische Farbenspiel von tausend sonneblitzenden Tropfen, das üppige Grün der Moose und Lilien stellt ein fröhliches, unerschöpftes Leben neben die schweigende Todesschwermuth. Aber der schroffe Gegensatz löst sich in dem Rauschen des Quells, das in seinem ewigen Rhythmus von Kommen und Gehen die Seele in sehnsuchtsvolle Träume wiegt.

Und doch machen diese melancholisch in sich geschmiegten Bäume vielleicht nirgends eine tiefere Wirkung, als in den Vorhöfen und Umgebungen der Klöster. Hier sind sie so ganz an ihrer Stelle. Unter den schwer und feierlich aufsteigenden Wipfeln steht der Mönch; vor ihm thut in der Pracht des Sonnenunterganges ein Paradies sich auf; aber er sieht es nicht. Seine Gedanken brüten über lang verschütteten Bildern. Da ruft plötzlich die Klosterglocke durch die Stille, der Mönch verschwindet, und über dem trauernden Baume, wie über einem riesigen Sarkophage, taucht sanft der Abendstern empor.

Während diese Cypresse meist einsam steht, selten nur am Abhange sonniger Berge einen dunkeln Vorhang dahinziehend, sammelt sich die dicht-

belaubte Cypresse der neuen Welt (Cupressus disticha) in den Ebenen von Kalifornien, Louisiana und Virginien zu weitgestreckten Wäldern. Hier, bei dem Baume der Jahrtausende (es giebt einzelne, deren Alter auf viertausend Jahre geschätzt wird), wächst die Erhabenheit zu dämonischer Gewalt. Noch hat die Axt die Urwildnisse nicht gelichtet, noch keine Kunst die mit allen Schrecken erfüllten Moore ausgetrocknet, welche unter dem Namen der Cypressensümpfe verrufen und von Sealsfield so furchtbar lebendig geschildert sind. Riesenstämme von mehr als dreihundert Fuß Höhe und von unerhörter Stärke drängen sich an einander, ihre Zweige in einander flechtend und am hellsten Tage nächtliche Finsterniß verbreitend, so daß der Fuß, der hier eindringt, nur bei dem Scheine der Fackeln seine scheuen Tritte wagen darf. Wild übereinander gethürmte Blöcke und Stämme ragen aus dem bodenlosen Schlamme, in welchem Alligatoren, Schlangen und beißende Schildkröten lauern: die alleinigen Herren dieser unter der Glut einer fast tropischen Sonne qualmenden Hölle. Nur der Frühling ändert das düstere Bild; dann treten die Ströme brausend über und ergießen ihre trüben, schlammigen Fluten in meilenweiter Ausdehnung durch die feindselige Vegetation.

Die Pinie.

An die Cypresse reiht sich die Pinie. Sie stellt den weiblichen Typus des Nadelholzes dar, und zwar in der reinsten Gestalt. Eine rothschimmernde, Reben- und Epheuumsponnene Säule, am Wipfel die Aeste schlangenförmig hervorbrechend, und darüber im breiten Schirme die bläulichgrüne Krone. So steht dieser schlanke Baum als einer der edelsten, plastisch vollendetsten, gleichsam als die poetische Signatur des Südens da, und mit Recht lassen ihn die Maler auf italiänischen Landschaftsbildern nie fehlen. Schon auf den Wandgemälden von Pompeji herrscht er neben der Cypresse fast ausschließlich. — Gern sucht er die sandige, felsige Küste, er spiegelt sich in dem Meere, dessen Farbe seine Nadeln schmückt, und durchschneidet es als windbeflügelter Kiel. Deshalb weiheten ihn die Griechen dem uferbenetzenden, schiffetragenden Gotte, während der Römer auch in der Pinie

den Baum der Trauer und des Todes sah. Im deutschen Mittelalter erscheint sie nicht weniger bedeutungsvoll. Hier ist sie der Baum des Verraths. Unter einer Pinie gelagert verlockt Blanscandiz den Genelun zum Treubruch; im Pinienschatten beschließt der Paladin mit Marsilie Roland's Untergang. Vielleicht, daß sich so der Sage gewissermaßen unbewußt das Land versinnbildete, dessen verderblichem Zauber ihre Heldengeschlechter zum Opfer fallen.

Die Föhre.

In einem ähnlichen Verhältnisse wie Cypresse und Pinie stehen unsere Fichte und Föhre (Kiefer). Sie treten jedoch ungleich mächtiger hervor und bedecken wohl ganze Länderstriche so, daß die Tannen meist in den Urgebirgen, die Kiefern in den unfruchtbaren Alluvien herrschen. Auf diesem letzteren Umstande mag großentheils die traurige Stimmung beruhen, welche die Föhrenwälder hervorrufen, wenngleich ein solcher Wald auch an sich immer einförmig und melancholisch bleibt. Hier singt kein Vogel, keine Quelle springt, selbst die Luft steht still und schwül, und jede Vegetation muß in dem mit Nadeln übersäeten Sande ersterben. Nur das Heidekraut strickt unermüdlich sein dürres Büßergewand über das kraftlose Erdreich. Es ist gleichsam ein einziger großer „Waldkirchhof", zwischen dessen kahlaufragenden Säulen das Auge umsonst nach Leben sucht, bis es zuletzt auf der heißen Sandlinie des Pfades haftet, in dem schwarze Ameisenkaravanen hin und her ziehen und Cicaden schwirrend sich sonnen. Der Eindruck der Sterilität und der Verlassenheit überfällt in seiner ganzen Schwere den Sinn.

Ganz anders erscheint dagegen die Föhre am Rande frischgrüner Wiesen oder im Gemisch mit lichtem Laubgehölz. Da entsteht sogleich der wohlthuende Contrast, welcher auch die unansehnlichste Erscheinung zu heben vermag. Uebrigens ist ihr Wuchs freier, der Pinie verwandt, wie denn auch der rothe Brustpanzer der Stämme und das Meergrün der Nadeln dazu stimmt. Doch biegen sich diese Stämme oft in knorrigen Linien, und andererseits nehmen die Zweigmassen statt der Schirmform häufig die quirlartig-pyramidalische an. Dabei sendet die Föhre, im Gegensatz zur tief-

und weitwurzelnden Tanne, nur einzelne unsichere Klammern in die Oberfläche des Sandes, so daß sie im Sturme ächzend aufzuckt und oft ganze Reihen stürzen. — Selten haben Künstler diesen Baum dargestellt, aber er ist in hohem Grade malerisch. Es umgiebt ihn jene unfruchtbare Kahlheit, jene Sandmelancholie selbst mit einer eigenen Poesie, und Meister wie Everdingen und Blechen haben sie verstanden. Ihre Föhrenwälder sind Perlen der Landschafterei. Wie unwirthlich und trüb endlich die Kiefer erscheine: in der winterlichen Erstarrung der Natur ist sie (wie alles Nadelholz) dem Nordländer Ersatz und Hoffnung des Frühlings zugleich; sie verbürgt ihm, um mit Humboldt zu reden, „daß das innere Leben der Pflanzen gleich dem prometheischen Feuer auf unserem Planeten nie erlischt.“

Die Fichte.

Der edelste unter unseren Nadelbäumen ist unstreitig die Fichte. In den Nacken des Gebirges schlägt sie ihre Wurzeln und steigt in schwindelnder Steillinie empor, indeß sich ihre Zweige schwer hinabsenken: eine erhabene Pyramide, auf der der verhüllte Geist des Nordens thront, wie in ewiger Sehnsucht nach dem Süden trauernd. Majestät und Schwermuth mischen sich mit einem Zuge kühnen Trotzes in diesem Baume; seine düstere Pracht faßt uns ernstgebietend. Aber der wolkenanstrebende Wuchs selbst, das Sonnenlicht, das durch die Wipfel blitzt, der Sammetteppich zu seinen Füßen, die überall rieselnden Quellen, die Waldblumen umher, die zarte Traube der Circäa, die weiße Blüte des Wintergrüns, die rosige des Vacciniums, gemischt mit dem Purpur reifender Beeren, all dieses warme, farbige Leben löst das in sich zurückgescheuchte Gemüth, so daß es befreit sich neu erhebt.

Wie gerne denke ich hier deiner, einsames Erzgebirg! Aus finsterschattenden Schluchten schreitet ringsum der Wald hinan und von allen Zweigen tropft duftig das Harz. Kein Laut stört die Stille; nur drüben am Felsen murmelt der Bach. Das sind Stätten zum Sinnen und Träumen, verschwiegen und süß. Aber sinkt die Nacht in diese Thäler, dann kommt's beklemmend über dich. Du suchst die Höhe, wo noch in Sonnen-

glorie die ernsten Bäume ragen: ein Chor von Priestern, der die müde Erde segnet. Drunten aber steigt aus Nebelduft der Mond und hängt silberne Strahlen in die Wipfel; bald auch erwacht der Wind, und nun ertönen alle die tausend Saiten der großen Waldharfe in leisem geheimnißvollen Säuseln und „frommer Schauder" rührt das Herz. Es ist, als ob die Weltruhe, die auf dem schwarzen, schlafenden Gebirge lagert, mit einem Male Rede gewönne. Wunderbare Stimmen klingen, alle die Wünsche, die Leidenschaften verstummen; aber aus der Tiefe der Seele, wie aus einer geheiligten Flut, hebt sich der Engel des Gebets. —

In den Hochebenen, welche den Polarkreis einschließen, breiten ungeheure Fichtenwälder ihr Dunkel ununterbrochen über das Land. Die mächtigsten Stämme werden zu Tausenden niedergeworfen, und dennoch scheint der Wald noch so dicht, wie vordem. Der schäumende Strom trägt sie zum Fjord, zum Meer hinab, wo sie abermals bestimmt sind, ihre schlanken Gestalten emporzurichten, der Aeste und des dunkeln Nadelschmucks entkleidet, aber mit einer neuen, schneeweißen Hülle von Segeln angethan. Die biegsame Faser des Krautes ist des Baumes Herr geworden, und der König des Waldes, vor Kurzem noch so fest in der Erde wurzelnd, muß der weitgespannten Leinwand gehorchen, die von der zarten, blauäugigen Blume gewoben worden, welche kaum zu etwas mehr tauglich schien, als die Wiese zu zieren und die wilden Vögel mit ihrem Samen zu nähren.

Die Betrachtung darf sich jetzt zu den Laubbäumen wenden. Es wird indessen, um Wiederholungen zu vermeiden, auch hier ausführlicher nur auf die besonders charakteristischen Gestalten einzugehen sein, indem sich daraus das Verhältniß der übrigen, mehr vermittelnden Formen leicht ergiebt. Wir beginnen mit der Weide.

Dieser Typus wird im Süden vornehmlich durch den Oelbaum, im Norden durch die Weide selbst, durch die Pappel, die Espe, die Birke vertreten. In ihm herrscht ein freier, leichter Wuchs, zuweilen ein heiterer Schwung, oft aber auch eine elegische Weichheit, die bis zur Zerflossenheit

fortgeht. Mächtige Formen, energische, glänzende Farben wird man daher in dieser Klasse nicht suchen dürfen, wie denn einzelne der genannten Arten sich nicht selten in niedrigem, grauem Strauchwerk verlieren. Was oben von der Olive gesagt wurde, läßt sich von diesem ganzen Typus sagen: die Zweige sind locker und stehen ruthenförmig auseinander, die Blätter, ewig schwankend, sitzen an langen, dünnen Stielen, sind meist etwas hart und auf der Kehrseite hell gefärbt.

Die Weide.

Die Weide erscheint bei uns fast nur verstümmelt: mit plumpem Stamm und geschorenem Haupt. Selbst dem Beile verfallen, war sie auch ehedem der Baum des Fluches und des Urtheils, an welchem gehenkt wurde. An einer Weide hatte Judas sich erdrosselt. — Ihre zähe Lebenskraft entspricht ganz ihrem Habitus. Wenn der Baum seine jugendliche Krone emporhebt, kommt die Axt und „kappt" die glatten Zweige. Aber unverwüstlich, wie die Olive, treibt er nach jeder Beraubung neue Loden. Selbst in den Narben, die das Eisen zurückließ, sammelt sich die Kraft der Vegetation; sie schwellen, ein unförmlicher Kopf entwickelt sich, phantastische Gestalten wachsen heraus. Ja es ist eben diese Kraft, welche den immer dicker werdenden Stamm zersprengt, erst leicht ihn öffnet, dann tiefer hinab spaltet, zuletzt bis zur Wurzel aufreißt, so daß nun die Seiten sich auseinander werfen, und im Mondlicht das morschgewordene Innere leuchtet. Doch auch jetzt ist das Leben des Baumes noch nicht gebrochen. Denn während aus dem geborstenen Bauche parasitisches Gesträuch herausquillt, oder das Feuer der Hirtenknaben ihn bis auf den letzten Rest verkohlt hat, grünt auf der zerrissenen Rinde noch jeden Frühling ein Strauß von Zweigen, in dem manch munterer Vogel wohnt. Friedlich, wie zur Tränke wandelnde Heerden ziehen die Weiden den Bach entlang; auch stellen sie sich gern, als ein bescheidener Rahmen um das niedrig gelegene Dorf. Mancher malerischen Wegkrümme geben sie Schatten, und wir haben als Kinder oft unter ihnen gelagert, mit geübter Hand die vollsaftige Rinde von den Ruthen gelöst und an der rohen Musik der Bastflöte uns ergötzt! Aber wie lieb sie uns auch geworden aus den

Tagen fröhlicher Spiele und Lieder: solchergestalt blieben sie doch immer unschön und charakterlos. Nur wo sie unangetastet von Menschenhand emporwuchs, ist die Weide ein wirklich schöner Baum. Sie erscheint dann trotz der viel- und scharfrissigen Rinde und trotz der schmalen, spitzigen Blätter graziös, und die biegsamen Zweige, die rastlos ihre dunkelhellen Wellen schlagen, geben ihr sogar einen entschieden weichen Ton. Einige erheben sich dabei zu stattlicher Höhe und bilden breitkuppelige Kronen.

Die vollendetste Form zeigt die Trauerweide. Wie langherabwallendes Haar sinken die Zweige, wie niederrinnende Tropfen die Blätter hinab. Ganz in sich verhüllt, steht sie da: ein Bild weinender, weiblicher Klage, gegenüber der auch in der Trauer noch stolzen, das Gemüth auch im Schmerze noch feierlich erhebenden Cypresse. Daher werden Phaethons Schwestern, als sie wehklagend um den Verlorenen an den Ufern des Eridanus stehen, in Trauerweiden verwandelt, aber auch da vergessen sie des geliebten Bruders nicht und weinen ihre goldenen Thränen in die Flut; daher singt Desdemona, von dem höchsten Kummer betroffen, das ergreifende Lied von der Weide; daher reicht in Scott's „Braut von Lammermoor" Heinrich seiner Schwester Lucie einen Weidenzweig, als diese in ähnlicher Lage sich befindet. Ebendeshalb endlich bricht der Samländer, wenn die Freude des Pfingstfestes zu Ende geht, die Lindenlaube vor seinem Hause ab und setzt an deren Stelle ein Weidenzelt. — Wir stellen den Baum gern über den Grabhügel oder an den einsamen See; sehnend blickt er in den dunkeln Spiegel, um ihn aber zieht der Schwan seine Kreise, und aus der Tiefe taucht wie eine stille Sage die Wasserrose.

Die Pappel.

Die Pappel verräth in dem vornehmen Anstande ihre Haltung und in dem glänzenden Grün der festen Blätter sogleich die südliche Abkunft. Doch ist sie bei uns so eingebürgert, daß sie billig für deutsch gelten darf.

Vielleicht ist kein Baum so verschiedenartig betrachtet worden, als dieser. Der hohe, schlanke Stamm, an den sich ringsum die aufwärts strebenden Zweige mit ihrem dichten, dunklen Laube schmiegen, stellt das Leben der

Pappel recht als ein Sonnenleben dar. Darum wurde sie wohl von unseren Dichtern als ein Symbol der Sehnsucht, ja erhabener Trauer gefeiert, und auch die Alten mochten ihr eine ähnliche Bedeutung gegeben haben. Gewiß ist, daß sie diesen Baum vorzüglich häufig an Straßen, öffentlichen Plätzen, Gräbern und Denkmälern anpflanzten, daß — außer der Olive — keiner öfter auf ihren Münzen und Kunstwerken erscheint. Der Hain des Akademos bei Athen war ein Pappelgang.

Dennoch will uns die Pappel selten behagen. Am meisten hat sich ihrer die französische Gartenkunst bemächtigt, welcher ein Baum, der fast gar keine Individualität entwickelt, und selbst mit seinem Schatten kargt, besonders zusagen mußte. Die Pappel fügte sich leicht in das geistlose Ebenmaß dieser Gartenarchitektur, während sie doch auch, gehörig gruppirt, den Eindruck stolzer, schroffer Gravität geben konnte, welchen jene Parks trotz ihrer Rokokkospielereien nie zu verfehlen suchten.

„Der Pappeln stolze Geschlechter
Ziehn in geordnetem Pomp vornehm und prächtig dahin!“

heißt es in Schillers Spaziergang.

In ihrer ganzen Nüchternheit erscheint die Pappel auf unseren Landstraßen, deren Staub selbst ihr frisches Grün verlöscht. Welche Oede in diesen unabsehlich gedehnten Zeilen, in diesen kahlen, stangenähnlichen Wegzeigern! In der That: so poetisch der sorglos schweifende Fußpfad am grünen Waldesrand oder am Gartengelände mit seinen überhangenden Blüten und Früchten, so ermüdend prosaisch ist die gradlinichte Kunststraße mit ihren marklosen, aristokratisch hochgereckten Pappeln. Die „langen Müßiggänger“ gehören weder in die romantische Waldwildniß, noch an das Feld, das der Schweiß des Landmanns bebaut; vor Zollhäusern und Kasernen wollen wir sie uns gefallen lassen. Wer fände nicht bezeichnend, daß Napoleon grade diese uniformmäßigen Bäume liebte, und ihre Anpflanzung oft persönlich befahl? — Ihr langgestieltes Laub schlägt bei jedem Luftzug zusammen; aber selbst diese Bewegtheit, welcher die Pappel den Namen zu verdanken scheint, verstimmt, da sie doch sonst das Gemüth so innig anspricht. Es ist ein hartes, unmusikalisches Getön, belästigend wie ein Ge-



Birke und Weide.

schwätz, dem man sich nicht zu entziehen vermag. Und so hat auch die Fabel in der Pappel ein Bild der Geschwätzigkeit und des Dünkels gefunden.

Die sogenannte deutsche Pappel ist weniger steif, doch darf auch sie einen Anspruch auf Schönheit nicht machen. Ihr steht am nächsten

die Espe.

Derselbe schlanke Wuchs, dasselbe Blatt, nur zierlicher gestaltet und matter in der Farbe, dieselbe wässerige, blasse Rinde. Auch die Verzweigung hat etwas Aehnliches: aus einem geraden, doch niedrigeren Stamme entspringen in fast gleichmäßigen Zwischenräumen rechts und links die Aeste, meist spröde, parallele Linien bildend.

Die Espe stellt ihr herzförmiges Blatt wie Täfelchen auf einen langen, feinen, merkwürdig drehbaren Stiel, und dieser selbst steht nur mit einem schmalen Fuße auf dem Holze. So geschieht es, daß auch der leiseste Hauch die Blätter lüftet, und selbst bei ruhigem Wetter gewahrt man ein Gezitter von Grün und Silber, welches nie austaumelt; immer hört man dies seltsame, scheue Gelispel. Daran knüpft sich denn auch der Name der Espe, so wie jene weitverbreitete Legende von dem hochmüthigen Ungehorsam des Baumes. Als noch der Herr auf Erden wandelte, erzählt die Sage, beugten sich alle Bäume vor ihm, nur die Espe nicht. Darum wurde sie mit ewiger Unruhe gestraft, so daß sie bei jedem Windhauch erschrickt und zittert, wie jener Jude Ahasver, der nie rasten kann. In alle Welt zerstreut sind die Enkel und Urenkel des übermüthigen Baumes, ein zaghaft Geschlecht, ewig bebend und flüsternd in der übrigen Ruhe der Wälder. (Stifter.)

Die Birke.

Dem Froste und dem Sturme, dem Blitze und selbst der Fäulniß trotzend, im Sumpfmoor wie im dürren Sande gedeihend, bedarf die Birke nur einer Spanne Erde, ihre Wurzel hineinzusenken. Auf den norddeutschen Grasebenen steht sie in zerstreuten Gruppen und Hainen entlang; weite, schimmernde Waldstrecken füllt sie in den Tiefthälern von Norwegen, und

da selbst, wo ewiger Schnee den Kiölengrat umhüllt, klammert sie sich an die stiefmütterliche Scholle. Dort an der letzten Marke der Vegetation beugt sie sich über das Gestein, wie der trauernde Genius der Pflanzenwelt, in der Hand die umgestürzte Fackel: das grünende Leben sinkt wieder in den Schoß zurück, dem es sich schwerkämpfend entrungen. Es ist die Zwergbirke, deren Samen allein im Winter den Lemming und das weiße Rebhuhn nährt. — Vielleicht erstreckte sich ehedem das Reich der Birke weiter hinauf als heute. Auf Island wenigstens stand vor Alters die hohe Betula alba im dichten Walde von dem Meeresufer bis zum Fuße der Gebirge, und warf so ein wärmendes Gewand um die damals fruchtbare Insel, von dem jetzt kaum die Fetzen in Busch und Strauch zu sehen sind. Noch geht die Sage von Kohlenbrennern, die hier ihre Meiler baueten, und das Grabscheit braucht oft nur einige Stiche in die breitgelagerte Torfschicht zu thun, um auf Stämme von mehr als einem halben Fuß Stärke zu stoßen.

Man darf die Birke einen weiblichen, wo nicht weichlichen Charakter nennen, obgleich jener Dichter, eingedenk des Tributes, den einst der pädagogische Baum von ihm gefordert, sie hart und blutdürstig schilt. In leichtgeschwungener, oft anmuthig geschlängelter Linie steigt der Stamm hinauf, nach oben schwach gebogen, doch mit geschmeidiger Härte der Gewalt der Elemente widerstrebend. Grau bemooste Furchen zerreißen wohl unten die glatte, atlasartige Rinde, die aus dem Blättergrün hervorleuchtet,

„als wäre dran aus heller Nacht
das Mondlicht blieben hangen.“ (Lenau.)

Kein mächtiger Ast tritt aus dem zähen Holz, vielmehr fällt ringsum ein zierliches Reisernetz in langen Flechten herab, das sich kaskadenartig und immer lockerer aufbaut, bis die Krone wie in einem Federbüschel endet. Da ist auch nicht Raum für des kleinsten Vogels Nest: so luftig steht dies Zweigwerk da. Und nun dieser dämmernde Laubschein darüber hin! dieser zarte, durchsichtige Schleier, der immer schwebend und schwirrend sein fliegendes Gewürz ausstreut! Ist es nicht, als schmiege sich schmachtend eine Waldnymphe hervor?

Uebrigens ist es auch an der Birke zumeist die gesenkte Gestalt und das rastlose Gezitter der langgestielten Blätter, was die träumerische, selbst

schwermüthige Stimmung hervorruft, die diesem Baume den Namen der Trauerbirke verschafft hat. Ebendarum ist sie bei uns, wie im Süden die Cypressen, ein Schmuck der Friedhöfe geworden, und so als ein klagendes Finis Poloniae steht sie nordwärts, dort auf dem Grabe einer untergegangenen Nation. Die Dichter wissen ihr Säuseln zu deuten, und auch das Volk versteht es. Seit Geschlechtern klingt aus der Hütte des Lithauers, allenthalben den Wanderer begleitend, jenes rührende Lied:

Birke, Birke, arme Birke,
Warum bist du denn so traurig?
War's vielleicht der kalte Nordsturm,
War's vielleicht der rauhe Frost,
Der dir macht die Blätter starren?
Oder hat das böse Wasser
Dir der Erdenmutter Schutz
Von den Wurzeln weggespült?

Und der traurigen Frage antwortet in gleichem Geiste die Gegenstrophe:

Nicht der Frost macht mich erstarren,
Nicht das Wasser mich verkümmern;
Doch es kamen die Barbaren,
Und sie brachen meine Aeste
Und zerstampften um mich her
All das schöne grüne Gras.
Schade, Schade, daß von Osten
Auch die schöne Sonne kommt!

Eine gespanntere Stimmung giebt das Zwielicht des Mondes dem Birkenhain. Die schattenhaft zerfließende Gestalt des Baumes, das gespenstige Weiß des Stammes regen die Phantasie ahnungsvoll an. Nur im Vorfrühling, wenn der junge Blätterschimmer um ihre Zweige spielt, athmet die Birke sonnenfreudige Frische: sie bringt den ersten langerwarteten Gruß des wiedererwachten Lebens. Doch hebt auch der eintretende Herbst, der das Birkenlaub in kräftiges Gelb umfärbt, diesen Baum wieder lebhafter hervor.

Anders geartet ist die Heidebirke (Betula pubescens). Die freier aufstrebenden Aeste geben ihr ein munteres Ansehen, an den weichen Habitus der Hängebirke erinnert nur die leichte Biegung der Zweige, deren dün-

neres Laub geschwätzig auseinanderflattert. Heitere, man möchte sagen, mädchenhafte Grazie ist der Charakter des Baumes, und gerne schwingt sich der Dorfreihen um sein duftiges Maigrün. Die Heidebirke erfreut wie der Anblick eines schöngelockten, lieblichen Kindes, man denkt an lachende Blondköpfe; doch verliert sie sich auch eher als ihre ernste Schwester ins Dürftige. In einzelnen Gruppen, etwa inselartig aus dem Rasengrün hervortretend, oder in weiteren Zwischenräumen über eine große Fläche hin sich gleichsam die Hand reichend, oder auch im Gegensatz zu Eiche, Tanne u. dergl., giebt sie ein wirksames Motiv für die Landschaft: so besonders auf den holländischen Torfmooren, deren trübe Einsamkeit allein durch ihre Farben belebt wird. Als voller Wald ist indessen dieser Baum zu eintönig und geringfügig.

Für einen Ausläufer der Weidenform kann die Erle (Eller) gelten. Sie zeigt bereits eine größere Entwickelung und macht gewissermaßen den Uebergang zu den Bäumen mit ausgebildeter Krone, die wir an den Schluß stellen.

Die Erle

erscheint, wie die Weide, nur selten in unverkümmerter Gestalt. Sie wächst rasch; aber man köpft oder fällt sie, und nun treibt um den brombeerumrankten Stumpf ein Dickicht von Loden und Ruthen hinauf. Es wird ein Gebüsch, eine Gruppe von Schossen: Vor- oder Unterholz, das oft weite Flächen undurchdringlich bedeckt. In dieser Weise tritt die Starrheit des Erlenhabitus besonders hervor: der Stamm gerade, schlank, ohne durch markige Höhe zu imponiren, die Aeste in regelmäßigem Wechsel meist scharf und quirlartig herausspringend; das Blatt stumpf, derb, am zähen Stiele wenig bewegt. — Läßt man der Erle den freien Wuchs, so mildert sich diese Härte bedeutend. Der Baum gewinnt eine energischere, saftigere Gestalt; er lehnt in gefälliger Linie über den Bach, der seine Wurzel tränkt, und Zweige und Blätter wölben sich zu schattigen Schirmen. Auch die Rinde färbt sich

mit einem satteren Schwarz: in Allem ist die Wahlverwandtschaft mit dem feuchten Element sichtbar ausgesprochen. Treffend heißt es deshalb bei Lucanus: **fluminis aptior alnus.**

Die Erle gehört zu den Bildern heiterer Ländlichkeit, wie zu der ernsten Poesie einsamer Moorflächen und Weiher. Sie richtet sich gern dicht am Rande des Baches auf, und wer möchte sie in dieser Gesellung nicht reizend finden? Das tiefgrüne Laub und der schwärzliche Stamm dienen dem hellen Wiesenteppich zur Folie und stimmen angenehm zur Kühle des Wassers, das murmelnd seine Straße zieht. Die Blätterschatten werfen ein spielendbewegtes Netz über die blinkenden Wellen, darinnen sonnt sich die Forelle, und Schwalbe und Bachstelze kommen mit zierlichen Füßchen herbei, zu baden. Am Ufer zwischen Dolden und Halmen hangen Vergißmeinnicht hinab, gelbe Iris schauen fragend herauf; die Trift entlang weiden und lagern geruhige Heerden, eine Mühle klappert nahe bei, und zwischen den Büschen hebt sich patriarchalisch der Thurm des Dörfchens hervor. Zu diesem Idyll versteht sich der blauste Sonnenhimmel von selbst. — Aber die Erle folgt dem Bache hinab auch in die stilleren Thalbuchten und breitet um sie her das heimliche Dunkel, in dem das Reh sich birgt und das Rothkehlchen zwitschert. Das Wasser liegt tief und unbewegt, ein schwarzer Krystall; rechts und links aber drängen sich die Stämme im Halblichtschimmer geschwisterlich an einander. Ein Windstoß rührt sie an, sie schwanken, flüstern, der Waldgeist regt sich, das Reh springt auf — dann ist Alles wieder still. Das ist die Erle am Dorf und im entlegenen Grunde.

Anders, ernster wirken die Erlen im Moor. Da kommen sogleich die Sumpflagunen mit ihrem Brodem, die Wolken, die Einsamkeit hinzu und weben eine sagenhafte Poesie um die stillträumenden Bäume. Ein Ast, ein Blatt taumelt hinab, die Rohrdommel stöhnt im Schilf, Unken antworten aus der Ferne, wandernde Störche ziehen vorüber, dann und wann wirft ein matter Strahl seinen Schein auf die Wasser, die wie mit hundert Polypenarmen die einförmigen Strauch- und Buschinseln umschlingen. Ueberall weht ein unheimlich modriger Athem, selbst das Grün der Wasserpflanzen

ist fahl oder schießt in giftiges Gelb. Es liegt ein düsteres Brüten über der Natur und beklemmt das Gemüth. Aber bis zum Schaurigen steigert sich diese Stimmung, wenn dann der Nebel sich in die vielschossigen Bäume setzt und die Nachtluft über die Fläche streicht, daß die Blätter bebend zusammenschlagen, oder wenn der Mond sein Dämmerlicht in die Oede wirft, und Irrlichter gespenstisch hervorzucken. Das ist die nordische, das ist die echte Erlkönigslandschaft.

Wir gelangen jetzt zu den entwickeltsten Formen unserer Laubbäume, zu Eiche, Buche, Rüster und Linde. Ohne daß man sie gerade auf einen bestimmten Typus zurückführen könnte (am ehesten dürfte die Linde als Urform aufgestellt werden), unterscheiden sie sich von den bisher geschilderten durch einen kräftigeren, ausgearbeiteten Bau. Der Stamm kommt an Höhe den Nadelbäumen nicht gleich, aber er übertrifft sie an Mächtigkeit, indem er eine reiche, oft kühne Verästung nach allen Seiten ausschickt. Dadurch bilden sich gegliederte Partieen, feste Massen, die ihren Abschluß in der schönmodellirten Krone erhalten. In Uebereinstimmung hiermit ist das Laub saftiger, dichtgedrängt und im Ganzen breitgestaltet. Man könnte — käme es auf Namen an — diese Bäume vielleicht Kronenbäume nennen, wie man die Nadelhölzer etwa Stammbäume heißen dürfte.

Die Eiche.

Die Eiche ist der europäische Urbaum. Die Pelasger und jene Wanderschaaren, die einst an den Küsten von Griechenland eine Heimat suchten, verehrten ihn als Lebensbaum, als kostbare Gabe des großen Nährvaters. Seine Früchte sättigten sie, in seinen Stämmen fanden sie Wohnung, unter seinen Wurzeln sprang der tränkende Quell. Und selbst als längst die barbarische Rauhheit menschlicher Sitte gewichen war, erhielt sich die Verehrung für den Segenspender unverkümmert fort in dem Gemüthe der Völker. Bei Griechen und Römern blieb er dem Olympier geweiht, aus seinem Rauschen tönten ihnen Stimmen der Zukunft; der Deutsche aber und der Skandinavier sah das Haus des Donnergottes in dem Eichenwipfel, und ihre Priester pflegten die heilige Mistel, die auf ihm wuchert und in des blinden

Hödhrs Hand zum Todespfeil geworden war, an dem Balder, der jugendliche Gott des Frühlings, verblutete. In gleicher Weise widmeten Kelten und Slaven der Dryade einen geheimnißvollen Cultus. So hat diesen Baum ein ahnender Natursinn gleichsam wetteifernd mit einem Immergrün von Sagen und Gesängen umwoben. Zwar führt er in unserer deutschen Dichtung heute nur noch ein kümmerliches, um nicht zu sagen künstliches Leben; aber um so tiefer wurzelt er in Liedern und Geschichten solcher Stämme, die selbständiger als wir, oder entfernt von der großen Weltbühne, ihre alte Weise reiner bewahrt haben.

Kein zweiter Baum glich ihm an wildkühner Schönheit; aber keiner bot sich auch dem ersten Bedürfniß zu ausgiebigerem Dienst. Das Haus des Lebenden, der Sarg des Todten, das Schiff, das den Seefahrer trug, die Lanze, die der Jäger schwang: Alles gab die Eiche. Darum wurde ihre Pflege eine Pflicht, und schön sagt das angelsächsische Alphabet:

Eiche ist auf dem Land
Den Menschenkindern
Fleisches Behältniß (Sarg),
Fährt häufig
Ueber Wasserhuhnes Bad,
Erforscht die See:
Jeder habe Eiche,
Den edlen Baum!

Mark und Fülle zeigt ihr Wuchs, von der tiefausgreifenden Wurzel bis zum festen, schildgleichen Blatt und der derben, bronzenen Frucht. In dem trotzigen Zickzack ihrer Aeste und in den grandiosen Verkrümmungen ihres Stammes steht sie da als Baum der Stärke (Quercus robur), gleichsam als lege sie sich aus zum zerschmetternden Streich; es ist der graue Wälderkönig, den der Adler sucht und der Held zum Bilde nimmt. Wie treffend, wenn Homer die beiden Lapithensöhne als Hüter vor den Schiffen stehen läßt:

„zwei hochwipflige Eichen des Berges,
„Welche den Sturm ausharren und Regenschauer beständig!"

Und wie sinnvoll, daß die englischen Könige, wenn sie den Thron besteigen, sich eine Eiche erwählen, ihren Namen zu tragen und künftigen Geschlechtern lebendig zu erhalten!



Die Eiche.

Auch darin scheint sich die heroische Natur des Baumes anzukündigen, daß er sich äußerst selten zu eigentlichen Waldungen häuft. Der Eichwald ist nicht viel mehr als eine poetische Figur. Denn die Eiche steht einsam, oder im Gemisch mit andern Laubarten, die sie ehrwürdig-feudalistisch beherrscht. Nur in den nordischen Tiefebenen tritt sie oft zu schönen Gruppen zusammen. Das giebt dann Ruisdael'sche Bilder. Ein saftgrüner Rasen, ein blauer Himmel, ein klarer Quell. Da und dort hebt der Hirsch das stolze Geweih; er hat den Jagdruf aus der Ferne vernommen. Freundliche Blicke öffnen sich zwischen den schwarzen, grotesken Stämmen, und durch die dunkel-ernsten Laubmassen gleitet still ein goldener Strahl.

In ihrer ganzen Großartigkeit erscheint die Eiche auf den Höhen des Mittelgebirges. In der Urwaldswildniß muß man die tausendjährige sehn. Lessing und Rubens haben sie uns gemalt. Weit über die Quaderwände hinaus, tief in die steinernen Rippen schlägt die Wurzel ihre mißgestalten Pranken, als wolle sie die Erde spalten, und aus dem Grunde treibt und wächst es hinauf, langsam, aber riesengroß, bis zu der luftigen Himmelsstraße selber. Wie ein Harnisch legt sich die tiefdurchrissene Rinde dem Recken um Leib und Glieder, zornig zucken die knorrigen Aeste, und wo der Nordwind seine Speere gegen den Eisenstamm schleudert, deckt ihn die zottige Mooshülle mit dichtem Schilde. So hat er seinen Fuß droben eingegraben, der Alte vom Berge, ein reisiger, riesiger Held, und freut sich die Wolkenschlacht mit Aeolus und seinem wilden Heer zu kämpfen. Vom Boden aber rankt Eppich und Geisblatt hinauf, und Finken- und Amselschlag lockt aus seinen Zweigen.

Das ist die deutsche Eiche, die Sagenruine der Jahrhunderte. Sie hat Welf und Weibling, Ziska und Prokop, Friedland und die Schweden gesehen. Unter ihrem Wipfel mochte vielleicht das Dies irae verfolgter Ketzer grollend in die Nacht hinausklingen; ihr Schatten deckte wohl den räuberischen Landsknecht, wenn er dem Hufschlag des Saumthierzuges horchte. Sie steht noch, stolz und grün; aber es sind nur wenige ihresgleichen, an denen die Phantasie so sinnend die Marksteine der Geschichte zurückzählen kann, und wird dem Beile, welches unsere Zeit schonungslos gegen jede Pflanzung der Natur schwingt, nicht Einhalt gethan, so werden auch sie bald fallen.

— Wie ganz anders weiß das waldarme England die Zeugen seiner Vergangenheit zu ehren! Es ist stolz auf seine alten Eichen, und es hat ein Recht dazu. Da steht im Walde von Sherwood noch heute der Baum, unter welchem Johann ohne Land Audienz ertheilte, und dieser Baum war vielleicht schon zu Johann's Zeiten Jahrhunderte alt. Da ist die Eiche, in welcher Robin Hood, jener freibeutende Balladenheld, der Zerlegung und Vertheilung der königlichen Damhirsche präsidirte. Shambles heißt sie oder das Schlachthaus. Da ist die Parliamentsoak, in welcher er seine Versammlungen abhielt, die grüne Thaleiche, in deren thurmartig zerklüftetem Stamme der Wildschütz und sein ganzer lustiger Rath bei einander saß. Noch zeigt in Newforest ein Steinmal die Stelle, wo bis vor hundert Jahren jene Eiche stand, unter deren Zweigen Wilhelm der Rothe von Tyrrell's Händen fiel. Das Geschoß des Mörders hatte sein Ziel gefehlt, es traf den Stamm, aber abprallend durchbohrte es noch die Brust des Königs, der sterbend zusammenbrach. So erinnert hier jeder alte Baum an eine denkwürdige Scene oder Persönlichkeit. Und fragen wir, was diese Bäume schützte? Es ist der Geist der Gesetzeshoheit und der Selbstachtung. Der Geist, der die vielbewegte, stolze Geschichte Englands geschaffen hat, derselbe ist es, der über ihre Heiligthümer und Mäler wacht.

Die Buche.

Neben der Eiche gebührt der Buche der Preis unter unseren Waldbäumen. Sie liebt sanftgehobene Flächen und tritt gern von den Höhen des Gebirges auf die sonnigen Hügelzüge am Fuße herab. Durch ganz Thüringen, in den Harzthälern, auf Rügen, in den Holsteinischen Marschen herrscht dieser Baum; aber in der stolzesten Pracht seines Wachsthums blickt er über die Buchten von Kopenhagen, wie überhaupt der Norden das Buchenland ist.

„Unter allen Bäumen ist die Buche der geselligste, sie schießt ihre Wurzeln nicht tief in's Erdreich, sie muß mit ihren Schwesterbäumen kreuzen. So mit verschlungenen Wurzeln und Wipfeln trotzt ein Buchenwald den Stürmen und dem Sonnenbrand. Allein, ohne andern Schutz erliegt die

Buche bald der Witterung — vielleicht das treffendere Sinnbild eines Volkes, das lieber die Eiche zu seinem Wahrzeichen wählte, weil sie in trotziger Vereinzelung Sturm und Wetter die Stirn bietet." In Jugendkraft, leicht und doch stolz, wie aus Stahl, steigt der runde Schaft hinauf. Glatt und dicht umschließt ihn die silbergraue Rinde, von keinem Moose benagt, und wo es geschieht, zu dem Sammtgrün desselben freundlich contrastirend. Fast meint man daran die Härte des Holzes zu erkennen, das in der knappen Bekleidung gleichsam nackt erscheint und in seinen Anschwellungen das Bild eines muskelstraffen Armes giebt. Es ist bedeutsam, daß nach altem deutschen Glauben diesen Baum der Blitz nicht berühren durfte. Ast und Zweig treten erst in der Höhe hervor, sie greifen scharflinicht aus — fast wie die Zweige der Tanne — und drängen ihre Fächer zu einem einzigen Gewölbe zusammen. Aber so imposant dieser Rundbau ist, so fehlen ihm doch jene Tiefen und Gliederungen, welche den Kronen anderer Bäume einen ebenso plastischen als malerischen Reiz gewähren. Das stumpfeiförmige Blatt stimmt zu dem Charakter des Ganzen. Es bildet, der Verzweigung entsprechend, meist dachartige Schichten, die spitz auslaufen, oder es fliegt flockig auseinander, ohne in Massen zu verschmelzen. Festgewebt und an den kurzen Stiel geheftet, giebt es sich nicht zum leichten, tönenden Spiel des Windes.

Die Buche hat, das sieht man aus Allem, in ihren Formen eine gewisse architektonische Sprödigkeit, und es legt sich die Vermuthung nahe, daß eben der Buchenwald jener Naturtempel war, welchen die deutsch-christliche Baukunst in ihren Domen transfigurirte. Knüpft sich doch auch an diesen Baum, der schon seiner Frucht wegen den Vorfahren werth sein durfte, das älteste Geheimniß deutscher Weissagung und Schrift. Die ersten Buchstaben waren ja nichts anderes als Stäbe der Buche, die mit gewissen Zeichen versehen zu Boden geworfen und ausgedeutet wurden (Runen). — Vischer nennt die Buche starr, der Engländer Gilpin sogar schwerfällig. Dies Letztere ist jedenfalls übertreibend, und gerade das von dem englischen Aesthetiker so übel angesehene Laub macht vielleicht ihren schönsten Schmuck aus. Die Steifheit desselben wird bereits durch leise, am Saum hinziehende Biegungen erweicht; dazu quillt es in der üppigsten, saftigsten

Fülle hervor, und von der Sonne beschienen bietet jedes einzelne Blatt einen Spiegel, der die anmuthigsten Lichtwechsel entfaltet. Und so tief saugt es dieses Licht in sich ein, daß selbst, wenn der Frost es schon berührt, das Buchenblatt vor allem anderen Laube in den feurigsten Goldtinten erglänzt. Man darf wohl sagen, die Poesie der Farbe ersetze hier, wie an dem lichten Kleide des Stammes, was an der Form streng und derb erscheint. Aber auch diese Form bei aller Strenge wie gediegen, wie rein, wie geschlossen! Unter den Pfeilern des Buchenhochwaldes weht nicht mehr der wehmüthig-feierliche Hauch, das dunkle Sehnen, mit welchem uns sonst der Wald ergreift. Es ist der Geist gesunder Stärke, der hier seine Schwingen rührt und die Seele freudig spannt.

Zwar auch die Buche hat ihre Mystik. Sie liegt, wie schon angedeutet, in der Färbung, und gerade das vollste Tageslicht weckt sie am meisten. Wer den Thüringer Wald oder die Harzthäler durchzogen hat, wird diesen Zauber kennen. Gewaltige Blöcke, von Farrenkraut umwuchert, liegen zu den Füßen der ernsten Bäume, unter denen hervor kühlathmend der Quell seine Silberfäden zwischen Blumen und Wurzeln hindurchzieht. Ueber den Wipfeln aber brennt der Mittag. Jedes Blatt wird ein Sonnentropfen, ein funkelnder Smaragd, und grüngoldenes Märchenlicht dämmert durch die Halle. Der Fingerhut steckt seine Kerzen auf, aus den Steinritzen schlüpft die Eidechse, blauflüglige Libellen wiegen sich auf den Halmen. Dazwischen schießt ein Sonnenblitz an den Stämmen nieder, über den Moosteppich zittern schillernde Lichtkugeln, Alles ist seltsam still, wie verzaubert; aber unten, wo das Waldthor sich öffnet, winken Wiesen und Dörfer, ein Flüßchen leuchtet auf, und befreundet grüßt melodisches Heerdengeläut.

Die Rüster.

Die Rüster (Ulme) hat einen gemischten Charakter, der schwerer zu fassen ist. Sie erinnert in der Spröde und Schärfe ihres Blattes und Stammes an die Buche, dagegen zeigt die schlaffe, wenn auch dürftigere Verzweigung eine Verwandtschaft mit der Linde. Im Ganzen überwiegt der harte, zähe Zug. Der Stamm geht meist kräftig in die Höhe, aber die



Ulme und Linde.

Rinde ist von schneidenden Furchen durchzogen, die Zweige, die von unten auf wie wirres Haar den Wuchs umhüllen, hangen zerrissen herab. Dabei fehlt es der Krone an energischer Fülle; das Blatt ist spitzgezähnt, staubtrocken, und dünn über die Zweige gestreut; unten endlich umstarrt den Stamm ein Gestrüpp von Schößlingen, so daß man sich nicht leicht versucht fühlen wird, unter diesem Baume zu rasten und die lieblichen Träume zu spinnen, die uns sonst im grünen Blätterschatten durch die Seele ziehen. Aller Farbenreiz ist weggewischt aus diesem abgetragenen Laube, das auch im Winde klanglos aneinanderschlägt, und statt von den Liedern munterer Sängerkehlen von dem Gekrächz der Krähen erfüllt wird. Die ungesellige Einsamkeit, in der dieser Baum von anderen wie von seinesgleichen sich sondert, kann den spröden Eindruck der Rüster nur steigern. Weder heimisch im Wald noch im Garten, steht sie verstört an Rainen, Hecken und Wegen, oft in den eigensinnigsten Formen verknorrt. — Im Süden, wo die Rebe ihre Gewinde um die Ulme schlingt, erscheint sie gleichsam verjüngt, und ist so ein beliebtes Bild der lateinischen und italiänischen Lyriker geworden, obgleich die vielbesungene Ulme von Hirsau zeigt, daß dieser Baum sich auch bei uns zur Schönheit entwickeln könne. In diesem Falle geht er in den Lindentypus über, den die Stielrüster (Ulmus effusa) mit täuschender Aehnlichkeit darstellt. Solche Ulmen stehen um die Dörfer der Pfalz in dichten Reihen. Man sieht darunter die stattlichsten Bäume, und manchem hat die Sage Heiligkeit gegeben. So die Ulme von Pfedersheim: ein geweihetes Wahrzeichen der Reformation. Als Luther von der Ebernburg herab nach Worms zog, kam ihm eine Schaar Edler entgegen; unter ihnen Frundsberg. Neben dem „Rollwäglein" des Mönchs einherreitend, hub der ergraute Feldoberst an: Herr Doctor, glaubet Ihr denn in Wahrheit, daß Eure Lehre bestehen werde? Sie ist Gottes, sagte Luther, und was aus Gott ist, kann nicht erliegen. Banget Euch nicht vor dem Reichstag? fragte Frundsberg weiter. Da sprach Jener das glaubenskühne Trotzwort: Und wenn so viel Teufel zu Worms wären, als Ziegel auf den Dächern, doch wollt' ich hinein! und auf ein schwaches Bäumchen am Wege deutend, setzte er hinzu: So wahr dies Reislein zum Baum erwächst, so werden sie meine Lehre nicht dämpfen! — Das Reis ist die Lutherulme. Noch bis vor einem

Vierteljahrhundert frisch und voll, haben endlich Sturm und Alter das prächtige Gewächs gebrochen. Seine Tage sind gezählt; die sorgsame Ummauerung kann nur kurze Frist gewähren. Denn der Baum steht allein, frei, allen Elementen preisgegeben. Aber unvergessen wird kommenden Geschlechtern die Stelle bleiben, an welche der große Reformator seine Weissagung knüpfte.

Die Linde.

Der Linde gebührt der Preis unter den deutschen Bäumen. Kein anderer mag ihr in Schwung und Anmuth, in Stärke und Weichheit verglichen werden, und nicht umsonst hatte sie Aphrodite zum Heiligthum erwählt. In edler Mächtigkeit mit der Eiche wetteifernd, erhebt sich der Stamm; ruhig und groß greift die Krone hinauf; aus allen Röhren schießt Zacken und Zweig. Aber wie der Strahl des Springquells im melodischen Bogen sich wieder senkt, so rundet sich das spitzaufdringende Astdickicht gefälligen Schwunges wieder hinab und zerläßt seine Kraft in einem Zweiggehänge, das auch ohne Sommerschmuck noch schön ist. Um diesen reizenden Bau schmiegt sich die Fülle der Blätter, jedes ein leichtbewegtes, grünes Herz; die Blüte hängt ihre Duftfäden daran, und wie in einem wogenden Busen verschwimmt in ihrem lockeren Umriß das Geäst. So bildet das Ganze einen einzigen Laubpalast voll Majestät und Lieblichkeit.

Mag es immer nur ein absichtsloses Spiel der Sprache sein: aber der wohllautende, weiche Name gebührt der Linde, die in unserer Dichtung ähnlich steht, wie jener kummerlösende Baum des indischen Märchens, zu dem Damajanti um ihren Nalas ruft. Denn auch sie ist der Baum der Liebe und der Lieder. Unter ihrem Schatten murmeln die Brunnen, in ihren Blüten summt der emsige Päan der Biene, in ihrem Duft athmet das Volkslied. Darum begegnet uns bei keinem unserer neueren Dichter die Linde öfter und bedeutungsvoller als bei Uhland, und die heitre, ich möchte sagen, mütterliche Milde des Baumes ist kaum je schöner ausgesprochen als in der bekannten, weichmelodischen Strophe:

Ich saß bei grüner Linde
Mit meinem trauten Kinde,
Wir saßen Hand in Hand;
Kein Blättchen rauscht im Winde,
Die Sonne schien gelinde
Herab auf's stille Land.

Die Linde ist bei uns kein Waldbaum; aus der Wildniß tritt sie an den Menschen und sein Haus. Selbst in den Pomp der Königsstädte hat sie, ein frommer Gruß der Natur, ihn begleitet. Aber dort ist ihre Heimat nicht. Im Dorf, auf dem Burghof, am Quell; auf dem Hügel, wo die Schnitter rasten, im Thal, wo die Schalmeien klingen: da ist ihre Stelle. Das ist der Idyllenbaum, in dessen luftiger Kühle die Stillleben der „Luise" sich entfalten, unter dessen Zweigen die Jugend sich zum Spiel und die Alten zu ernster Rede sammeln; das ist die Linde, in deren Schatten der Dichter träumend sein Leid vergißt, in deren Rinde er die theuern Namen schreibt, aus deren Wipfel die Nachtigal ihn und seine Minne grüßt:

under der linden
an der heide,
da unser zweier bette waz:
da muoget ihr vinden
gebrochen bluomen unde graz,
vor dem walde in dem tal
tandaradei!
schone sanc diu nachtegal!

(Walter v. d. Vogelweide.)

Unter einer Linde ist der herrliche Sigfried in sein Blut gesunken, und über Deutschlands gefeiertsten Sänger wölbt sich zu Ottensen ein Lindenpaar, aus dem Grabe der Liebe ihr blühendes Leben treibend:

Drum, wenn ich einst gestorben bin,
Pflanzt eine Linde mir auf's Grab,
Die Blüte duftet, es duftet das Laub,
Das wehen die Winde nicht ab.

Eine besondere Gruppe bilden die Bäume mit zusammengesetzten Blättern. Es sind Esche, Akazie, Kastanie, Nußbaum, denen um ihres eigengeformten Laubes willen noch Ahorn und Platane angereihet werden

können. In Norddeutschland pflegt keiner dieser Bäume massenartig aufzutreten, und nur selten erreichen sie die Größe unserer Eichen, Linden und Buchen, obgleich eine gewisse wuchernde Saftigkeit sie alle charakterisirt. Es wird genügen, sie in leichteren Skizzen vorüberzuführen.

Der schönste unter ihnen möchte neben dem verwandten Ahorn die Platane sein. Der Schaft der letzteren strebt in kräftigschlankem Wuchs empor, von der saubern, rostgrauen Rinde wie von Metallschildern umschlossen. Vertrocknend fällt diese in Blättern und Schuppen ab, und indem dadurch frische Schichten aufgedeckt werden, zeichnet sich der Stamm mit Feldern und Konturen, die in ihren bunten Verschlingungen eine malerische Runenschrift zu bilden scheinen. Die Zweige recken sich weitarmig aus, in vollen Zügen Luft und Leben athmend. Die Blätter, handgroß und phantastisch gezackt, sind dicht über das Zweiggebäude geworfen; an langen Stielen flattern sie wie windgeschüttelte Locken und geben dem Baume eine eigenthümliche romantische Schönheit. Uebrigens spricht Heiterkeit und Milde aus der sonnigen, offenen Gestalt. Daher waren Platane und Ahorn vormals eine Zierde der Pfalzen, und der Cultus, welcher ihnen ohne Zweifel im Heidenthume zukam, scheint sich selbst noch auf das Mittelalter übertragen zu haben. Man netzte ihre Wurzel mit Wein; ward der Baum gefällt, so geschah es baarhaupt, knieend, unter Anruf und Gelübden.

Neben den Ahorn stellt sich die Esche, der sagenberühmteste Baum des Nordens. Eine Esche ist Ygdrasil, der Baum, der das Weltall trägt, und aus einer Esche und einer Erle bildeten die Söhne Börs das erste Menschenpaar. Ihren Schatten fürchtet und flieht die Schlange. — Es mochte nicht sowohl die Schönheit, als vielmehr die Kraft und Höhe sein, welche dem Baume diese bedeutsame Stelle gab. Ebendeshalb ist er in den altdeutschen Gedichten, mehr noch als die Eiche, ein Bild der Helden. So wird Walter von Aquitanien der sturmumtobten Esche verglichen, als er auf dem Wasichenstein von Gunther und den Burgunden überfallen, dem vereinten Angriff widersteht. Damit stimmt das Lob im angelsächsischen Alphabet vollkommen überein:



Roßkastanie und Akazie.

Esche ist überhoch,
Den Menschen werth,
Fest im Grund,
Hält recht Stand,
Wenngleich sie anfallen
Viele Männer. —

In ähnlicher Weise war bei Griechen und Römern dieser Baum den Gottheiten des mordenden Kampfes geweiht, denn sein schwer zerbrechliches Holz lieh dem Speerwerfer die Waffe, und das lateinische fraxinus steht (wenn auch nicht so typisch als das altdeutsche ask) geradezu für Lanze. — Sie treibt den tüchtigen Stamm in geradem Zuge hinauf, ähnlich der Buche, nur daß ihre von gelbgrünen Flechten überzogene Rinde einen weicheren bröckelnden Charakter hat. In der Höhe erst laden sich die Zweige aus, die dann edelgemessene Linien bilden. Ueberhaupt erscheint der Baum „stilisirt"; er erinnert an Poussinsche und Claudesche Landschaften. Am wenigsten schön ist sein Laub, dessen Sägeform, unerachtet des hangenden Blattes, einen etwas spitzigen Baumschlag erzeugt, der jedoch sehr schöne Herbsttöne annimmt. Bei alten Bäumen entfaltet es großen Reichthum, und prägt sich zu jenen plastischen Formen aus, um derentwillen die Esche auf den sogenannten historischen Landschaften vorzugsweise verwendet wurde. Bei jüngeren Bäumen ist es mager, in Büschel zerrissen.

Die Akazie giebt sich durch die mimosenartige Zartheit ihres Blätternetzes, durch das Arom der Blütentraube, sowie durch die schirmähnliche Verzweigung der etwas kahlen Aeste sogleich als Einwanderer zu erkennen. Auch wird sie von unserem Klima meist in einer Art Dürftigkeit, um nicht zu sagen Kränklichkeit gehalten, und das scharfrissige Netz, mit welchem ihre Rinde durchfurcht ist, leiht ihr etwas Sprödes. Seine blumenhafte, zierliche Statur eignet den Baum zu einem Schmuck öffentlicher Plätze, Brunnen und Schloßfronten; besonders gilt dies von der kleinen Kugelakazie, die an sich steifer, durch ihre satte Farbe und durch die runde Form in die Pfeilerlinien und Würfelkanten der grautönigen Architektur einen Wechsel bringt, ohne gerade zu verdecken oder zu beeinträchtigen.

Auch die Roßkastanie gehört ursprünglich einer milderen Zone an. Dennoch grünt sie am frühesten unter allen hier zusammengestellten Bäumen.

Wenn im Strahl der Märzsonne allerhand Kräuter geschäftig hervorkommen, dann kochen und schwellen ihre großen, harztriefenden Knospen, ungeduldig, die Winterhülle abzuwerfen. Nach einem ersten lauen Regen öffnet sich der grüne Fächer, dessen Stiel mit seinem kleinen Roßhufe keck auf die Zweige tritt, doch hangen die Blätter noch schlaff und schüchtern herab, wie eben ausgeschlüpfte Schmetterlinge. Aber in wenigen Tagen kommt ihnen Frische und Spannkraft, und nun strecken sie die Finger breit und seltsam umher, als wollten sie den Sonnenschein greifen. Dazwischen springt schon hier und dort ein Blütenkegel in die Höhe, und bald hat der Baum die festlichen Leuchter entzündet, Thürmchen an Thürmchen hebt sich kraus und weiß empor, und das Ganze flackert wie eine Frühlingsgirandole. Sind die Blüten gefallen, hat das üppig hervordrängende Laub alle Lücken gefüllt, so bleibt nur noch eine mächtige tiefdunkle Blätterkugel, die in ihrer gestaltenarmen Monotonie eben nicht schön ist. Wohl aber läßt sich gerade um dieses regelmäßigen, symmetrischen Baues willen auch dieser Baum — wie die Akazie — mit Erfolg auf Promenaden und Vorhöfen verwenden.

In stattlicher Breite, wohlgemuth und kräftig, entfaltet sich der Nußbaum. Die Zweige, die sich leicht gebogen hinausschwingen, treten von unten auf voll um den Stamm und dehnen sich weit umher. Oben gliedern sie sich zu einem ansehnlichen Wipfel, wenn nicht die Kälte seine Entwickelung hindert. Die Rinde ist glatt und mattfarbig. Sie sowohl als das herbduftige, langgeschlitzte Laub stimmen zu der strotzenden Wässrigkeit dieses Baumes, der in unseren Knabenerinnerungen mit der Dorfschule und ihrem Meister unzertrennlich verwachsen zu sein pflegt. Die knappen, festen Schalen mit ihrem Milchkern, so lockend ausgehängt und so kunstvoll erbeutet: das sind helle Punkte des Jugendlebens, und wir begreifen nicht recht, was unsere Ahnen trieb, den gesegneten Früchtespender gerade der Nacht und ihrem schwarzen Gefolge zu weihen. Der Nußbaum tritt nach dem Glauben der Väter der dem Licht- und Blitzgott geheiligten Eiche gegenüber; beide können nicht neben einander stehen, ohne zu Grunde zu gehen, wie ja auch Schwarz- und Weißdorn von Alters her verderbliche Feindschaft gegen einander tragen. So ist der Erbhaß zwischen Ormuzd und Arhiman auch in den Frieden der Pflanzenwelt gedrungen. — Einen desto freundlicheren

Sinn hat es, wenn die Nuß in den mittelalterlichen Allegorieen als Symbol der Wiederschöpfung gefeiert wird. Sie ist der Kern, aus dem das erstorbene Leben stets wieder aufsproßt; in dem grünen Ei liegt die Gewähr neuen Wachsthums.

Wir übergehen die Obstbäume. Schon der Name sagt, daß ihre Bedeutung nicht in ihnen selbst, sondern vielmehr in der Frucht liegt. Ihr opfern sie in der That Schönheit und Größe, wie ja das Nützliche nur seltner auch das Schöne ist. Einen ästhetischen Stoff können diese Bäume daher nicht bieten, und es gehört zu den Seltenheiten, wenn Maler sie als Staffage verwenden. Viel trägt zu dem nüchternen Eindrucke derselben unstreitig schon der Umstand bei, daß wir sie nicht in der Freiheit der Natur erblicken. Der Poesie von Wald und Feld entrissen stehen sie als Diener und Nährer des Menschen in der Umzäunung seiner Gärten, von seiner Kunst „gezogen" und „geschult". Aber auch abgesehen davon ist die Gestaltung wirklich das Unscheinbarste an den Obstbäumen. Ohne kräftigen Stamm, ohne augenfällige Höhe, ohne malerisch in einander greifende Verzweigung gleichen sie morschen Holzgestellen, und ihr trübes, graugrünes Laub ist nicht geeignet, sie zu beleben.

Am unbedeutendsten ist die Kirsche. Sie tritt oft kaum aus einer gewissen strauchartigen Dürftigkeit heraus, und selbst die durchsichtige beerenähnliche Frucht, wie schön immer, scheint diesen Eindruck nur zu verstärken. Dies fühlt man auch noch im Anblick jener gewaltigen Bäume, welche in den Voralpen so häufig an Straßen und Dörfern stehen. Es sind starke Stämme, mit deren Höhe die winzige „Vogelkirsche", aber auch die feingraue, oft seidenglänzende Rinde einen sonderbaren Contrast bildet. Hingegen machen nun allerdings Birn- und Apfelbaum zuweilen eine Ausnahme. Der erstere namentlich erhebt sich öfter zu bedeutender Größe, seine Blätter haben einen frischeren Glanz, die Zweige schließen sich zu runden Wipfeln. Zugleich ist er der einzige Fruchtbaum, der hie und da noch verwildert umhersteht. Aus den Kornfeldern ragen sie dann mächtig empor; ungleich jenem sagenhaften Birnbaum im Walserfeld, dessen Wiederaufgrünen den letzten großen Weltkampf verkündet, deuten sie den stillen Segen des

Anbaues: trauliche Sammelplätze der Schnitter und der Alten, wie das Goethe in Hermann und Dorothea schön gezeichnet hat. Der Apfelbaum ist niedriger und flacht seine Zweige meist zu Schirmdächern ab; man erkennt die Vorsorge, mit welcher er die sonnenbedürftige Frucht dem reifenden Strahl entgegenhält. Er gehört an das Strohdach des Bauern, in den Grasgarten, auf die Landstraße.

Den einzigen Reiz gewährt den Obstbäumen ihre Blüte. Was wäre der Mai ohne sie? Welche Ueberraschung, wenn dann zuerst der Pfirsich über Nacht aufsteht, alle Zweige schimmernd, wie ein purpurnes Wunder des Frühlings! Wie leuchtet der duftige Schnee des Kirschbaumes! Wie rosig dämmert's um den bienendurchsummten Apfelbaum! Wie schön, wenn im Windeswehen tausende von Blättchen herabwirbeln und taumeln, niedliche Trinkschalen, aus denen thaudurstige Käfer nippen! — Der Zauber der Frühlingsverjüngung tritt gerade hier besonders ergreifend entgegen, und mit den Blüten am Baum erwachen die im Gemüth. Aber bei alle dem ist dieser Schmuck im Grunde doch zu hinfällig und zu winzig, um ästhetisch und physiognomisch in Betracht zu kommen: „die kleinen Kinder wollen gegen den Vater nichts heißen" (Vischer). Wer hätte denn auch schon blühende Bäume gemalt? Es müßte getupft und spielerisch aussehen.

Dasselbe gilt von den Früchten. Der dralle Ball des Apfels, die gelbe Honigglocke am Birnbaum, die saftschwellende, flaumumhüllte Aprikose, alle die Gaben Pomona's hangen doch nur wie ein Nürnberger Weihnachtstand an den Bäumen. Sie lachen und winken mit ihren rothen Wangen dem Knaben, der sie erklettert, dem Wanderer, der sie herablangt, dem Fahrenden, dem sie sich bequem in den Schoß legen. Es ist der Genuß, der an ihnen reizt. Oder wer, wenn er an lauen Tagen im Baumschatten lagert und nun plötzlich die reife Frucht aus der Stille über ihm herabschlägt, wer dächte nicht eben an's Suchen und Essen?

„Ueber Rosen läßt sich dichten;
In die Aepfel muß man beißen."

Auch der Farbenreiz, mit dem das Obst uns ergötzt, ist nicht viel mehr als ein sinnlicher. Auf ihm beruht das schöne Bild, in welchem Sappho die erröthende Braut dem Apfel vergleicht,



Obstbäume.

„Der rothwangig erglänzt an dem obersten Aste des Baumes,
Hoch im Wipfel dort oben — er ward beim Brechen vergessen,
Nein, nicht ward er vergessen, doch war er nicht zu erreichen."

Tritt eine andere, tiefere Stimmung hinzu, so kann es nur die bewundernde und dankbare sein, in welche der Reichthum der Naturgaben den fühlenden Menschen überall versetzt. Uhland's Lied auf den Apfelbaum spricht diese Stimmung in herzlicher, gemüthvoller Weise aus, ohne daß der Dichter sich etwa verleiten ließe, den Baum um der Schönheit willen zu preisen. Er ist ihm der wundermilde, gesegnete Wirth, der den Hungrigen und Durstigen labt — nichts weiter, und so wollen, dünkt mich, die Obstbäume insgesamt angesehen sein. Ihre Aufgabe ist zu „tragen".

II.

Charakterbilder aus der Vogelwelt.

II.

Charakterbilder aus der Gegenwart

Unter den mannigfaltigen Geschlechtern der Thierwelt haben die Vögel von jeher Aufmerksamkeit und Wohlgefallen des Menschen erregt. Der Lerche, dem Storch, der Nachtigal, der Schwalbe erklingen seit uralten Tagen Chöre von Liedern, und der Volksmund begrüßt sie auf ihrer luftigen Fahrt mit tausend trauten Wandersprüchen. Ohne die Vögel würde selbst der Frühling trauern, so wie durch ihre Flucht der Winter um so unheimlicher und öder wird. Nun sind freilich die Säugethiere vollkommener organisirt, auch haben ihre geistigen Anlagen einen größeren Umfang. Die bildende Natur hat außer dem Menschen vielleicht nichts Edleres hervorgebracht als das Roß, „das den Streit von ferne riecht", und gewiß sind Elephant und Löwe ungleich großartigere, Windspiel und Gaselle ungleich schönere Thiergestalten als irgend ein Vogel. Aber dessen ungeachtet scheint die Klasse der Säugethiere sich gleichsam nur in einzelnen wenigen Individuen zu ihrer Vollendung zusammenzufassen; viele von ihnen sind entschieden unschön und widerwärtig. Unter den Vögeln dagegen giebt es kaum einen, den man häßlich nennen dürfte, und bei allen sonstigen Mängeln ihrer Organisation zeichnen sich diese geflügelten Völker des Luftreichs durch gewisse Eigenthümlichkeiten aus, die ihnen das Interesse des gemüthvollen Betrachters neben und theilweise selbst vor jener höheren Thierklasse sichern.

Schon das Nest des Vogels, dieses weiche Bett im grünen Laubversteck, von der sorgenden Liebe gewoben und gehütet, von den Liedern der Liebe umschwebt, welch' ein einziges Bild! Welches Wunder der Natur, das lieblicher und sinniger wäre? Nach dem Vogelnest zucken Kindern die

Herzen und Hände, und der Mann bleibt bewundernd davor stehen und fühlt den warmen Hauch des Gottesodems, in dem alles Geschaffene lebt und webt.

„Hoch vor Freuden hüpfet mir
In der Brust das Herze,
Als ob es gefunden schier
Vögleins Nest im Märze!“

heißt es bei einem alten Minnesänger. Und nun der Vogel selbst! Welch' leichte, luftige Gestalt! Wie frei hebt sich auf dem schlanken, beweglichen Halse der Kopf empor; wie schön wölbt sich die Brust dem Strom der Wolken und Wellen entgegen! Wie reizend sind die weichen Linien des dahinsegelnden Schwans; wie kühn und stark stemmt sich der Adler auf den straffgespannten Fuß! Dazu nehme man die Farbenpracht und die zarte Zeichnung des Gefieders, womit die Natur ihre Lieblinge so reich geschmückt hat, die bunten Decken, Bänder und Streifen, die schillernden Flecken, Perlen, Augen und Ringe, das metallische Schimmern und Spielen von Blau und Grün und Roth, die leuchtende, reine Frische ihres Weiß und Schwarz. Ist doch selbst das Grau der Krähe mehr als jene stumpfe, farblose Auflösung aller Farben, welche wir sonst wohl mit diesem Namen benennen.

Was uns aber am meisten an den Vögeln anzieht, und wodurch sie gleichsam über den Kreis des gewöhnlichen Lebens hinausgehoben werden, ist das Vermögen des Fliegens. Durch den Flug vorzüglich erscheint der Vogel dem Naturmenschen dämonisch. Die glücklichen, ruft der Dichter,

„die glücklichen Vögel
Wohnen und spielen vergnügt in der ewigen Halle des Vaters!
Raums genug ist für alle; der Pfad ist keinem bezeichnet,
Und es regen sich frei im Hause die Großen und Kleinen.
Ueber dem Haupte frohlocken sie mir, und es sehnt sich auch mein Herz
Wunderbar zu ihnen hinauf.“

(Hölderlin.)

Aber welch' eine Fülle freiester und schönster Bewegungen entfaltet sich hier auch! Dieses majestätische Kreisen und Schwimmen, dieses wählige, selige Schwanken und Schweben, dieses Huschen und Flattern, dieses Schießen, Sinken und Steigen,

„jetzt, wo drunten der Waldstrom braust,
jetzt, wo oben die Wolke saust,
jetzo mit einem Mal
nieder von Berg zu Thal:“

(Deinhardtstein.)

fürwahr es ist, als tummeln sich die Geister der Luft in Spiel und Reigen, und es gehört kaum weniger als die groteske Sprachgewalt eines Fischart dazu, dies ganze heißblütige Leben mit seiner Leidenschaft und Lust, seiner Neugier und Furcht, seiner Kühnheit und List in menschlicher Rede wiederspiegeln zu lassen.

Ich übergehe die Wanderzüge, die Kämpfe und die anderen bewunderswürdigen Triebe der Vögel, um nur noch ihres Gesanges zu gedenken. Freilich ist wohl nicht allen die Gabe der Stimme geliehen, von einem Gesange kann sogar nur bei wenigen geredet werden; aber doch stehen sie auch hierdurch, ja hierdurch mehr noch als durch ihren Flug über allen anderen Thieren. Der Gesang ist des Vogels Geheimniß und Wesen, das Mittelalter nennt ihn sein „Latein“, und einst verstanden die Menschen diese Klänge, die ihnen oft ihr eigenes Schicksal kündeten, und in denen sie bald ermunternden Zuruf zur That, bald drohende Warnung vor nahem Unheil vernahmen. Ohne die stimmbegabte Kehle mögen wir uns die Wildlinge des Aethers kaum denken. Der stumme Vogel steht gleichsam außer der Natur; er ist immer eine einsame, oft eine düstere Erscheinung. Die Abstufungen, denen wir hier begegnen, sind geradezu unendlich. Welche Welt von Tönen liegt zwischen dem Gekrächz des Raben und dem Schlage der Nachtigal! Wie furchtbar gellt das Jauchzen des beutemachenden Seeadlers, wie lockend ruft das Taubengirren durch den Forst, wie komisch wälscht der stolzirende Truthahn, wie rührend zwitschert die nestbehütende Schwalbe! Und wiederum wie außerordentlich mannigfaltig sind die Accente einer einzigen Vogelstimme! Jetzt geschwätzigschnell, jetzt sanft und langgezogen, jetzt rauschend, jetzt spitz und abgebrochen, nun tiefgedämpft, nun schrill und zerrissen: so hat diese Stimme einen Ausdruck für das Wohlgefühl der Zufriedenheit, wie für das trübe der Sorge, für das Sehnen der Liebe, wie für den Zorn der Eifersucht, für jede Freude und jeden Schmerz. Soll ich noch der Lust gedenken, mit welcher uns der erste Gruß der Lerche,

der Nachtigal so süß erschreckt? der Herzenserfrischung, wenn nach dunkeln Tagen der hervorbrechende Sonnenstrahl dies leichtbewegte Volk zu neuen Liedern weckt? Es ist klar: die Vögel geben dem schönen Antlitz der Natur erst die wohllautende Stimme und damit den unsäglichen Reiz, welchen dieses geistigste aller Körpervermögen auf den Menschen nie aufhört zu üben.

Wo solchen Betrachtungen Eingang gestattet wird, da rechtfertigt sich das Unternehmen, diese Thiere im obigen Sinne zu charakterisiren, von selbst. Es versteht sich, daß dabei das naturgeschichtliche Moment nicht übergangen werden kann und soll, aber es wird mehr nur als Relief des ästhetischen dienen, und ich denke, es lasse sich dies hier sogar noch leichter erreichen, als bei den bereits behandelten Bäumen. Denn während diesen ein Leben erst *geliehen* werden mußte und dadurch eine gewisse Eintönigkeit entstand, welche zu überwältigen ich nicht genug Darstellungsgabe besitze: so tritt bei den Vögeln ein *wirkliches* Leben entgegen, und bei wie vielen ein wie deutlich ausgesprochenes! Nur daß auch diese Aufgabe ihre Schranken hat. Gerade der Flug, der den Vogel so poetisch macht, macht es zuweilen auch dem Zeichner unmöglich zu folgen und im scharfumrissenen Bilde die verschwindende Erscheinung zu fassen. Dasselbe muß von der Stimme des Vogels gesagt werden: je reicher sie ist, um so schwerer zu übersetzen. Und überhaupt welche Musik läßt sich denn übersetzen? Bei vielen Vögeln endlich verliert sich die Gestalt in's Winzige, sie wirken nur in Massen, nicht einzeln, und wieder andere haben gleichsam eine zu große Familienähnlichkeit, als daß sich die besonderen Arten noch trennen ließen.

Unter diesen Umständen habe ich es vorgezogen, mich auf eine kleine Zahl von Charaktervögeln zu beschränken, und gebe hier zuvörderst unsere Hausgeschlechter, denen ich einige anreihen werde, die uns als Anwohner und Nachbarn näher treten oder sonst Berücksichtigung fordern dürfen.

Gänger.

Das Huhn.

Sah ich die Henne nicht sonst gleich einer bescheidenen Jungfer
Schüchtern und sittig geziert trippeln im Hofe umher?
Sieh, wie jetzt, da sie Mutter geworden, die Kraft sie durchglühet,
Streng sich das Köpfchen erhebt, frei ihre Augen sie dreht;
Fest, mit gefiedertem Schild, eine Heldin, bewachend die Ihren,
Schreitet sie jetzt einher stolzen und muthigen Tritts.

K. Schmidlin.

Der erste Vogel, den der Mensch zum Hausthier umgeschaffen, war sicherlich das Huhn; die Kunst, es zu mästen und fett zu machen, darf als eines der erfreulichsten Geschenke angesehen werden, welche den Bewohnern von Delos für ihre Gastfreundschaft gegen Latona zu Theil wurden. Auf dem Erdboden zu wandeln bestimmt, harmlos Körner pickend und gesellig sich schaarend, steht sein Geschlecht in ähnlicher Weise den Wiederkäuern parallel, wie Gans und Ente dem Schweine. Und wie das nützliche Rind, so hat auch das Huhn den Menschen überallhin begleitet: ein treues, aber dürftigprosaisches Wesen, in dem alle Romantik der Vogelnatur, ja jeder geistige Wiederschein erlischt. Beschränktheit und Unterwürfigkeit ist des Huhnes Natur, das sagt sogleich der erste Blick. Auch war Frau Kratzefuß nie für geistreich bekannt. Wie oft hat Reineke die liebe Einfalt berückt und wie erbarmungslos ihr mitgespielt! Wie blind sind sie gegen die tägliche Untreue ihres Herrn und Gatten! Wie verlieren sie alle Fassung, wenn ein Kind an ihrem Haufen vorübergeht! Rathlos stürzen sie durcheinander, immer und immer wieder gegen die Wand, die Mauer, den Holzstoß anrennend. Aber mit eben dieser Beschränktheit, scheint es fast, hangen auch die anderen Züge ihres Charakters zusammen, ihre Gutmüthigkeit, ihr Eifer, ihre Zucht, selbst ihre pflichtbewußte Redseligkeit.

Das Hühnergeschlecht vertritt gleichsam die niedere Bourgeoisie, und die Henne, in den engen, strengen Begriffen ihres Standes erzogen, vergißt keinen Augenblick seiner Schranken und Pflichten. Ihr nüchterner Sinn haßt alle Neuerungen und Extravaganzen. Sie mag nichts wissen von jenen zweifelhaften Tugenden, die wir stolzer Weise bald Eleganz, bald Tournüre, bald Noblesse oder wohl geradezu Bildung nennen. Die phantastischen

Wanderzüge, das freie Wiegen in den Lüften, die Kunst der Lieder und der Nester, welche die Welt an anderen Vögeln bewundert, gelten ihr nichts. Sie hält die Art ihrer Ahnen aufrecht, und schlicht bürgerlich, wie ihre Tracht, ist ihr ganzes Sein und Sinnen. Bleibe im Lande und nähre dich redlich! ruft sie Söhnen und Töchtern zu, in deren Kreise sie prustend auf- und abwandelt. „D'ʼs Herre Deckbett hett vier Eck, vier Eck hett 's Herre Deckbett!" (elsässisch), das ist ihr liebster Kanon, und sie erzählt von ihrem stillumfriedeten Leben, von jungen und alten Tagen, und indem sie dem Einen eine Lehre, dem Andern eine Liebkosung zuwirft, nickt ihre hochfrisirte Haube mit sittigem Ernst darein. Sie ist wie eine jener ehrsamen Basen, die wir fast nur noch aus Romanen kennen, und die mit ihrer Engherzigkeit auch den treuen Fleiß, die Einfachheit, die Arbeitsamkeit und das bescheidene Genügen der weiland guten Zeit bewahrt haben: eine brave, aber etwas simple Hausfrau und Hausmutter alten Stils.

Mit dem ersten Morgenscheine beginnen ihre Sorgen, und wenn das Tagesgestirn scheidet, darf sie ruhigen Gewissens das züchtige Lager besteigen. Kein Diem perdidi! stört den Schlaf der Gerechten. Wie gackert sie so selbstzufrieden, so empathisch, wenn sie ein Ei gelegt! Ein junger Poet könnte seine „gesammelten Gedichte", eine Spinnerin den Fleiß ihrer Winterabende nicht eitler aufzeigen. Wie läuft sie so freudig, wenn sie den Regenwurm gefunden! Und nun gar, wenn sie Mutter ist! Dies Trippeln und Suchen, dies Scharren und Locken! Jedes Korn zerbeißt sie den Jungen, legt ihnen jeden Brosamen vor das Schnäbelchen. Alle versorgt sie, nur an sich selbst gedenkt sie nicht, und indem ihr forschendes Auge kein Würmchen übersieht, hat sie ihre schärfsten Blicke offen für jede Gefahr, und mit ängstlicher Stimme ruft sie die sorglos zerstreuten Kleinen, wenn der Habicht in der Höhe droht. „Die Jungen aber verstehen die Muttersprache wohl und laufen herbei, und sie verbirgt alle unter ihre ausgebreiteten Flügel und macht sich zum sichernden Schild und Gewölbe, an welches der Schnabel des Würgers vergeblich anprallt." — Mit welchem Mutterherzen liebt sie das Entchen, das man sie ausbrüten ließ! Sie weiß nicht, daß es ein fremdes, untergeschobenes Kind ist. Sie führt es auf die Wiese, sucht ihm Samen, will es scharren lehren! Aber wehe! dort rieselt ein

Bach, und der kleine gelbe Schwimmer, ohne der Lection im Mindesten zu achten, watschelt jubelnd und neugierig dem befreundeten Elemente zu, unaufhaltsam, von magnetischer Lust gezogen. Schon spielt er in den Wellen. Wie erschrickt da die arme Mutter! wie läuft sie am Ufer hin und her! wie mahnt sie! wie bittet sie! wie schreit sie um Hülfe! — Gewiß es ist ein rührender, ein menschlich schöner Zug treuer Hingebung, und man begreift nun, wie die Gluckhenne, trotz ihrer Armseligkeit, so mit Einem Munde gepriesen wird bei Alten und Neuen. Der ernste Plutarch stellt sie als Muster der Eltern- und Kindestreue auf, die Araber versetzten sie gar unter die Sterne, und „Christus selbst hielt es nicht zu gering, seine Liebe zu seinem großen Volke mit der Liebe einer Glucke zu ihrem kleinen Volke zu vergleichen." Und wahrlich, unter allen Bildern des Neuen Testaments ist kaum eines, das inniger und wohlthuender wäre!

Der Hahn.

It is een Mann ut Hütendücken,
Het en Rock ut tusend Flicken,
Het en knökern Angesicht,
Het en Kamm un kämmt sik nich.
Kinderräthsel.

Je stiefmütterlicher das Huhn bedacht ist, um so bedeutender tritt dagegen der Hahn hervor. „Besser einen Tag der Hahn sein, als einen Monat die Henne", sagt ein serbisches Sprichwort, und die Kunstsprache der Zigeuner und Diebe, welche diese letztere nur schlechtweg „Steffen" heißt, nennt jenen respectvoll und mit fast empfindsamem Anflug „Holder Kauz." Der Hahn war schon der alten Sagendichtung ein willkommener Stoff. Das Feuer seiner Farbe und seines Blickes machte ihn dem Deutschen zu einem Gegenstande der Verehrung. Er ist das Symbol der Flamme, Lokis, des Feuergottes, furchtbarprächtiger Vogel; wenn er seine Schwingen zum Fluge entfaltet, schlagen Brände unter ihm auf. Deshalb gilt noch heute für Brandstiftung der Ausdruck: „den rothen Hahn auf's Dach setzen", und daß Lucifer, wenn er das Cavaliercostüm anlegt, die Hahnenfeder auf den Hut steckt, mag sich ebendaher schreiben. Seiner Klugheit und Tapferkeit

eingedenk, weiheten die Römer diesen Vogel dem Mars und der Minerva, und unter den griechischen Helden vor Troja trägt ihn Idomeneus als Wahrzeichen auf seinem Schilde, wie der Hahn noch bis vor Kurzem das Wappenbild der kriegslustigsten aller europäischen Nationen war. Im Reineke Fuchs erscheint der stracke Gesell mitten unter den Großwürdenträgern des Reichs; seiner ermordeten Tochter wird auf Nobel's Befehl ein feierliches Todtenamt gehalten, an welchem der ganze Reichstag Theil nimmt. Ueberhaupt spielt der Hahn in der Thiersage eine bedeutende Rolle. Das ausgehende Mittelalter feierte ihn in gelehrten lateinischen Poemen, und nach zeitweiliger Vergessenheit sammeln sich im Anfange des vorigen Jahrhunderts die alten Erinnerungen an die Herrlichkeit seines Geschlechts wiederum in dem Liede von „Henning dem Hahn"; aber es verhallt als ein matter Nachklang ungehört, bis in den letzten Tagen Brentano's Märchen Gockel's Ehrengedächtniß glänzend erneut hat.

Des Hahnes hohen Sinn verräth schon das reiche Kleid.

„Goldhahn ist ein stolzer Ritter,
Trägt ein Wamms orangefarben,
Goldnen Panzer, bunte Flitter,
Grüner Federn volle Garben.

Doch der Henne höchst vor allen
Will am Haupt der rothe Kamm,
Will am Fuß der Sporn gefallen
Kühn zum Kampf gekrümmt und stramm!" (Nach Grün.)

Es wölbt sich seine Brust wie ein Harnisch, sein Bart brennt wie Feuersgluth, sein Blick strahlt Kühnheit, sein Wandel ist stolzer Würde voll. „Dreierlei," sagt Salomo, „haben einen feinen Gang, und das vierte gehet wohl: der Löwe mächtig unter den Thieren, Niemand fürchtend, ein Widder mit gewaffneter Stirn, ein Hahn mit kraftgegürteten Lenden, und ein König, dem Keiner widerstehen mag." Wahrlich, zum Herrschen ist der Hahn geboren und jeder Zoll an ihm ein König. Er ist der Fürst der Vögel. Langsam und gemessen hebt er Fuß um Fuß empor, oft mitten im Schritt noch zögernd, das Auge achtsam hierhin und dorthin gewendet, daß Nichts ihm entgehe. Zieht er durch ein Thor, unter dem ein Reiter hin-

durch könnte, so bückt er doch das Haupt, des Kammes Zierde nicht zu schädigen: so sehr fühlt er die innere Hoheit. Er gehe oder stehe, immer zeigt er die edle Art. Wie gedankenvoll erhebt er den kundigen Blick zu den wolkenverhängten Fenstern des Firmaments, oder zu der blassen Mond-hieroglyphe am Morgenhimmel! Aber am vornehmsten ist er doch, wenn er sich anschickt zu singen „nach der Väter Weise.“ Denn „Sänger der Hahn, Sänger sein Sohn“ heißt es mit Recht im finnischen Volksspruch. Er fliegt auf das Dach, der rechte Fuß tritt vor den linken, dieser bleibt halb in der Schwebe, wie wenn er sich zum Schritt erheben wollte. Es ist das heroische Pas, die eigentliche Rhetorstellung. Die ganze Gestalt nimmt einen erhöhten Ausdruck an, Hals und Wedel richten sich auf, die Brust schwillt, die Flügel schlagen schallend aneinander, die Augen aber drückt er ein, denn „er kann ja sein Lied auswendig.“ So, ganz mit dem pathetischen Anstande und dem trunknen Genießen des Virtuosen erhebt Chantecler die muthighelle Stimme. Je peux quand je veux! ruft der Alte; je veux quand je peux! antwortet in fistelnder Antistrophe der Chor der Jungen. Von Hof tönt's zu Hof, ein Nachbar thut's kund dem andern, und dergestalt respondirt das nierenstärkende Gesänge immer weiter in perspektivisch abnehmender Stärke bis zum Dorfe hinaus, und wenn Alles ruhig, kommt wohl noch ein ganz feines Hähnlein mit einem fernsten Echo hinterdrein Kikriki! als wie ein Pünktchen über'm I.

Doch es gilt ernst zu reden von dem Ernsten. Im Gesange liegt des Hahnes Mission, der Gesang erst erweist recht seine hohe Abkunft, und Herodes Agrippa ehrte sich selbst wahrlich nicht minder als den Hahn, da er diesem, der ihn auf einer Nachtreise fröhlich gegrüßt, kostbare Geschenke übersandte. Die heidnischen Griechen und Römer ahneten göttliches Wesen in ihm; Mahomet gebot, ihm zu huldigen, als dem Wächter, der die himmlischen Heerschaaren zu ihrem Dienst erwecke, und man darf wohl fragen mit Hiob: „Wer giebt Weisheit in's verborgene Herz des Menschen, und dem Hahne den Verstand?“ Weithin schallt sein Schrei wie schmetterndes Erz. Vor ihm fliehen die Unholde der Nacht, es hört ihn auf dem Meere der Schiffer und der Wanderer auf einsamem Pfade, und Freude kommt

in ihre Seele, denn er bezeugt der Menschen heimische Nähe. Den Denker weckt er zur frühen Arbeit und den Frommen zum Gebet; er schreckt den Uebelthäter, ruft den Leichtsinnigen zur Reue, verkündet dem Landmann des Regens Erquickung und dem Kranken den tröstenden Morgen. Wenn Orion auf die Himmelswacht zieht und auf des andern Gevögels Fittig der Thau noch perlt, so ist er schon rührig, läßt sein Jauchzen erklingen. Ja, ein Heilsbote ist der Hahn und nimmer genug zu preisen. Sein Ruf zerreißt des Schlummers goldenen Trug und strafft die träge Sehne zu Arbeit, Kampf und Sieg.

Darum auch ist kein Thier so gefürchtet, keines wiederum so erhöhet worden. Die frommen Meister setzten sein Bild hoch auf die Spitzen der Thürme über das Kreuz, daß bei dem Wächter wohne der Warner und Wecker, und weise Lehrer schmückten damit des Fibelbuches Aufschlag, die Jugend zu mahnen, daß frühe beginnen müsse, wer das Gute wolle. Die Kriegsleute aber stellen ihn auf die Wagenburg, sich zuzurufen und abzulösen bei rechter Zeit. Und das ist des Hahnes schönster Platz, dahin gehört er. Denn er ist selber ein Krieger, streitbar, klug, wagemuthig, ausdauernd, wachsam ob seiner Ehre, wie kein anderes Gethier. Dringt ein anderer Hahn in sein Bereich, so zieht er ihm entgegen, schüttelt die Flügel und stürmt auf ihn los. Der Kamm schwillt, die Halsfedern sind aufgerichtet wie ein Schild, die Augen sprühen Feuer, mit gewaltigem Ansprung sucht er den Gegner niederzuwerfen und zu zertreten. Es ist eine lange, hartnäckige Schlacht. Zieht sich der eine zurück, so ist's nur Schein, und der Kampf beginnt nur um so heftiger. Endlich erlahmen Flügel und Füße, da greifen sie zu der letzten, furchtbarsten Waffe. Hageldicht fallen die Schnabelhiebe, und bald trieft das Blut aus Hals und Kopf. Zuletzt verläßt den Feind der Muth, er wankt, weicht, flieht, senkt den Schwanz, kriecht in einen Winkel, grakelt um Gnade. Doch der Sieger läßt sich nicht bethören, er schlägt mit den Flügeln und macht sich zur Verfolgung des Feindes auf, den nur die schnellste Flucht retten kann. Die Schlacht ist entschieden. Chantecler schwingt sich auf die Mauer und blutend, doch stolz emporgerichtet, verkündigt er seinen Sieg gleich einem Herolde mit lautem

Trompetenstoß. — Wer wollte sich noch wundern, daß Indier, Chinesen und Britten sich's zu hoher Lust sein lassen, einem solchen Kampfspiel zuzuschauen, und daß sich auch der kriegerische Sinn der Alten an des Hahnes Tapferkeit weidete und entzündete? Erzählt nicht Aelian, wie einst Themistokles den sinkenden Muth seines Heeres belebte, indem er hinwies auf das Beispiel zweier Hähne? „Sehet," rief er aus, „diese Thiere setzen um der bloßen Siegesehre willen ihr Leben ein und lassen nicht ab; ihr aber streitet für Heerd und Götter, für die Gräber der Ahnen und für die Wiege der Kinder, vor allem für die Freiheit — und wolltet verzweifeln?" Da faßten die Hellenen neuen Muth und entrissen den Barbaren den Sieg.

Aber im Kriege selber ist das Letzte nicht der Krieg. Auch der Hahn kämpft nur um des Friedens und des Regimentes willen. Er ist absoluter Herrscher, aber mehr ein friedliebender Patriarch als ein argwöhnischer Tyrann, ein Weibersultan, stolz, herrisch, doch weicheren Regungen nicht verschlossen. In seinem Gehöft, umringt von seinem Harem, giebt er das Bild eines sorgsamen Gatten. Allen genügt er; keines seiner Weiber wird vernachlässigt, wenn er auch die Favoritinnen auszeichnet. Mit klugen Worten weiß er um Liebesgunst zu werben. Rabbi Jochanan sagte: Wäre uns das Gesetz nicht gegeben, so hätten wir feine Sitte vom Hahne gelernt, der mit dem Weibchen schön thut, es zu gewinnen. „Ich will dir ein Kleid kaufen," raunt er der Henne buhlend zu, „ein Kleid, das bis zum Boden reicht." Und nach errungenem Siege schüttelt er feierlich sein Haupt und ruft: „Es falle mir der Kamm ab, wenn ich habe und nicht kaufe" (Talmud). — Der Hahn ist fern von Eigensucht. Hat er einen Imbiß gefunden, so ruft er mit lauter Stimme die Seinen, denn er theilt auch das Kleinste mit ihnen; aber keine aus dem ganzen Volke darf ein Korn auch nur anrühren, bevor er selber das Mahl eröffnet, keine vorlaut ein Tischgespräch beginnen. Es ist noch ganz die strenge Hauszucht unserer Altvordern. Ein bloßer Blick des Weiberbeherrschers reicht hin, die Henne, die es gelüstete, wider sein Gebot zu thun, zurückzuführen zu ihrer Pflicht. Und das ist wahrlich nicht die kleinste unter des Hahnes Tugenden. Der weise Vridank spricht mit Recht:

so stolzen muot nie man getruoc.
ern hete an einem weibe genuoc:
so wilz der hane bezzer han,
dem sint zwelf hennen undertan.
daz er der zwelfer meister ist,
das gat für Salomones list.

Und Petrus Alfonsi warnt in der Disciplina clericalis sehr bedächtig: Fili, ne sit gallus fortior te, qui decem uxores suas justificat, tu autem solam non potes castigare.

Darum Ehre und Nachfolge dem Beispiel des Hahnes. Sieben „Brumicheiten" machten den echten, rechten Ritter, sieben machen auch den vollkommenen Hahn: er ist fürsichtig, weise, tapfer, ehrenhaft, fein, voll Liebe und der Herrschaft kundig.

Unter den Hühnern bleiben noch Puter und Pfau zu erwähnen. Zwei vornehme Vögel, Emigranten, denen man an der Tracht sogleich die Fremde ansieht, die sich aber im Exil der alten Freiheit begeben haben.

Der Wälschhahn.

Pie pie pie! Tak tak tak!
Zehn Schneider machen ein Jack Jack Jack.
Kindervers.

Der Wälschhahn wanderte im Anfange des sechszehnten Jahrhunderts aus dem Westen bei uns ein, und prangte im Jahre 1570 zuerst auf der Hochzeitstafel Karls IX. von Frankreich. So berichten nach allerdings unverbürgter Tradition unsere Koch- und Eßkünstler, für die der Puter eine epochemachende Erscheinung bilden mußte, nicht nur weil er die befriedigendste Fülle des Genusses überhaupt, sondern auch — um mit Antonius Anthus zu reden — je nach den verschiedenen Theilen die lieblichste Mannigfaltigkeit der Geschmäcke gewährt. Er ist der amerikanische Nationalvogel, der Schmuck der Urwälder Louisianas und dem einsamen Blockhause der Verkünder des Morgens. Auf den Wipfeln der Cypressen und Magnolien begrüßen seine geselligen Schaaren das Frühlicht, und die hohen Wälder ertönen dann von ihrem Ruf in meilenweiter Runde. Dort, in seiner

Heimat, ist der Truthahn ein stattliches, vielbegehrtes Thier, und Franklin durfte darauf sinnen, ihn als Wappenbild auf der Flagge Nordamerikas glänzen zu lassen. Er wollte den friedlichen, nützlichen Vogel für den friedlichen Bürgerstaat, indem er unseren civilisationsstolzen Königreichen gern die kriegerischen Symbole der Raubthiere überließ.

In Europa ist der Puter entartet; der Metallglanz seines Gewandes hat sich in fahles Grau oder schmutziges Weiß verwischt; den freien Schritt lähmt die Korpulenz des Mastthiers: mürrisch und grämlich, wie ein hypochondrischer, polternder Alter, zieht er auf dem Hofe des Pächters umher, den Pöbel der Gänse und Hühner keines Blickes würdigend. „Ach! — wie — geht's — uns — doch — so — knapp!" Sein trübdunkles Auge steht immer voll Aerger. Zu dem Aerger kommt der Hochmuth, denn der Truthahn ist aufgeblasen wie ein bettelstolzer Nobile. Er geht dann pfeifend, kollernd und schnaubend der Wand entlang, alle Federn sträuben sich empor, der Schwanz breitet den mächtigen Fächer, die halbgeblähten Flügel rauschen starrend auf der Erde hin. Eine gravitätisch-lächerliche Ungestalt! Dazu quellen tief am Halse die fleischigen Klunker herab, die seltsamen Bruststborsten richten sich auf, und über den Schnabel wächst eine Nase, blutroth und wunderbar. Sie tropft wie ein Fleischquast darüber hinab. Natürlich! wer lang hat, läßt lang hängen, sagt der Straßenwitz. Und was treibt ihm so die Wuth über Hals und Gesicht? Nichts — als dort die zierlich rothe Schürze der Pächterin, oder da die Scharlachweste des jungen Knechts. Denn er ist ein konservativer Ultra. Gleich dem grimmigen Büffel haßt er die Farbe des zerstörenden Elements, und der arme Tropf schnarrt und schnaubt, bis das revolutionäre Roth sich aus seinem Gesichtskreis entfernt hat oder sein Zorn in sich selber erlischt. Der Puter ist ein Komiker wider Willen: er grollt und wir lachen.

Uebrigens ist der Truthahn bei aller seiner Grämlichkeit und Zornköpfigkeit doch sehr verliebter Complexion, und die Reverenzen, mit denen er um das Weibchen buhlt, sind spaßhaft genug. Die Leidenschaft macht ihn völlig blind, so daß der amerikanische Jäger ihn durch Nachahmung des Hennengeschreis immer erst in diesen Zustand versetzt, ehe die Jagd beginnt. Mit aufgeblasenen Nasenlappen und gespreiztem Schwanz stolzirt

er umher und antwortet kollernd auf jedes Geräusch, das er hört, auf das Krähen des Haushahns, den Ruf der Eule, das Stürzen eines Astes, selbst auf den fernen Krach eines Feuerrohrs. Kaum aber gewahrt er die geringste verdächtige Bewegung, als er auch mit einem scharfen, durchdringenden Laut sich emporrichtet und mit langen Schritten dem Dickicht zueilt, in welchem ihn kein Jäger erreicht.

Der Pfau.

Rath': ein Vogel wohlbekannt,
Hat ein englisches Gewand,
Einen gleisnerischen Gang,
Dazu widrigen Gesang.
Volksräthsel.

Der Pfau steht unter den Hühnern fast wie der Schwan unter Gans und Ente, und doch herrscht kaum eine größere Verschiedenheit, als zwischen dem geistlosen Vogel der Juno und dem seelenvollen Liebling Apollo's. Wie edelernst, wie einfachstolz, wie antik der Eine, und wie grillenhafteitel, wie schwerfälligprunkend, wie modisch der Andere!

Der Pfau ist ein Asiat; der Juwelenglanz seines Kleides verräth sogleich den prachtliebenden Orientalen. Aber über keinen Vogel, ja über kein Thier hat auch die Natur die Fülle ihrer Farben verschwenderischer ausgeschüttet, und wenn er radschlagend alle Blendungen und Schatten seines aus tausend Schimmern und Scheinen gewebten Schweifes entfaltet, so erklärt man sich wohl, wie Chrysippus sagen konnte, der arme Vogel sei nur vorhanden um des Schweifes willen. Salomo's Flotten suchten ihn im fernen Ophir, Alexander schickte ihn als kostbare Trophäe der indischen Zone nach Griechenland. Wie zu einem Schauspiele drängten sich die Athener zu diesem Thiere, das sie noch nie gesehen, und dessen Leben Alexander durch strenge Gesetze vor Nachstellungen schützte. Erst dem raffinirten Luxus der Römerwelt war es vorbehalten, den Pfau als Schaugericht auf die Tafel zu stellen und mit Leckerbissen aus seinem Hirn den übersättigten Gaumen zu kitzeln. Diese Sitte erhielt sich im Mittelalter fort, mit einer besonderen Symbolik verknüpft. Die Ritter schwuren bei dem Pfau, und legten Gelübde auf denselben ab, wobei sie einander an Aben-

teuerlichkeiten überboten. So legte, als Konstantinopel von den Türken erobert war, die gesamte Ritterschaft am Hofe Philipp's des Guten von Burgund ein Pfauengelübde (voeu du paon) zur Rüstung eines Kreuzzuges ab. Möglich freilich auch, daß dieser Gebrauch ursprünglich an die streitsüchtige Natur des Vogels anknüpfte, um derentwillen ihn die Indier ihrem Kriegsgotte Kumara weiheten.

Die Eitelkeit des Pfaues ist mit Recht sprichwörtlich geworden. Läßt man ihn einen Lobspruch hören, oder zeigt sich die Henne in der Nähe, so entrollt er das blumige Rad, hebt den glitzernden Hals und stößt ein widriges Katzengeschrei aus, während er dem Gleichgültigen seinen Anblick entzieht und in der Zeit des Federfalls beschämt die Einsamkeit aufsucht, seine Blöße zu verbergen. Tieferer Leidenschaft ist er nicht fähig, aber er ist auch fern von dem thörichten Hochmuth des Wälschhahns. Um wirklich schön zu sein, fehlt ihm vor Allem der geistige Ausdruck; auch sind der kahle Kopf, das weißberingte Auge keine Zierden, so wenig als der kurze, schmutzige Fuß. Sein Flug ist nur ein Flattern, das ihn nicht viel über den Boden erhebt; doch sucht er wohl gern ein nahes Dach, eine Freitreppe oder sonst einen höheren Punkt, um sich von dort aus bewundern zu lassen. Der dicke Leib und die Wucht seiner Schleppe nöthigen den Pfau zu einem langsamen, zagen Gange, der durch die balancirende Senkung des vorgestreckten Halses noch gedrückter ist. Büffon, sein beredter Panegyrist, findet darin Anstand und Majestät, und in gleichem Sinne singt ein serbisches Volkslied von einer schönen Jungfrau:

„Wenn sie spricht, soll's sein wie Taubengirren,
Wenn sie lacht, ob zarte Perlen rollten,
Wenn sie schaut, als ob ein Falke sähe,
Wenn sie geht, als wie des Pfaues Schreiten."

Aber unsere mittelalterliche Dichtung, welche den Pfauentritt schleichend nennt und ihn dem stolzen Kranichgange entgegensetzt, kommt gewiß der Wahrheit näher, und vortrefflich dünkt mich der Ausdruck Walters, wenn er von seiner Trauer bei Friedrich des Oesterreichers Tode sagt:

dô ging ich schlîchent als ein pfâwe swar ich gie,
daz houbet hanht ich nider unz uf miniu knie.

In späteren Jahren tritt die Katzennatur im Pfau hervor, er wird zänkisch und übellaunig: ein Zug, der auch sonst wohl der alternden Eitelkeit eigen ist.

Schwimmer.

Die Gans.

Ich bin ein Ganß, secht mich recht an,
Mein Tugend weyß nit Jederman,
Wer mich veracht vnd kennt mich nicht,
Der nem aus diesem Buch bericht.

Die Zähmung, durch welche einzelne Thiere offenbar zu einer höheren Stufe der Intelligenz emporgehoben sind, hat bei der Gans das Gegentheil zu Wege gebracht. Die wilde Gans ist ein Muster der Klugheit; sie muß im freien Felde mit Gräsern, Schnecken, Fischen, Körnern, Beeren, mit Allem, was die karge Natur des Winters übrig läßt, fürlieb nehmen und in hohen, schnellen Flügen durch Nacht und Frost von Strom zu Strom ziehen. Die zahme, nur von der schweren Mast des Getreides und der Kartoffeln lebend, zum geruhigen Haus- und Weidethier umgewandelt, ist ein Urbild der Dummheit geworden. Es ergeht ihr ähnlich wie dem Schafe. Auch das beschränkte, geduldige Schaf ist in der natürlichen Freiheit seiner Felsen und Berge — man denke an den korsikanischen Muflon — eines der schlauesten, unbändigsten Geschöpfe. Eben auf der Wildheit ruht alles Heil dieser Thiere; in der Sklaverei verlieren sie die angeborene Haltung und Energie.

Daraufhin will auch die Gans angesehen sein. Sie ist zum Sklaven geworden; aber das Tragische, was in solcher Situation liegen kann, ist hier in das Komische umgeschlagen, weil der Widerspruch des Instinkts und der gesamten Körperanlage gegen die durch den Menschen angemuthete Umwandlung unauflösbar zurückbleibt. Die Gans ist ein Cavallerist zu Fuß, ein Schwimmer zu Lande. Keinen Augenblick findet die ihrem Element entrissene Gestalt das ursprüngliche Gleichgewicht: ihr ist Mittel- und Schwerpunkt des Wesens genommen. Auf breitem Ruderfuß schleppt sich der plumpe, in der Gefangenschaft massiger gewordene Körper hin, mit

jedem Schritte halb zur Seite schwankend, halb vornüberfallend; der Hals nur reckt sich steif auf, und das Auge stiert gedankenlos immer gerade aus. Getrieben weiß sie nirgends aus noch ein, wankt rechts und links, immer rathlos, immer schnatternd. Treibt man sie heftiger, so wird das Geplärr zum wüsten, gellen Geschrei, das wirre Thier spreizt die Flügel auseinander, schlägt sie heftig zusammen, ohne sich auch nur einen Zoll vom Boden zu erheben: denn lange Entwöhnung hat die Kraft der Flügel gebrochen. Ihr unaufhörliches Geschnatter, das freilich einiger Modulation fähig ist, machte die Gans schon bei den Römern zu einem Bilde der Schwätzer, und doch erwarb eben dieses Gekreisch ihr geschichtlichen Ruhm und Verehrung. Von dem sagenspinnenden Livius an ist durch alle Jahrhunderte die Rettung des Capitols durch den warnenden Schrei der Gänse wie ein Wunder weiter erzählt und Anlaß geworden, die Tugend dieses Thieres an's Licht zu ziehen. Ueber des Hundes gepriesene Wächtertreue ward die der Gans gehoben, in öffentlicher Jahresfeier ehrte Rom dankbar das Andenken der rettenden That, und selbst die nüchternen Praktiker, wie Columella und Vegetius, empfehlen die Gans als sicherste Hut im Bauergehöft wie im Kriegslager. Daß Lucrez und Isidor jene Großthat auf den scharfen Geruch der Gänse zurückführen, kann ihren Ruhm nicht schmälern, vielmehr nur dazu dienen, uns auf eine weitere Gabe der Gans aufmerksam zu machen.

Aber die Gans zeigt auch tapfern Muth; es ist doch bei ihr nicht, wie bei dem Muflon, die ganze Persönlichkeit widerstandslos weggewischt. Dem Hunde, dem Buben, der ihrer Heerde naht, streckt sie mit wüthendem Zischen den Schlangenhals und den gähnend geöffneten Schnabel entgegen, von dem sie vielleicht selbst den Namen empfangen hat, und der Falke, ja der Fuchs, muß oft sein Raubgelüst im Kampfe mit dem Gänserich büßen. Auch untereinander kämpfen sie: die Schlachten, welche sie auf gemeinsamer Weide sich liefern, sind heftig genug, so daß zuweilen Tage vergehen, ehe der Trompeter des unterliegenden Haufens das Zeichen zum Rückzuge giebt. Man sieht: in dem Phlegma der Gans ist manches Edle verborgen, das Naturmenschen wohl anziehen kann.

Wie der Altrömer sie hoch und werth hielt, ist schon gesagt; aber auch der Deutsche wählte sie gerne zum Opferthier, und das Mittelalter weihete

sie gar dem heiligen Martinus, wobei man sich allerdings des Zweifels nicht entschlagen kann, ob es die Ehrfurcht vor dem frommen Bischofe oder nicht vielmehr die kluge Rücksicht auf den eigenen Magen war, welche den Mönchen diese Dedication eingegeben. Wenigstens behaupten schon alte Priameln, um den Martinstag sei die Gans am mundrechtesten, und die lustige Gans-litanei in Melchior Frank's Convivium, die wohl zuerst aus einem klösterlichen Refectorium herausgeklungen, bestärkt nur jenen Zweifel.

In illo tempore sedebat dominus Martinus, o ho!
Bonus ille Martinus inter anseres im Stroh,
Und sie waren alle froh;
Ja froh waren sie alle,
Und schnatterten mit Schalle.
O lieber Pater Vetter Bruder Märten,
Was hast du vor Gefährten
In stramine nostro?
Sie müssen dein entgelten,
Magst fluchen oder schelten.
Drum fangen wir an
Wohl auf dem Plan;
Drum sind wir da
Und halten Martinalia! u. s. w.

Die Zucht dieses Vogels wurde in Deutschland — seinem eigentlichen Vaterlande — frühzeitig und mit Eifer getrieben: man fand hier ehedem, wenn auch keine göttlichen, so doch hochedelgeborene Ganshirten, wie das Beispiel Hans von Schweinichen's zeigt, der mit der Aufsicht der väterlichen Heerde betrauet war. Daß der Gans ein Zug höherer Geistigkeit innewohne, bezeugt Plinius und führt zum Beweise den Freundschaftsbund des Philosophen Lacydes mit einer Gans an. Aber glänzender noch beweist dies jene Erzählung von dem Kreuzfahrer, welcher, in der Wüste verirrt, sich der Führung einer Gans überließ und so den Weg nach der heiligen Stadt fand. Die Genußmenschen wissen nur von ihrem Flaum, ihrem Fette und ihrer Leber zu sprechen, und allerdings scheint dem Plinius schon die Erfindung der Gänsepasteten so wichtig, daß er es einer Untersuchung werth hielt, den Namen des Mannes zu ermitteln, dem die Gourmands seiner und aller folgenden Zeiten diesen Hochgeschmack verdanken. Er berichtet ferner, daß

selbst der starke Nacken römischer Männer der weichen Dune nicht mehr entbehren könne, und daß die in Deutschland stationirten Legionen hier schaarenweise entlaufen seien, um den Vogel ihrer Wünsche zu jagen. Es ist auch dies freilich ein Cultus, und wie Karl der Fünfte es nicht unter seiner kaiserlichen Würde hielt, auf dem Grabe jenes Holländers, der zuerst den Häring geräuchert, in dankbarer Rührung einen Bückling zu genießen: so wäre es immerhin löblich gewesen, wenn die Verehrer und Verzehrer der Gänseleber jene von Plinius gestellte Preisaufgabe zu Nutz und Frommen der Wissenschaft erwogen und gelöst hätten.

Wir aber, die man mit neidischem Spotte Kinder eines tintekleckſenden Säculums genannt hat, erheben uns über diesen Materialismus und blicken bewundernd auf den Vogel, der, zum Sprich- und Stichwort der Dummheit geworden, der Gelehrsamkeit der Zeitgenossen das einzige Mittel reicht, ihre Schätze darzulegen und den Nachfahren getreulich zu vererben. Wohin wäre der Ruhm der Krieger, wenn nicht die Gans dem Geschichtschreiber den begeisterten Kiel geliehen hätte? Wo könnte sich ein Gemüth erquicken an Lied und Spiel der Dichter, böte nicht die Feder den Zauberstab, die flüchtigen Klänge und Gestalten der Phantasie zu fesseln? Wer unternähme noch die zweifelhafte Grenze des Mein und Dein mit sicherer Hand zu ziehen, wenn über dem scharfen Schwerte nicht die schärfere Feder wachte? Wer endlich vermöchte Dein eigenes Lob zu schreiben, edler Vogel, wenn Du Dich nicht entschlössest zu sterben, um unsterblich fortzuleben im Gedächtniß der Menschen?

Der Schwan.

Neben die Gans stellt sich ihr stiller, ernster Bruder, der Schwan. Er ist der Wasservogel in höchster Vollendung, ein ideales Gebilde der Natur: Alles an ihm schön, hehr, voll Majestät. Früh hat sich die dichtende Sage seiner bemächtigt, die Sänger aller Völker haben ihn verherrlicht, und wollen sie sich selbst im Bilde darstellen, so finden sie ein edleres nicht, als ihn, den melodischen Vogel Apollo's.

Langsam und stolz schwimmt er durch den abendstillen Weiher. Kein Blatt regt sich, keine Welle: der Schwan allein zieht seine langen, einsamen

Kreise, wie wenn ein lichter Geist der Wasser schweigend dahinglitte, jetzt plötzlich in der Tiefe verloren, jetzt in erneutem Glanze emportauchend. Wie blendend schimmert sein schneeiges Weiß; wie prächtig hebt und biegt sich dieser Wellenhals; wie leicht und frei schwebt er dahin, die Schwingen segelgleich gelüftet: jeder Umriß sanft sich schmiegend, jede Stellung seelenvoll, jede Bewegung edel: ein wechselndes Spiel der schwunghaftesten, anmuthigsten Linien, gleich als wisse er, daß die Flut selber im Anschaun seiner Schönheit weile. — So kreist er nach der tiefsinnigen Sage des Nordens auf dem Urdarborn, dem heiligen Quell der Zeit, von Ygdrasils, des Weltbaums, Zweigen überschattet. So führt er nach dem römischen Dichter den Wagen der meerentstiegenen Göttin über die Wellen. So endlich verstehen wir erst jene lachende, geistvolle Mythologie, die diesen Vogel der reizendsten unter den Sterblichen zum Vater gab, und jenen Ausdruck des deutschen Gedichts, welches, die Valkyrenschönheit Brunhild's zu bezeichnen, kurz von ihr sagt, sie gleiche dem Schwan auf der Welle. — Nicht minder herrlich als sein Schwimmen, ist der Flug des Schwanes; er fährt durch die Lüfte „wie ein Held und Adler", und wie fernhertönende Posaunen oder verhallendes Geläut der Glocken klingt ihr Chor aus der Höhe. Das ist der Schwanengesang: halb Kriegsruf und halb ein Friedenspsalm. Er liebt aber den Frieden mehr als den Streit. „Herrschen Löwe und Tiger auf der Erde, Adler und Geier in der Luft nur durch Krieg und Grausamkeit, so waltet auf den Gewässern der Schwan durch seine Größe, Majestät und Sanftmuth. Sind jene blutige Tyrannen, so ist er ein Friedensfürst, der erste Bürger eines stillen Freistaats": ruheliebend genug, um nie den Kampf zu suchen, und stark genug, um ihn nie zu fliehen. Furchtlos erwartet er den Adler, und sein Muth und seine Kraft geben ihm den Sieg auch über die lauernde List des Fuchses, ja über das Eisengebiß des Wolfs, die er mit ins Wasser reißt und hinabdrückt. Darum ist es ein schönes Bild, wenn Homer die aus den Schiffen in die Schlacht stürzenden Griechen vergleicht mit dem

„Volk langhalsiger Schwäne,
Hierhin flatternd und dorthin mit freudigem Schwunge der Flügel,
Dann mit Getön absenkend den Flug, daß weit das Gefild schallt."

Aber schöner noch dünkt uns, daß nach deutscher Ursage über den Häuptern der Helden Schwäne singend einherziehen, gleich als rufe sie Walhalla zur Unsterblichkeit.

Fühlt der Schwan den Tod nahen, so strömt er sein letztes Leben in erhabenen und entzückenden Melodieen hin: dies eine Fabel zwar, aber eine der sinnigsten des Alterthums, welches in diesem Vogel die Psyche ahnete und sich ein Bild schuf von der „lebenweckenden Kraft, die aus den Pforten des Todes uns entgegenweht."

Die Ente.

Auch von der Ente darf ich nicht ganz schweigen, denn, heißt es im Volksliede,

die Ente, die Ente
führet das Regimente.

Sie ähnelt der Gans, und ihr Gang lahmt noch weit schwerer; aber dennoch ist sie keine so unerquickliche Erscheinung. Es ist hier nicht die stupide Steifheit wie dort: die Formen sind runder, die Farben frischer und mannigfaltiger, ihr ganzes Wesen beweglicher. Ein breiter Rumpf mit ansehnlichem Bürzel, ein wohlproportionirter Hals, der Kopf platt, lang und schmal, die Backen etwas anschwellend und in ihnen die schwarzen Kalmückenaugen halb verdeckt, mündet endlich die Physiognomie in jenen breiten Löffel, der das Ahnentheil der Ente ausmacht. Bei Köln hat man einen Spruch von drei Enten, deren eine der anderen ihr höhnisches Erstaunen bezeugt über das abnorme Mundstück der dritten, etwa wie wenn ein paar Leute mit langen Nasen einander anschaun und glossiren:

Es schwommen drei Aenten de Baach erav (herab),
De Erste heesch Frau Mösch,
De Zwötte heesch Frau Gösch,
De Drette heesch Frau Tricktrackdillentösch.
De säd de Frau Gösch
Zor Frau Tricktrackdillentösch:
Mhü! wat hüt de Frau Mösch
För ene decke Flösch! (Maul)

Das ist der Spott der Verblendung. Denn dieser Schnabel ist Sonde, Filter, Nase, Waffe und Trompete zugleich, ein wahres Kunstwerk der Natur, dessen Operationen der Engländer Paley nicht beschreiben kann, ohne einen bewundernden Paragraphen daran zu knüpfen. Dem Bau des Schnabels entsprechend tönt die Entenstimme breit und schnarrend; Pythagoras meinte, nichts störe mehr als sie die stille Arbeit des Denkers, wogegen Büffon dieselbe — mich dünkt etwas euphemistisch — die Klarinette im Vogelorchester nennt.

Besonders komisch macht die Ente der watschelnde, einwärts gekehrte Gang, der die Schwere des Körpers unbeholfen zur Seite fallen läßt, als würde abwechselnd immer einer der Füße zu kurz: ein Gang, den Matrosen, und, wie man sagt, zuweilen Weiber an sich haben. Aber sie zeigen auch sonst manche wundersame Weise und Gebärdung. Man sieht sie etwa auf einem Düngerhaufen beisammenstehen: sie bilden einen Kreis, gähnen einander an, recken die Flügel, schütteln sich, daß die Puppis in einen wahren Taumel geräth, wenden und ducken den Kopf jetzt rechts, jetzt links: allesamt andächtig der Regel ihres seltsamen Ritus gehorchend. Da ergreift plötzlich den Antrecht der Geist, und er bricht in einen breitmäuligen Schrei aus, welchen dann ein gellendes Unisono der Uebrigen beantwortet. Bald verstummen sie wieder, platschen auf die Erde, verbergen den Kopf unter die Flügel und schlafen, was die Talentvolleren unter ihnen auf Einem Beine stehend executiren. — Die Gefräßigkeit, mit welcher die Ente den Schmutz der Lachen und Kloaken durchwühlt, und die dem edlen Ritter Münchhausen zu einem ebenso sinn- als erfolgreichen Fangmanöver dieser Thiere Anlaß gab, erinnert an das Schwein; doch liebt sie bei alle Dem die Reinlichkeit weit mehr als das unsaubere Rüsselthier. — Wenn Regen naht, werden die Enten lebendig, sie stimmen einen schnatternden Wechselgesang an:

Aanten int Water —
Wat vern Gesnater!
Aanten in Diek —
Wat vern Musik! (K. Groth.)

und sind sie gar im Wasser: so bieten sie schwimmend, tauchend, fliegend und jagend ein munteres Bild, zumal der schmucke Entrich. Seiner männ-

lichen Würde ziemt das stattliche Federkleid. Um den sammetgrünen Hals trägt er cavaliermäßig ein Band vom frischesten Weiß, die Brust ziert ernstes Braun, den grauen Flügel die stahlblauschimmernde Schilddecke, und hinten auf den Ausgang stellen sich zwei Federn zierlich gekräuselt wie kecke Fragezeichen empor. Er ist ein ganzer Mann, wie der Hahn stark in der Liebe und im Zorn. Sehr treffend heißt es daher bei Shakspeare vom Antonius, der der flüchtenden Kleopatra in blindem Liebeseifer folgt:

„Die Schwingen spreitend wie ein brünst'ger Entrich
Verläßt auf ihrer Höhe er die Schlacht
Und flieht ihr nach.“

Des Entrichs Zorn ist gefährlicher, als der dumme der Gans; es schäumt giftige, ja tödtliche Leidenschaft in seinem Speichel. Ueberhaupt ist die Ente ein geistigeres Thier, als ihre vielschnatternde Muhme: sie hat mehr von ihrer wilden Natur behalten.

Flieger.

Die Taube.

Das Anmuthigste unter Allem, was Flügel trägt, ist doch die Taube. Mit Tauben tändeln Kinder am liebsten, zumal die Mädchen, die selber wie Tauben sind, und jedes lautere Gemüth hat Freude an ihnen. Sogar der kaltsinnige Römer ließ sich zum Spiel mit diesen Thieren herbei; Plinius erzählt von Zeitgenossen, welche große Summen darauf verwandten. Sie hatten wahre Taubenthürme und führten Geschlechtsregister von ihren Lieblingen, deren einzelne mit Hunderten von Denaren bezahlt wurden. Man wird dieser Erscheinung nicht zu viel Gewicht beilegen dürfen, da es fraglich ist, ob sie mehr in bloßer Modeleidenschaft oder in gesundem Naturgefühl ihren Grund hatte. Um so wahrer und rührender spricht es an, wenn ein Greis wie M. Arndt am Abend eines bewegten Lebens von der Taubenlust seiner Knabentage erzählt und von den schneeweißen Vögeln, die im Goldglanz der Sonne schimmernd, gleich einem überirdischen Gesicht den Träumen

seines Alters wieder erscheinen. Das sind deutsche Dichtergedanken, aber auch nur ein so holdes Geschöpf wie die Taube kann sie wecken.

Das ganze Sein und Leben der Taube ist wie ein freundliches Idyll. Sie sind keusch, sanft, arglos, voll zärtlicher Liebe, und vor allen anderen verdienen sie den Namen der „frommen" Vögel. Ohne Falsch wie die Tauben! heißt es in der Bibel. Ohne Falsch und ohne Zorn, Alles duldend, selbst den Tod, und nicht einmal einen Schrei des Schmerzes ausstoßend: welches andere Thier wäre diesem zu vergleichen? Die Taube allein ist nach dem Glauben der Alten ohne Galle, und in hundert Volks- und Liebesliedern, wie in den Bildreden jener mittelalterlichen Wanderprediger, klingt der Ruhm ihrer Unschuld. Und die Taube Noah's? die Botin des Friedens? Welch' ein schönes Bild, wie sie dahinfliegt über die brausenden Wogen, im Schnabel das Oelblatt der Versöhnung, und es niedersenkend in die Arche, die des Erdballs junge Hoffnung trägt!

Ja, ein lieber, schöner Vogel ist die Taube. Dem Menschen zugewandt und doch frei; immer sauber das Kleid; die Farbe fein, oft leuchtend; jede Bewegung nett; lebensfroh in Flug und Zug. Die eine trägt ein kokettes Häubchen, die andere eine Perücke, einen Kragen, ein Band; jene trommelt, diese kichert, wieder eine andere schlägt rugsend ihr Rad. Wie zierlich trippelt dort der kleine befranste Fuß über den weißen Sand, wie neugierig buhlt ihr röthliches Auge umher, wie sehnend lockt ihr Girren aus der grünen Laube! Nun schwingt sie sich auf das Dach, wo der Tauber ihrer wartet und mit zärtlichem Kosen sie empfängt. Es ist gewiß, die Taube ist eitel, und so liebenswürdig diese Eitelkeit sie kleidet, so gefährlich ist sie ihr doch, wenn der Habicht im Dickicht des Baumes ihr Spiel belauscht und die in sich selbst Verlorene ergreift. Nosse credas suos colores varietatemque dispositam. At speculatur occultus fronde latro et gaudentem in ipsa gloria rapit. So sagt Plinius. Ob es ein Irrthum ist? Die alten Kirchenväter wenigstens wissen anders zu berichten. Sie meinen, die Taube suche den Baum am Wasser und setze sich in sein grünes Gewölbe, um in der spiegelnden Flut den Schatten des Räubers zu sehen, der über ihr schwebe. Sinnreicher gewiß, wenn auch nicht richtiger. Endlich darf nicht verschwiegen werden, daß unter den Taubenmännern einzelne zu förm-

lichen Raufbolden entarten, die händelsuchend von einem Schlage zum andern ziehn und mit den Weibern schön thun. Doch mag auch hier die Ausnahme nur die Regel stärken.

Wie des Gatten, so pflegt die Taube auch ihrer Jungen mit emsiger Liebe; jedes Korn weicht sie ihnen im Kropfe auf, und verläßt das Vögelchen den Schlag zum ersten Male, so umflattert sie es fürsorgend von allen Seiten. Oft wird sie ein Opfer ihrer Liebe: man kann nicht ohne Mitleid sehen, wie diese treuen Thiere bei Feuersbrünsten sich mitten durch die Glut- und Dampfwirbel schwingen und in verzweifelten Flügen das Taubenhaus umkreisen, bis endlich der Brand ihren Fittig ergreift und sie in die Flamme hinabstürzt.

Schön und schnell ist der Flug der Taube, am schnellsten unter allen Vögeln, und dies ihr einziger Schutz gegen den Falken. Wenn der Raubvogel über dem Hofe schwebt, dem menschlichen Auge kaum sichtbar, dann hat ihn die Taube schon erblickt, und ist ein Verbergen nicht möglich, so erhebt sich die ganze Schaar und steigt in dichtem Kreise auf. Rascher und immer rascher drehet der Knäuel, den Räuber zu verwirren. Dieser stößt herab und — verfehlt seine Beute, denn Blick und Stoß sind unsicher geworden; er versucht es noch ein, zwei Mal, aber vergeblich; es bleibt ihm nichts, als beschämt von dannen zu ziehen. Freilich ist der Ausgang oft auch ein anderer. — Man hat berechnet, daß die Taube innerhalb zehn Minuten durch eine Strecke von drei Wegstunden fährt, und dieser außerordentlichen Flugkraft wegen ist die Taube schon im Alterthume zum Eilboten für gute und böse Kunde gemacht worden. Unter den Römern war D. Brutus der Erste, der sich dieser fliegenden Telegraphen bediente. Er war vom Antonius in Mutina eingeschlossen und gab durch eine Brieftaube den Republikanern Nachricht von seiner Bedrängniß. Quid vallum et vigil obsidio atque etiam retia amni praetenta profuere Antonio per caelum eunte nuncio? ruft Plinius bewundernd aus. Und Aelian berichtet von dem Aegineten Taurosthenes, der, als er in den olympischen Spielen den Kranz errungen, seinem Ruhme den Flügel der Taube lieh, welcher am Tage des Sieges noch die heimische Insel erflog. „Am besten schicken sie sich für einen verliebten Briefwechsel, denn der Täubrich und die Taube

sind auch in einander verliebt, und die Verliebtheit vergeht ihnen nie." Aber in unserem Zeitalter der Eisenbahnen und der Maschinen kennt man diese romantische Post fast nicht mehr; wo sie noch besteht, da lenkt nicht Amor die luftige Schwinge, sondern es ist der Briareus der Industrie, der die pigeons voyageurs dahinjagt. Statt der Jungfrau, welche dem fernen Geliebten ihre Grüße sendet und den trauten Vogel an ihres Herzens Schlägen wärmt, schickt sie jetzt der grand marchand de Paris, der mit Spekulanteneifer dem Hause in Antwerpen meldet, daß die Rente um $2^1/_2$ Prozent gestiegen. Die lauterste Poesie ist zu schmutziger Prosa geworden.

Die Nachbarn.

An der Grenze des Hausgeflügels erblicken wir eine Vogelgruppe, welche, ohne sich in Dienst und Hörigkeit des Menschen begeben zu haben, seine Nähe sucht. Sie sind gleichsam Freisassen seines Hauses und bilden in ihrer eigenthümlichen Stellung den Uebergang zu den andern Vögeln. Allerdings gilt dies strenggenommen bloß von dem Storch und der Schwalbe, während der Sperling mehr ein marodirender Eindringling ist und nur geduldet wird, so lange er das Gastrecht nicht allzuarg mißbraucht. Alle drei aber gehören im weiteren Sinne zu dem Gefolge des Menschen, der ihnen Manches von seiner eigenen Art geliehen zu haben scheint, und von Alters her als heiterer Gesell und Nachbar mit ihnen verkehrte. Ja theilweis mischte sich in dieses Verhältniß selbst eine gewisse Religiosität: der Mensch erkannte in den geflügelten Ansiedlern schützende und warnende Hausgeister, fühlte sich ihnen zu Dank verpflichtet und widmete ihnen Sorge und Verehrung. — Wir stellen billig den Storch voran.

Der Storch.

Stork, Stork, Langebeen,
Steist up en hohen Steen,
Heft rothe Strümpe an,
Geihst als en Eddelmann.
Altmärk. Kindervers.

Er ist vornehmeren Geblüts als die Schwalbe, hochgeboren, wie das Volksräthsel sagt: auf Dächern und Giebeln ragt sein gewaltiges Nest. Oft dient ihm auch ein gestumpfter Baum in der Nähe des Hauses und Dorfes, etwa eine Esche, Rüster, Eiche, zur Stätte; denn eines Hochsitzes bedarf er, um freie Umschau halten zu können in dem Reviere seiner Wiesen, Felder und Sümpfe.

Kommt mit den ersten lauen Märzwinden der Storch in sein Dorf zurück, so ist Jubel unter allem Volk. Er wird als ein treuer, langvermißter Freund mit Ruf und Lied begrüßt; die Alten im Dorf kennen ihn als Genossen ihrer Jugend, und den Kindern, denen er vor Allen freund und hold ist, giebt er für ihre ungeduldige Frühlingserwartung erst Sicherheit und Gewähr. Er hat gleichsam „sein visa unter den Frühlingspaß gesetzt", es ist nun kein Zweifel mehr. Die Weise und das Wesen dieses Vogels ist schon im Alterthum als etwas Merkwürdiges betrachtet worden; das sechszehnte Jahrhundert, welches freilich eine große Zahl solcher Studien geliefert, hat auch sein Encomium ciconiae, und gewiß ist, daß die Kriege und Flüge, die Launen und Schelmereien, die Liebe und die Erkenntlichkeit des Storches eine Fülle des dankbarsten poetischen Stoffes darbieten. Patriarch, Feldherr, Arzt, Richter, Prophet: Alles in Einem ist der Storch.

Schon seine Gestalt, wie charaktervoll und bedeutend! Auf dem hohen Stelzfuß, der in rothen Juchtenstiefeln zu stecken scheint, balancirt der stattliche Leib, über den er die weiße, schwarzgesäumte Reiseblouse geworfen; der Schwanz ist kurz und stumpf, desto schlanker und straffer aber der Hals, der den seltsam ausdrucksvollen Kopf mit „ruhiger Würde" trägt. Ueber der hohen Stirn legt sich das Gefieder glatt an, wie sauberzurück-

gestrichenes Haar; das Auge blickt hell und ehrbar und doch wieder mit einem Anfluge von Schlauheit aus den schwarzen Brillenringen der Maske, die in der grotesken Schnabelnase ihre komische Spitze, zugleich aber eine respektgebietende Waffe hat. Aus Gang, Haltung, Manier spricht ein pedantisches Pathos, das uns an Reifrock und Puder, an Stoßdegen, Hackenschuh und Menuett gemahnt. Der Storch ist eine Rokokkogestalt, und seines Herkommens, scheint es, ein Holländer.

In überlegsames Schweigen gehüllt, stelzt er steif und gravitätisch, wie Mynheer, durch seine Feldkanäle und Wiesen; mit jedem Schritt hebt er das langbestrumpfte Bein hoch hinauf, gleichsam um es vor jedem ungebührlichen Anhängsel zu behüten, während Kopf und Hals in stetem Pendelschlag feierlich-lächerlich vornübernicken. So bewegen sich Mann und Männin in gemessenem Wandelgang, Fuß um Fuß, wie philosophirende Peripatetiker, dahin, bis der Eine oder der Andere im Dickicht des Riedgrases den fetten, zappelnden Quäker gewahrt und nun den Schnabel wie eine Harpune vorwärts schleudert, um den Unglücklichen zu spießen und in der Tiefe des Kropfschlundes zu bergen. Der Andere hebt den Kopf und macht ein schnörkelhaftes Kompliment. Es ist eine gemächliche, geräuschlose und doch emsige Jagd. Nichts unterbricht sie, es sei denn, daß ein Neugieriger ihnen allzunah komme oder daß etwas Ungewöhnliches sich zeige. Dann stehen sie still, das eine Bein zieht sich dicht unter den Bauch hinan und umklammert das andere, gleichsam um der betrachtenden Position mehr Halt zu geben, der Hals reckt sich forschend in die Höhe, und das Auge faßt seinen Gegenstand. In dieser Stellung, die bei aller ihrer Wunderlichkeit die Grandezza nicht preisgiebt, beharren sie minutenlang und in automatenähnlichem Ernst, bis sie sich entweder überzeugt haben, daß sie ungefährdet weiter revieren dürfen, oder im Gegentheil weise Vorsicht die Flucht gebietet. Der mächtige Körper hat Mühe sich zu erheben, und es ist komisch genug, den würdigen Ceremonienmeister so ganz aus dem Gleichgewicht gebracht zu sehen. Er macht ein paar ungeschickte Sprünge, einige schwere Flügelschläge erfolgen, die Füße stecken sich ruderartig nach hinten; aber die schwankende Masse erhebt sich kaum über den Boden. Da mit Einem Ruck, als habe er plötzlich die Krücke weggeworfen, schwingt sich der phlegmatische Stelzer

hoch hinauf auf den Rücken des Luftmeers, und nun entfaltet er in den herrlichsten Zügen und Kreisungen vor den überraschten Blicken das Schauspiel seines jugendlichen Fluges. Oft schwimmt er lange Strecken ohne Stoß und Schlag dahin, wie getragen von seiner eigenen Lust, um endlich in schiefen Schraubenlinien zu dem Neste niederzugleiten, wo die hungrige Brut in klappernder Sprache ihrer Freude Luft macht.

Damit treten wir in den Haushalt des Storches und begegnen sogleich jenem patriarchalischen Wesen und jener menschlichen Art, die ihn von jeher zu einem Gegenstand des Erstaunens gemacht haben. Vor Allem ist er ein sorgsamer, treuer Gatte, wenngleich nicht ohne einen Beisatz von hausväterlicher Strenge, ja herrischer Leidenschaft. Wie bei den wandernden Hirtenfamilien der Steppe das Haupt voranzieht, um neue Weide zu suchen, dann zurückkehrt, die Seinigen nachzuführen, und endlich, wieder angelangt am Orte der Wahl, unter feierlichem Anruf die erste Zeltstange in die Erde stößt: so zieht auch der Storch wohl eine, zwei Wochen vor dem Weibchen voraus und bei uns ein, um Rundschau zu halten. Und wenn er nun die alte, übermooste Dachfirst mit dem verlassenen Neste, wenn er den Brunnen im Hofe und die breitästigen Bäume daneben wiedergefunden, wenn er die Gegend umher erkundet: dann verschwindet er, um des Nächsten mit dem Weibe wiederzuerscheinen und unter seltsamen Verbeugungen und fröhlichem Geklapper sie als Herrin einzuführen und sofort das schadhaft gewordene Nest auszubessern oder den Neubau zu beginnen. Damit ist die Besitzergreifung erfolgt, der Storch hat sich haushäblich eingerichtet, und es treten die Elternsorgen in ihre Rechte. Aber der Hausfriede, in dem das geschäftige Treiben der Liebe dahingeht, bleibt nicht immer ungestört. Neid, Eifersucht, Verrath und Gewalt drängen sich auch in das Storchleben. Oft erscheint in den Grenzen des angestammten Reichs ein schwarzweißer Usurpator; öfter nahet dem Lager des brütenden Weibchens ein anderer, vielbegehrender Freier. Da giebt's denn grimme Fehde. Der Storchmann hat den Nebenbuhler schon von Weitem erspäht, und in sausendem Wettflug stürzt er seinem Neste zu, um Haus und Weib zu schirmen. Er hat es erreicht; aber dicht hinter ihm schwebt der verwegene Werber. Der Storch duckt sich nieder und richtet zischend den Schnabelspieß empor, den Gegner

zu empfangen; zugleich schwingt er die Flügel zum zerschmetternden Hiebe. Aber der Angriff ist eben so stark als die Vertheidigung. Beide Kämpfer bohren sich die Schnäbel in Hals und Brust, wuthverbissen schwingen sie sich auf, die Flügel prasseln krachend wider einander; wildes Geklapper erfüllt die Luft, ein tiefer Stich verwundet den Einen, er flieht, der Andere folgt schnaubend nach und sie verschwinden in der Weite. Aber das Gefecht ist nicht zu Ende; in wenigen Augenblicken kommt es abermals zum Stehen und entbrennt in erneuter Hitze. Die Kämpfer suchen einander den Vorsprung abzugewinnen, sie nähern sich abwehrend und andringend von Neuem dem Neste. Da beginnt das Weib, welches bis jetzt ruhig im häuslichen Versteck geblieben, zu klappern, gleichsam den Gatten zur Ausdauer zu ermuthigen. Der Mann vernimmt den Ruf. Noch ein paar wuchtige Streiche schwirren durch die Luft, noch einmal fahren die Schnäbel zusammen, und der Gegner stürzt überflügelt zu Boden. Der Kampf ist glorreich entschieden, Haus und Hof sind fortan sicher, der Siegerstorch aber wird wie ein Held von allen Gliedern seiner Sippe geehrt.

Wird zuweilen ein wirklicher Ehebruch begangen oder auch nur ein scheinbarer (wie wenn etwa der Störchin Hühnereier untergelegt werden), so fällt das Weibchen meistens als Opfer. Auf das bestürzte Geschrei des betrogenen Ehemanns sammelt sich ein ganzer Stamm von Langbeinen, den Frevel zu schauen und zu richten. Es ist gewissermaßen ein Gesetz der Blutrache, welches hier geübt wird, indem jedes Glied des verunehrten Stammes seine Waffe in die Brust der Schuldigen stößt. Nur das Männchen selbst — und dies ist wieder ein tiefer Zug dieser merkwürdigen Vogelnatur — nimmt an der blutigen Sühne keinen Theil. Es klagt ununterbrochen, gleichsam getheilten Herzens über die Schmach, die ihm widerfahren, und über das tragische Schicksal, dem sein Haus verfällt, und verläßt Dorf und Gegend.

Sonst ist der Storch ein duldsamer Charakter, und wie um die Burg des Ritters sich Fröhner und Schützlinge friedlich ansiedeln: so läßt er es wohl geschehen, daß Sperling und Schwalbe sich unter dem schirmenden Reisiggewölbe seines Hauses seßhaft mache. Er aber steht in ehrwürdiger Gelassenheit wie ein Emir über dem lärmenden Troß, ohne sich durch seine

dreisten Streiche beirren oder erzürnen zu lassen. Ueberhaupt hat der Storch mehr als irgend ein anderer Vogel Sinn für Familienleben. Er ist, wie schon gesagt, ein wachsamer und bei aller Strenge gemüthlicher Hausvater, ebenso zärtlich gegen seine Kinder als dankbar gegen Eltern und Wohlthäter. Darum ist der Storch auch zu allen Zeiten als der „fromme Vogel" verehrt worden, darum stellen ihn die alten Fabulisten als ein Muster häuslicher Tugend auf, und selbst Aristophanes hat es nicht verschmäht, seiner erkenntlichen Liebe ein Denkmal zu setzen. So soll er seine Kinder auf dem Rücken tragen, um sie im Fliegen zu unterrichten, oder zu retten, wenn Feuersgefahr dem Horste droht: woher er denn nach Einiger Meinung den niederdeutschen Zunamen „Adebôar" empfangen hat. Auch sagt man, daß er in Hungersnoth seiner Brut den eigenen Fraß wiederkäue, daß er der erkrankten Jungen und Alten mit Aufopferung seiner selbst pflege, und ein noch mehr verbreiteter sehr erklärbarer Glaube ist, daß er dem Bauer, in dessen Gehöft er hauset, alljährlich als Zeichen der Dankbarkeit — gleichsam als Leibzoll oder Miethzins — eine Gabe zuwerfe, zuerst eine Feder, dann ein Ei, zuletzt einen Nestling. Ich unterlasse Weiteres anzuführen, da die dichtende Naturbetrachtung, die ja überall den Zufall in Absicht und das Natürliche in Wunder verwandelt, auch hier so manchen schmeichelnden, idealischen Zug in das Bild ihres Lieblings gewoben hat. Aber erwähnen muß ich, daß der Storch seine Kinderliebe auch auf die Menschenkindlein überträgt, und daß diese wieder durch ein liebliches Mißverständniß jenes niederdeutschen Zunamens in ihm den Weisen erblicken, dem das Geheimniß der Menschenerzeugung kund sei. Ja, sie verehren und begrüßen ihn als den freundlichen Boten, der die neugeborenen Brüder und Schwestern bringe und in die Wiege lege.

Auch die Reinlichkeit gehört zu dem goldenen ABC seiner Hausordnung; sie liegt, so zu sagen, in dem Nationalcharakter des Storchs, und ist freilich um so nothwendiger, als sich an dem weißen Kleide aller Unrath um so widriger herausstellt. Der Schnabel ersetzt ihm Kamm und Bürste, und fortwährend giebt es hie und da, am Rock, am Brustlatz, am Strumpf zu glätten und zu putzen. Dabei ist die Reinigung nicht bloß äußerlicher Schein; es würde ihm nicht genügen, etwa ein blankes Vorhemd auf

schmutzigem Leibe zu tragen. Er badet sich fleißig, und der kunstreiche Schnabel muß seinem säubernden Eifer oft genug zum inneren Gebrauche dienen. Die Erfindung der Klystierspritze ist ein Storchgedanke. Ebendaher hat die Thierfabel diesem Vogel mit soviel Recht als Erfolg unter anderen Rollen auch die eines Arztes und Großfeldscheers überwiesen, wobei ihm sein Vetter, der Kranich, als Sanitätsrath assistirt. Sie bilden gleichsam das Ministerium der Medicinalangelegenheiten im Thierstaat.

Es ist klar: der Storch offenbart eine Verwandtschaft menschlichen Seins und Thuns, und ebendeshalb schließt er sich dem Menschen, schließt der Mensch sich ihm an. Sorglos und zuthulich spaziert er in Hof und Garten des Landmanns umher; ja in Seestädten schreitet er mitten durch den Straßentumult und fordert von Jedem, der ihm in den Weg tritt, das Ausweichen, zieht von Markt zu Markt, von Brunnen zu Brunnen, untersucht sonder Scheu hier einen Korb, dort eine Schüssel: kurz er fühlt sich wie in dem Seinigen. Aber bei aller Vertraulichkeit weiß er sich in Achtung zu erhalten, und er bewahrt sich nicht nur seine volle Freiheit, sondern selbst eine Art von Superiorität. So leicht er zu zähmen ist, so groß ist daher andererseits der Haß, mit welchem der freie Storch den gefangenen verfolgt; es steht fest, daß zuweilen Schaaren von Störchen den entarteten Sklaven überfielen und niedermetzelten.

Dies führt uns schließlich auf die großen Staatsactionen, auf die Kriege und Gerichte der Störche. Beides sind seltene Erscheinungen, zumal die Kriege: denn der Storch ist friedliebend von Haus, und seine Gemeindeverfassung beruht auf den Gesetzen einer freien, aber wohlgeordneten Association. Den kriegerischen Ehrgeiz der Dynasten kennt die Geschichte der Störche nicht; ihre Kämpfe gebietet die Selbsterhaltung. Ist nämlich in einem Storchgebiete durch Einwanderung u. s. w. Uebervölkerung eingetreten, drohet Pauperismus: so versammeln sich die zu Schutz und Trutz verbündeten Stämme zu einem Maifeld. Es wird Kriegsrath gehalten, die Alten führen das Wort, und nach langer Erwägung wird unter lebhafter Acclamation der Kampf wider die Polyphagen des feindlichen Lagers beschlossen. Die streitbaren Mannen ziehen in dichten Heerhaufen wider einander, oft wechseln Sieg und Niederlage auf dem luftigen Kriegstheater, bis es zuletzt

der einen Schaar gelingt, die andere vollständig zu werfen. Tapfere Kämpfer ziehen ehrenvollen Tod schmählicher Flucht vor, die andern fliehen, verlassen ihre Nester, die alsbald geschleift werden, und wandern aus. Später treibt Noth und Rachlust sie wohl zu neuem Kampf zurück.

Wenn im Hochsommer die Triften versengen und Teiche und Sümpfe austrocknen, dann sucht der Storch das Innere der Laubwälder mit ihren Quellen, Brüchen und Wiesen, und wenn mit dem eintretenden Herbste auch hier das niedere Thierleben sich in seine Höhlen und Lager verbirgt: dann rüstet er die Uebersiedelung nach dem Süden und beginnt sich in reisigen Geschwadern zu schaaren und zu kreuzen. In solchen Zeiten geschieht es auch wohl, daß die Störche ein Gericht halten. Es ist ein „Recht mit langen Spießen“ nach alter deutscher Landsknechtsitte, wo nicht gar nach Lykurgischem Gesetz. Auf abgelegener Wiesenfläche kommen von allen Seiten die langbeinigen Gesellen zusammen, sie fliegen in großen Kreisen laut klappernd daher: denn es gilt ein ernstes Geschäft. Es sind an die Fünfzig bis Hundert. Anfangs wird hierhin und dorthin gezogen, es bilden sich Gruppen, viel und leidenschaftlich wird geklappert, und es gewinnt den gewissen Anschein, daß eine stürmische Scene sich vorbereite. Endlich schließen sich die Fähnlein zu einem weiten, imposanten Ringe, in dessen Mitte schicksalergeben das Opfer steht. Einzelne durchdringende Stimmen werden laut: es ist der Fürsprech, der die Anschuldigung erhebt, und der Anwalt, der den Beklagten vertheidigt, dessen ganze Schuld in seiner Schwäche besteht, und den man, da er den Reisemühen nicht gewachsen, zu seinem und des Volkes Besten zu tödten beabsichtigt. Die Versammlung unterbricht oft mit Ungestüm das Pathos der Redner. Da erhebt sich wieder Einer. Es ist der Profos. Im Namen der Aeltesten ruft er die Gemeinde an, daß sie unangesehen Freundschaft, Sippschaft oder Gunst, ohne Neid und ohne Haß ihren Spruch spreche, und nach einer feierlichen Pause antwortet mit erhobenem Flügel die gesamte Schaar: Er ist schuldig! Unter betäubendem Geklapper wird das Urtheil vollzogen, in enger Gasse von den Spießen der Versammlung durchbohrt, sinkt der Arme in den frühen Tod. Das Regiment ist gewahrt, die Schaaren eilen von dannen, und nun steht Nichts mehr dem Abzug der Wanderkaravane entgegen.

Dieser erfolgt meist plötzlich und in geordneten Zügen (quasi tessera militari sagt Ambrosius), doch steigen dieselben schnell zu den höchsten Luftregionen, so daß man sie bald aus den Augen verliert. In ununterbrochenem Flug und zuweilen in Heeren von Zwei- bis Dreitausend steuern die Europamüden der ägyptischen Küste zu. Hier ist des Storches zweite Heimat. Hier, in den frosch- und schlangenreichen Niederungen des Delta schaltet er als eine Art Nilpascha, dem braunen Knaben des Fellah nicht minder vertraut und heilig, als dem weißhaarigen Buben des Masuren. Und in der That paßt der wundersame Vogel mit seinem Ernst und seiner Gravität ganz zu jenem Lande des Trübsinns und der Sonderbarkeiten. Doch vergißt er auch unter den Palmen und Pyramiden das deutsche Dorf und seine Linden nicht, und wenn die Glühhitze des Sommers von dem ehernen Himmel Aegyptens niederstrahlt, dann kehrt der sagenhafte Wanderer heim und zurück in den aufgrünenden Frühling unseres Nordens.

Es ist wahr, was ein ebenso enthusiastischer Verehrer als genauer Beobachter des Storches (Scheitlin) sagt: „Er ist ein Menschenthier!" und es wird Niemand Wunder nehmen, daß das Märchen gerade diesen Vogel zu seinen Zauberverwandlungen gebraucht, und daß der Volksglaube ihn zum Propheten und Heiligen erhob. „Gottesvogel" (Deewing butte) nennt ihn der Lette. Er ist mehr als irgend ein anderer Geflügelter ein Nachbar und Doppelgänger des Menschen; keiner steht über ihm.

Die Schwalbe.

Wohin schelmischer, nichtsnutzer
Allerliebster kleiner Stutzer,
Schwälbchen du mit weißer Weste,
Schwarzem Frack und rother Binde,
Wohin? Sprich, zu welchem Feste
Fliegst du denn so gar geschwinde?
J. Willatzen.

Mit dem Storche theilt die Schwalbe Gunst und Haus des Menschen. Sie ist ein über die ganze alte Welt verbreiteter Zugvogel, und gilt deshalb noch allgemeiner für den Frühlingsboten. Ueber Wüsten, Meere und Gletscher findet sie den Weg zu dem alten Neste, und langt vor vielen

ihrer beschwingten Reisegefährten an, obwohl sie weiter fortgezogen als alle. Denn bis zu den Ufern des Senegal steuert sie hinab. Aber eben darum erfreut auch ihre Ankunft so sehr. Schon von den griechischen und römischen Dichtern ist sie als „Lenzverkünderin" besungen, und noch jetzt klingen ihr die Lieder entgegen, mit denen einst der thrazische Knabe ihr Kommen meldete, wie das Landvolk in Schweden seit Jahrhunderten schon die wiederkehrende Freundin mit Jubelruf begrüßt. Freilich ist ihre Botschaft nicht immer untrüglich. Oft schwärmen einzelne Plänkler dem Heere voraus und werden wohl noch von den letzten Streichen des Winters ereilt, weshalb denn neben ihre gläubige Frühlingsweissagung sofort jenes Sprichwort des Zweifels tritt, das sich von Aristoteles an im Munde der Völker vererbt hat.

Was am meisten an der Schwalbe gefällt, und worin gleichsam ihr ganzes Wesen aufgeht, ist ihr Flug. Sie jagt im Fliegen, trinkt im Fliegen, badet im Fliegen, bisweilen ätzt sie selbst ihre Jungen im Vorüberfluge, und eben darauf scheint auch ihr deutscher Name zu zielen. Die Schwalbe ist wirklich ein Segler sondergleichen, wenn auch vielleicht von der Taube an Ausdauer übertroffen. Oder wer hätte nicht schon die Rapidität und Schnellkraft dieses Federspiels bewundert? Jetzt im jauchzenden Zickzack durch die Wolken, jetzt im Kernschuß über den See, jetzt wie Buben im krausen Gewühl einander verfolgend, blitzschnell sich hinabwerfend, wieder hinaufschwingend, oder beim Nahen des Gewitters in langen hastigen Linien lautlos über den Boden streichend und die Mücke, die Wasserspinne im Tanz, im Lauf erhaschend; immer ist es ein Bild voll wechselnder Reize, ein luftiges Labyrinth, dessen Gänge sich tausendfach durchschlingen und auch das schärfste Auge verwirren. — Kaum sind die Jungen befiedert, so werden sie von den Alten in diesen Künsten geschult. In einer Straße, zwischen zwei Mauern, oder wo sonst ein schmaler, sicherbegränzter Luftkanal sich bietet, beginnen die Uebungen. Anfangs schießt die Schwalbenmutter in geradem Zuge dahin, die Jungen folgen unsicher, bald aber schnell und schneller, bis die Lehrmeisterin mit Einem Male abbricht und in Biegungen, Schwenkungen, Kreuzungen die Luft durchschwärmt. Der junge Chor ist zuversichtlich geworden; ermatten, verirren

sich auch einzelne, so ist doch in drei Abenden die Probe bestanden. Ruhe kennt dieser kecke Flieger nicht; er ist das leibhafte Perpetuum mobile, der Freischärler, der Beduin im Vogelheer.

Aber wie schön und weise hat ihn auch die Hand der Natur geformt! Der zarte, schlanke Leib mit dem knappen Gefieder, die langen, spitzigen, sich fast übereinander hinausbiegenden Flügel, der gestreckte, weitgegabelte Schwanz: Alles ist Elastizität und Schwung. Die Füße allein contrastiren in ihrer unbehülflichen Kürze; kaum vermögen sie den Körper zu tragen, zum Zeichen, daß nicht auf dem Boden, sondern in den Wolken der Schwalbe Weg und Wiege sei.

Doch nicht bloß der Flug macht sie zu einem interessanten Vogel. Das kluge und scharfe Auge, die rastlos zwitschernde, bald leise klagende, bald lustig aufkreischende Stimme deuten auf ein Wesen von Charakter. Und dieser Charakter ist seltsam genug; man könnte ihn ein psychologisches Räthsel nennen. Denn während die Schwalbe vertraut und häuslichstill unter dem Dache, ja am Heerde des Menschen nistet, treibt sie doch alle dieselbe lärmende Reiselust, dasselbe ziel- und zügellose Schweifen. Während sie ihre vielgerühmte Sauberkeit selbst bis zu ekler Peinlichkeit steigert, führt sie dagegen das Mauerwerk ihres Nestes aus eitel Schmutz und Schlamm auf. Mit ihren Stammverwandten in geselligen Colonieen vereint und zu gegenseitiger Hülfe bereit, voll zärtlicher Liebe ihre Jungen pflegend und das Nest mit nächtelangem Geplauder behütend, lassen sie andererseits nicht selten ihr zänkisches Geschrei vernehmen und die Jagdlust wohnt dem „frommen Vogel" so tief im Blut, daß er mitunter an den eigenen Genossen zum Dieb wird. Mit Recht sagt Oken: „Wenn es irgend Raubvögel giebt, so sind es die Schwalben." Indem sie ferner den Raben und andere Räuber verwegenen Muthes in Schaaren verfolgen, stürzen sie wohl vor Schreck betäubt aus der Luft, wenn sie den Lerchenfalken in ihrer Nähe gewahren. Und wie endlich Einige dem Reisezuge der Ankommenden allzufrüh vorauseilen, so giebt es Spätlinge, welche mit gleicher Gefahr hinter dem Abzuge zurückbleiben. So bietet dieser Vogel in den mannigfaltigen Gegensätzen seines Wesens gleichsam einen Charakterdualismus dar, der seiner Stellung zwischen Raub- und Singvogel entsprechen mag.

Uns ist die Schwalbe nur der holde, heilbringende Vogel. Ihre rührende Liebe zu den Jungen, ihr zutrauliches Nisten an den Häusern, ihr schwärmendes Spiel in den Lüften, ihr Kommen und Scheiden mit der kommenden und scheidenden Sommerluft, Alles das hat sie uns befreundet, geheiligt. In diesem Sinne nennt sie der gemüthvolle Humphrey Davy mit Recht die „Nebenbuhlerin der Nachtigal", und Shakespeare hat eine der ergreifendsten Scenen geschaffen, wo er — im ersten Akt des Macbeth — nach dem furchtbarsten Ausbruch einer megärenhaften Leidenschaft plötzlich den Blick auf das friedliche Nest der Schwalbe lenkt. Zum Königsmorde waffnet sich Lady Macbeth.

„Komm, schwarze Nacht"

ruft sie aus,

„Umwölk' dich mit des Abgrunds dickstem Dampf,
Daß nicht mein scharfes Messer seh' die Wunde,
Die es geschlagen, noch der Himmel
Durchschauend aus des Dunkels Vorhang rufe:
Halt!"

Da treten unahnend Duncan und Banquo auf, und nun beginnt jenes kurze Gespräch, in dem mit einem Male die ewig reine Natur in ihrem lieblichsten Bilde vor die erschütterte Seele tritt. „Seht", sagt Banquo,

„Seht, dieser Sommergast, die traute Schwalbe,
Die gern der Kirchen heil'ges Dach bewohnt,
Bezeugt durch ihr geliebtes Mauerwerk,
Daß hier des Himmels Hauch erfreuend weht.
Kein Damm, kein Fries, kein Strebepfeiler ragt,
Und keine Ecke bietet Vortheil dar,
Den dieser Vogel nicht benützt, zu bilden
Sein hangend Lager, seiner Jungen Wiege.
Wo Schwalben flattern, brüten und verweilen,
Ist lind und lieblich stets die Luft."

Um eben jener Eigenschaften willen knüpft sich auch an die Schwalben so mancher fromme Glaube. Der Araber nennt sie „Vögel des Paradieses" (Thiur el djinne), weil sie neben dem Flammenschwerte des Cherubs vorüberschlüpften, um dem verstoßenen Menschen aus dem Eden in das Elend zu folgen. Freudig begrüßt er den Vogel, wenn er sein Nest an die Sparren der Hütte heftet; denn er ist ihm Bürge jeder himmlischen Wohlthat. Aber auch die deutschen Stämme gaben ihm ähnliche Vorbedeutung. Wo die Schwalbe nistet, da zündet kein Blitz, wo sie auszieht, zieht der Tod ein, und wer ihr Nest zertrümmert, zertrümmert sein eigenes Glück; Segen aber folgt dem gastlichen Beschützer. Ihre Stimme, die dem Römer und Hebräer so eigenthümlich erschien, daß sie der Schwalbe den Namen darnach gaben, mag stumpferem Ohr wohl wie verworrenes Gezwitscher tönen; das tieferhörende Ohr des Dichters und des Volkes vernimmt darin das Lied unschuldiger Freude, den süßen Wohllaut der Befriedigung, auch je zuweilen wohl ein heitermuthwilliges Geplauder. Die lustigen Vögel machen Glossen über die am Brunnen schwatzenden Weiber: „Die rätsche un dätsche, un wenn si heim kumme-n-isch niene ke Fünkele Fiir." (Elsaß.) Aber öfter noch erklingt aus dem Schwalbengesange die Klage um den Wandel irdischen Glücks. Auch das Alterthum spricht einstimmig von dem Seufzen, dem flebile murmur der Schwalbe, und der griechische Mythus verwandelte die Progne, die unwissend ihren eigenen Sohn getödtet, in den ruhelosen Vogel, der mit dem Blutmal auf der Brust jammernd die Häuser der Menschen umflattert. So reichen sich die Völker aus Vergangenheit und Gegenwart in Dichtung und Wahrheit gläubig die Hand.

Im Herbste sieht man die Schwalben „Schule halten"; d. h. sie sammeln sich reihenweis auf Dächern und an Seen und streichen in großen Flügen dahin. Jedermann weiß dann, daß sie sich zum Abzug vorbereiten. Sie verschwinden, kehren zurück, als werde ihnen die Trennung schwer, endlich brechen sie plötzlich auf.

Der Sperling.

Ich bin wohl ein gemeiner Wicht,
Das Singen gar versteh' ich nicht,
In schönen Kleidern geh' ich nicht —
Es sieht mich auch kein Mensch nicht an,
Nur böse Buben dann und wann,
Die werfen mich mit Steinen.

J. Rodenberg.

Wo nur eine Hütte steht und ein Kornfeld daneben, da hat der Sperling sein Gesiedel. Er wohnt mit der Schwalbe gar oft unter einem Dach; aber selten werden zwei ungleichere Nachbarn gefunden. Man braucht den Sperling kaum noch darauf anzusehen. An ihm ist Nichts von der Sauberkeit und Nettigkeit, Nichts von der Volubilität und dem lieblichen Wesen, welche die Schwalbe zu einem so gern gesehenen Gaste machen. Der Sperling ist ein gemeiner Vogel: ein Proletarier mit allen Listen und Lastern seines Geschlechts. Verachtung und Verfolgung sind sein Erbe. Heißt es doch schon in der Bibel: „Kauft man nicht fünf Sperling um zween Pfenning?“ und bei Aristophanes werden gar ihrer sieben für einen Obolus ausgeboten.

„Alla Thiera muß ma leba lassa,
Numma keina Spatza;
Die muß ma verquetscha und verquitscha,
Wo ma ka eina verwitscha.“

(Schwäbisch-Bairischer Spruch.)

Es ist wahr: seine schmutzigen Farben, der graue Kittel, der röthlichbraune Oberkopf und der rußige Schnurrbart, seine untersetzte Gestalt, sein schnurrender Flug, Gang, Stimme, Gebärde, Alles verräth die niedere Geburt und den niederen Sinn. Aber der Paria rächt sich durch eine wahrhaft cynische Schamlosigkeit an der Gesellschaft, die ihn ausgestoßen. Nichts ist ihm heilig, Eigenthum, Talent, Sitte, jede Autorität verhöhnt er, selbst die Bande des Bluts und der Verwandtschaft können ihn nicht binden. Der Sperling ist ein Atheos, ein wilder Communist, aber verschmitzt, flink

und nicht zu ermüden. Es liegt etwas von Meister Reineke's Art in ihm, nur fehlt ihm ganz der geniale Schwung, jener gentile, leichtsinnige Humor, der den rothbärtigen Schleicher immer mit einer gewissen Liebenswürdigkeit umkleidet.

Der Nestbau, bei den meisten Vögeln ein Werk ausdauernder Liebe und Kunst, macht diesem Wüstling keine Sorge. Wie der Fuchs den Dachs mit arger List aus dem Lager treibt, so thut's der Sperling der Schwalbe mit roher Gewalt. Das bequeme, solide Erkergemach gefällt ihm. Im unbewachten Augenblicke bricht er ein, die überraschten Vögel weichen meist ohne Gegenwehr; und versuchen sie auch ihr Besitzthum wieder zu erobern, so schlägt der Räuber jeden Sturm mit Ungestüm zurück. Das ist Faust- oder vielmehr Schnabelrecht, denn ein anderes kennt der gewissenlose Sperling nicht. Zuweilen verschafft sich der zudringliche Schmarotzer wohl auch im Neste des Storches oder der Krähe ein Unterkommen, gleichsam als Portier oder Thurmwärtel; doch ist's in solcher Herren Häusern nicht geheuer genug. Muß er sich endlich noch selbst zur Arbeit bequemen, so ist sie ihm leicht genug und zum größeren Theile Sache des Weibes, das hier noch nicht emancipirt ist, sondern mehr die Rolle einer Sklavin als einer Hausfrau hat. Denn der Sperling ist Communist auch in der Ehe. Er lebt in Vielweiberei und giebt sich seinen Trieben in einer Weise hin, daß er allein ein Dorf bevölkert, aber freilich auch das Mark des Lebens vor den Jahren vergeudet.

Nahrungssorgen kennt er trotz seiner Gefräßigkeit nicht. Träge zum eigenen Erwerb, erntet er überall, wo er nicht gesäet hat. Sein Mahl ist ihm bereitet im frischaufsprossenden Feld wie in der Herbststoppel. Er nimmt die erste Kirsche vom Baum, und auch die letzte bleibt ihm nicht versteckt. Dabei führt er eine leckere Zunge. Keine Traube ißt er ganz, sondern flattert von einer zur andern, immer nur die reifsten Beeren anpickend; Zuckererbsen mag er am liebsten, wenn sie eben ihre Hülse spannen, Getreide, wenn die Körner noch voll Milchsaft sind. Aber der Feinschmecker weiß sich auch in karge Zeit zu schicken und fürlieb zu nehmen: Gemüs, Larven, Raupen, Spinnen, jegliches Geziefer verspeist er, doch bleibt Korn seine begehrteste Weide. Dem Säemann folgt er auf's Feld, dem Drescher in die

Scheune, dem Knecht zum Futterboden, den Hühnern vor die Hausflur, dem Pferde an die Krippe, der Taube in den Schlag, ja er durchpickt sogar den Kropf der jungen Täubchen, um Körner daraus zu holen. So wird der Schlemmer zum Dieb, zum Räuber, zum Mörder: Sünde aus Sünde, das ist des Sperlings Lebenslauf.

Wenn der kecke Landstreicher sich irgendwo eingenistet hat, so vertreibt ihn weder Gewalt noch List. Er ist nicht umsonst mit Menschen umgegangen, hat Schlauheit und frevlen Muth von ihnen gelernt: denn das böse Beispiel findet auch unter den Vögeln leichter Nachahmung als das gute. Wer einen Sperling fangen will, muß früh aufstehn! sagt das Sprichwort, und wie wahr! Vor Buben flieht er, wo er ihrer ansichtig wird, und bückt man sich, einen Stein oder Erdenkloß gegen ihn aufzuheben: im Augenblick ist er davon! Sonst mag den Dreisten nicht leicht Etwas verscheuchen, noch ihm imponiren. Er ist mehr als Skeptiker, er ist entschiedener Freigeist; übermüthigsicher setzt er sich auf Nase und Arm jener wehenden, klirrenden Gespenster, denen die Hut der Gärten obliegt. In ihrem Schatten trotzt er ihnen und genießt seines Frevels Frucht gleichsam mit gehobenem Bewußtsein. Ist er einem Netze, einem Blasrohr glücklich entgangen, so stiftet er gewaltigen Lärm, höhnt und schilt aus seinem Versteck den ungeschickten Jäger, und bald stimmt die ganze Schelmenzunft mit voller Kehle ein.

Und welch' ein Mißton ist dieser Sperlingsruf! Es giebt unter all' dem babylonischen Sprachgewirr der Vögel nur wenig widerlichere Dialekte. Die ganze bäurische Gemeinheit seines Wesens klingt daraus hervor. Den Spatzen selbst zwar dünkt er Musik. Er ermüdet nicht das schrille Schelm! Schelm! immer und immer zu wiederholen, obwohl Niemand das da capo begehrt, und zur Verzweiflung aller sangliebenden Seelen läßt er sich gerade da am gellsten vernehmen, wo einer seiner liederbegabten Stammverwandten den Hörer erfreuen will. So ist's! Der echteste Adel, der Adel des Talents, ist dem Plebejer immer am verhaßtesten. Alles soll Sperling sein: das ist die Gleichheit dieser Sanscülotten.

Wer wollte sich noch wundern, daß auch bei ihnen selber kein Friede wohnt? Der Spatz ist ein ewiger Händelsucher. In seinem Haushalt,

wenn anders bei dem Flatterer und Buhler davon die Rede sein kann, herrschen Neid, Schadenfreude, Tücke, Lug und Trug. Nur selten ist ein frömmeres Gemüth, das sich etwa an die Zelle des Kerkers ansiedelt und dem gefangenen Mann auch mit seiner heiseren Stimme noch Hoffnung in's Herz singt, oder in der Nähe einer Kapelle ein beschauliches Klausnerleben führt und sich dessen getröstet, daß ohne des Himmels Willen auch kein Sperling vom Dache fällt.

Drei Viertheile des Jahres lebt der Sperling im Ueberfluß. In Garten, Wiese und Feld unternimmt er seine Razzias, und die Herbsttage bringt er ganz und gar auf den Aeckern zu, wo er völkerweise von Garbe zu Garbe schwirrt. Wenn aber endlich Alles geleert ist, und er allein mit Krähe, Dohle und Meise zurückgeblieben, dann zieht er sich in die Winterquartiere, in die Straßen der Städte, in Höfe und Ställe zurück. Es kommen die Fasten. Der lärmende Prahler wird still, Kälte und Hunger dringen auf ihn ein. Da sitzt er dann geduckt im Kreise der Seinen, die Federn ringsum aufgeblasen, den Kopf zwischen die Schultern gezogen, so daß nur Schnabel und Auge aus dem Pelze hervorlauern, oder er hockt einsam in geschützten Winkeln, sucht ein Fenstersims, einen Schornstein, um den Strahl der Wintersonne oder den Hauch des Heerdfeuers aufzufangen, oder er klopft mit kläglicher Miene an das Fenster der Wittwe um ein Almosen. Doch wo nur ein Sonnenstrahl durch's Wolkengrau bricht und den Schnee vom Dache thaut: flugs wacht der alte Lumpazivagabundusmuth wieder auf, das lose Gezwitscher und Gehüpf beginnt von Neuem. Er weiß ja, daß die Bußzeit bald vorüber ist, und daß der Frühling auch ihm den Tisch zu decken nicht vergißt:

> Sie seihe nit un ernte nit,
> Sie hen kei Pflueg un hen kei Joch,
> Un Gott im Himmli nährt sie doch. (Hebel.)

Und in solcher Stimmung mag man wohl auch einmal eine Sperlingsouverture mit anhören. Es ist ja auch eine Frühlingsstimme. Doch ihn zu küssen und im Busen zu hegen, wie Catull's Mädchen gethan, das kann eben nur ein weiches, verliebtes Jungfrauenherz. Inzwischen darf freilich

nicht verschwiegen werden, daß auch Chinesen und Mongolen dem Vogel Duldung und Hausrecht gewähren. Der Achtbrief, der sonst überall gegen ihn in Kraft steht, hat jenseit der großen Mauer keine Geltung; dort ist das Paradies der Spatzen. Sie kommen sonder Scheu in die Zelte und Hütten, nisten da, und fühlen sich durchaus heimisch. Darum führen sie auch den klang- und sinnreichen Titel „Kia—niao—eül d. h. Familienvogel.

Röthling, Rothkehlchen, Bachstelze, Staar.

(Ein Sommermorgen am Fenster.)

Einige Anwohner sind noch übrig, liebe, trauliche Vögel, die doch erwähnt werden mögen, sei's auch nur mit ein paar Wortstrichen. Ich höre und sehe sie allmorgendlich aus meinem Luginsland, wenn der erste Tagesschimmer durch die Jalousieen dringt, mit denen mir der breitlaubige Nußbaum das Fenster verhängt. Der Teich liegt halb im Nebeldampf verhüllt, die Mühle des Nachbars feiert noch, im Röhricht raschelt ein rühriger Wind: da erhebt zuerst der Röthling (Rothschwänzchen) seine schüchterne Stimme. Hat ihn der schlaflose Kukuk oder die Flöte des Pirols erweckt, oder trieb die Elternsorge ihn so früh schon hinaus? Auf der First der alten Stadtmauer hinlaufend scheint er Beute zu suchen für die Jungen, die in jener Steinlücke ihr Nest haben, und immer häufiger und lauter klingt seine melancholische Strophe. Das Thierchen preßt sie mühsam hervor, es ist, als sinne es wie auf ein verlorenes Wort, immer versucht es von Neuem die heisere Kehle. Aber umsonst! In den einzigen armen, melancholischen Laut muß es die ganze Freuden- und Sorgenwelt seines Vogelherzens hineinlegen, und in diesem einen Tone singt es ununterbrochen vom Frühling bis in den Spätherbst mit dem Rothbrüstchen um die Wette, wenn längst die andern Sänger verstummt sind, und gerade das macht seinen Gesang so rührend. Er ist ein Scherflein der Wittwe. Dazu lebt der Vogel so anspruchslos und fast scheu, als wisse er nicht, wie schön das Bronzegrau an Flügel und Rücken, wie schön das Rostroth des Unterkleides ihm stehe. Sein Flug ist gewandt,

sein Schwänzchen immer in Bewegung, seine Augen blicken hell und sehen, gleich Fernröhren, vom Giebel des Hauses herunter den kleinsten Käfer im Staube rudern, und husch! ist er gefangen. Sonst wäre nicht viel von dem gutmüthigen Thiere zu sagen, und das mag hier ebenso sehr für ein Lob gelten, als bei der Hausfrau, die ja um so besser sein soll, je weniger man von ihr zu reden hat. Sein warmes Halmennest ist niedlich anzusehn mit den blaugrünen Eierchen, aber der Knabe läßt es unangetastet, denn er weiß, daß der Blitz seine räuberische Hand zerschmettern würde. Es ist noch wie ein Nachklang von dem alten deutschen Glauben, der den Röthling um seines rothen Gefieders willen heilig hielt und ihn den Vogel Thor's hieß, des flammenbärtigen Donnerers.

Das ist denn auch der Name seines nächsten Blutsverwandten und Nachbars, des Rothkehlchens (Rothbrüstchen), während freilich die Legende gar sinnig zu erzählen weiß, daß die rothe Brust dem Vogel von jenem Tage verblieben sei, als er auf Golgatha wehklagend das Kreuz Christi umflattert und sich vergebens das schuldlos fließende Blut zu stillen gemüht habe. — Auch dieser muntre Schlüpfer kommt dann und wann in mein Gehege. Drüben in den Erlenbüschen der Mühle ist sein Nest, fast liegt es an der Erde, aus ein paar hingeworfenen Halmen und Federn leicht gebaut, aber von Dorn und Blättern sicher überwölbt. Als habe es der englische Dichter vor Augen gehabt, so treu malt er's:

Hoch liegt der Zweig, worauf der Vogel ruht,
Doch niedrig ist sein Haus und gut versteckt,
Ganz nah beim lust'gen Klappern einer Mühle,
Wo die bestäubte Thür dem Vogel kündet,
Daß Ueberfluß hier in der Runde herrscht.
Hart an der Wurzel eines Brombeerstrauchs,
Der über einen schmalen Bach sich neigt
Mit weißem, dichtgestreutem Blüthenschmuck,
Wählt er sein Haus, so lang es ihm beliebt.
Oft zieht er eine kleine Hütte vor,
Um dort sein Haus zu baun, und sammelt dann
Den Abfall von der Hausfrau Speiseschrank.

(Graham.)

Aber erscheint er auch nur besuchsweise, so gehört er doch mit zu der lustigen Staffage meines Idylls, und ich würde ungern sein Lied vermissen in dem Orchester, dessen Improvisationen mich Morgens und Abends erfreuen. Es ist ein artiges, feines Stimmchen, das wie ein goldenes Fädchen von Busch zu Busch spinnt; aber wenn der Vogel ein Nest zu hüten hat mit junger Brut, dann schwillt es laut und voll tiefen Gefühls. Und wie regsam ist er, wie lebendig! Durch den Zaun auf den Baum, zur Erde, an's Wasser, in's Schilf, ohne Rast, ohne Ruh, immer zwitschernd und im Hui die Motte unter dem Blatt, die Fliege am Balkengesims erschnappend: eine recht liebe, sonnenhelle Vogelseele! Dabei sieht er mich mit seinen glänzigen Kohlenaugen so treu an, und geht mir, bin ich drunten, so kecklich nach auf Schritt und Tritt, daß man dem Thierchen schon gut sein muß um seines Zutrauens und seiner Arglosigkeit willen.

Aber da kommt Bachstelz (Wasserstelz), die schnippische Jungfer, und legt mit einem Male alle ihre muthwilligen Künste aus, wie mich zu strafen, daß ich sie vergessen. Welch' ein flinkes, allerliebstes Wesen ist das nun! Wie schlicht, und doch wie sauber und kleidsam ist ihre Tracht! Bläulichgrau das Röckchen, weiß das Mieder, schwarz der Haubenstreif, der den Nacken hinabgeht, schwarz die Pantöffelchen und schwarz mit weißem Saume hinten die lange Schneppe. Dazu vor den Augen die Halbmaske, wie etwa die türkischen Schönen ehedem sich Wimper und Braue schwärzten, das Weiß der Stirn und des Auges noch weißer zu machen. Die gewählte Einfachheit dieser Toilette leuchtet ein, sie paßt ganz für ein Stiftsfräulein. Doch ist sonst die Bachstelz ein freundlicher, geselliger Vogel, und liebt Menschen und Vieh. Oben am Dachgiebel steht ihr Nest, kunstlos, aber reinlich, so daß schon ein Papierschnitz, ein Strohhalm ihr Anstoß giebt. Und von da aus läßt sie die wechselreichen Strophen ihres Gesanges vernehmen, „gleichsam der Alt" (Bechstein) unter den dünneren Stimmen von Grasmücke und Hänfling. Plötzlich stößt sie hinab. Nun läuft sie mir, mitten im Hofe, vor den Füßen umher, jagt im zierlichschnellsten Getrippel der Fliege nach, immer mit dem Köpfchen nickend und mit dem rastlosen Schwänzchen auf- und abschnellend. Darum Motacilla, d. i. Schnippschwanz, zu niederdeutsch Wipstert. Nicht lange, dann schießt sie in kurzen, hastiggeschwungenen Bo-

gen, wie von dem elastischen Druck der Luft selbst hinauf- und hinabgeschleudert, über den Teich den Blachfeldern zu, und folgt emsig und niegesättigt dem Pfluge, der ihr aus der Erde Larven und Würmer die Fülle zuwirft. Oder sie läßt sich auf den Uferwiesen nieder, wo neben erdgelagerten Säuen geruhige Rinder weiden, denen sie dreist das Insekt vom Rücken liest. Ueberall wird sie gern gesehen, und giebt man dem sauberen Thierchen hie und da den unsäuberlichen Titel Küh- oder gar Säutreiber, so ist das, obschon etwas bäuerisch, doch wohlgemeint und nicht unrichtig. — Aber am liebsten mag ich die Bachstelz doch am Wasser. Sie läuft am Ufer hin so schnell, daß kaum das Auge ihren Schrittchen folgen kann, und dabei untersucht sie fliegenden Blickes jede Ritze, jeden Halm, der ihre kriechende oder ruhende Beute verbirgt. Nun tritt sie auf einen blankgespülten Stein. Sie badet, sie trinkt. Und mit welchem Anstand! Die zierlichste Soubrette könnte ihr Röckchen nicht koketter heben, die geschulteste Tänzerin könnte sich nicht in graziöseren Pas bewegen, als die kleine Wäscherin Schleppe und Füßchen trägt. Auf einmal wirft sie sich mit Schwung und Sprung in die Höhe, die schweifende Mücke zu fassen, und nun sollte man dies Flügelschwirren, dies Hin- und Herschießen, dies Balanciren, dies Trillerallegretto sehen, das ihr Schwänzchen schlägt. Es geht Nichts darüber an Leichtigkeit. In Summa: unter dem kleinen Federvolke ist außer der Schwalbe kein Vogel anmuthiger, beweglicher, gewandter und zuthätiger, als die Bachstelz.

Soll ich denn nun auch deiner gedenken, munteres Schilfhühnchen (Rohrsperling) mit der unermüdlichen Kehle? Laß sie immerhin etwas kreischen, ich höre auch ihr Schelten gern, wenn es mir den Zutritt verweigern will zu der Wiege, die du auf luftigen Rohrpfeilern künstlich erbaut. Oder deiner, stillvergnügte Grasmücke mit dem empfindsamen Liedlein! Oder des Finken, des fahrenden Gesellen, der frisch, frei und fröhlich sein Geschmetter in euere Zwiesprach wirft? Wohl möchte ich auch euch ein Schattenbildchen zeichnen; aber ihr seid doch nur kleine Leute, und hier mir zu Häupten räuspert sich schon unwillig eine Notabilität, die ich nicht länger hintan setzen darf. Es verräth's sogleich das schwarze Gewand und die Amtsmanier, daß es der Cantor loci ist. Ich brauche ihn nicht erst vorzustellen, denn wer kennte nicht den Staar? Dort im Apfelbaum habe ich ihm ein Haus gebaut,

und schon seit drei Jahren hat er allda sein Sommergesäß. Er gehört also zur Familie. Ein gespaßiger, lieber Schelm! Auf Island, am Himalaya, bei den bezopften Chinesen, unter den glotzäugigen Kaffern, im Süden und Norden ist er daheim, des Frühlings Kurier und Kundschafter trotz allen anderen! Oft im Februar oder März, wenn ich noch schlaftrunken auf dem Lager ruhe und in Gedanken mich fürchte vor Regen, Schnee und Sturm des kommenden Tages, und mich tiefer in die Kissen berge: da mit einem Male horch! schlägt's hell und goldig an mein Ohr — aus den Zweigen ein lustiger Weckruf — und froherschrocken spring' ich auf, und siehe da! mit dem ersten Sonnenstrahl sind sie gekommen, und nun träuft der Winter von allen Dächern, und das Herz thut einen tiefen Odemzug. Sie aber wiegen sich windgeschaukelt hoch oben im Wipfel der Pappel, um die die ersten Blattknospen ihren bräunlichen Schimmer weben, und aus voller Kehle ziehen sie ihr melodisches Hoiho! So mag des Kuhreigens Gruß von den neubegrünten Bergen in's Thal schallen, so mag nach langer Seefahrt der Landruf der Matrosen vom Mastkorbe niederjubeln. Aus der tiefsten Brust schwingt sich der jauchzende Pfiff bis zur höchsten Oktave. Und dann wieder singen sie so lieblich und fein, wie liebesehnende Dirnen, und heben die Flügel, schnellen den Schwanz, wenden den Kopf, drehen die Augen — Alles wie rechte Virtuosen — Alles an ihnen Leben und Freude und Musik — bis sie dann auf einmal in's Schnurren und Schnarren gerathen, als sei ihnen die Stimme abgeschnappt. Das giebt denn ein Charivari für den flüchtenden Winter, der den kecken Sängern hie und da noch eine Handvoll Schnee auf den Schnabel wirft. Uebrigens ist gerade dies Herabfallen aus dem Falsett die eigentliche Natur dieses Schöngeistes. Seine Muttersprache ist heiser, und besonders betont er den Hundebuchstaben (R), wie schon weiland Scaliger bemerkt. Auch heißt er eben dieser Aussprache willen der Staar (ψάρ).

Vom Nestbau hält er nicht viel, ein Loch und eine Matratze aus Federn, Haaren, Halmen genügt ihm und den Seinen. Aber desto mehr giebt er auf's Essen, und zwar auf's Vielessen; „kaum daß ihn noch der Seidenschwanz, welcher als der gefräßigste von allen Vögeln verschrieen ist, an Eßlust übertrifft." Deshalb ist er auch stets auf Wanderschaft und Jagd bedacht, selbst die Jungen verläßt er, wenigstens während der Nacht. Er zieht auf

Aecker und Viehtriften, mit Krähe und Bachstelz gemeinsam, denn er ist ein guter, ehrlicher Vogel, der sich und Anderen das Beste gönnt. Noch lieber lagert er sich in den Kirschgärten und Weinbergen, was seinem Geschmacke zwar alle Ehre macht, ihm aber — dem geschützten und geliebten — doch oft Lebensgefahr bringt. Dabei muß man seine Flüge und Züge beobachten. Hunderte zusammen in einer einzigen Wolke, schnurrend und wirbelnd, wie von der Windsbraut gejagt. Alles drängt um die Mitte, immer kreiset der eine um den andern, und so wälzen sie sich fort in Saus und Braus, lärmend, schwärmend. Vergebens krümmt der Habicht seine Fänge nach dem rollenden Rade. Es würde ihn widerstandslos mit hinwegreißen. Es ist Taktik in diesem Ungestüm, ein Schwenken und Senken, daß sie jetzt die volle Breite aufdeckend hinziehen wie ein lebendig ausgespanntes Netz, und nun hoch übereinandersteigend den Augen verschwinden bis auf eine schwarze Linie, um endlich in vollem Schwung auf ihre Weide niederzufallen. Immer wieder betrachtet man dies Schauspiel mit Vergnügen, wie es schon vor dreitausend Jahren dem Homer eines seiner schönsten Gleichnisse lieh, wenn er von dem Schwarme flüchtiger Griechen sagt:

„Dort wie die Staar' in langem Gewölk ziehn oder die Dohlen,
Allzumal aufschreiend, sobald sie den kommenden Habicht
Sehn, der blutigen Mord herbringt dem kleinen Gevögel:
Also dort vor Aeneas und Hektor flohn die Achäer
Allzumal aufschreiend im Schwarm, und vergaßen die Kampflust."

Sind die Unermüdlichen endlich doch müde geworden, so schwenken sie hinab zu meinem Teich, und stürzen lachend in's Schilf. Da hüpfen sie nun durcheinander, neigen und beugen sich, seufzen, pfeifen, singen, schwatzen; das schallt wie wenn der Regen lustig auf die Blätter klatscht, und geht bis tief in die Nacht hinein.

Ein seltsamer, drolliger Vogel ist der Staar, ein ganzer Schalksnarr, anstellig und listig trotz einem Hund. Keiner unter all' seinen geflügelten Genossen schmeichelt sich so leicht und liebenswürdig-cordial dem Menschen an. Mit spaßhaftem Ernst schreitet und wackelt er im Zimmer auf und ab; aber wie einfältig er sich stelle, hat er doch Alles im Auge. Stimme und Miene seines Brotherrn kennt er genau; wird er gescholten, duckt er

beschämt in eine Ecke nieder. Sonst ist er dreist, fliegt der Hausfrau auf den Spinnrocken, dem Maler auf die Palette, auf's Käpsel, dem Schreiber auf's Tintefaß, und geht's zum Essen, sitzt er der Erste bei der Schüssel. Auch vom Diebsgenie der Elster hat er eine Ader. Was gleißt und glänzt, mag er gern. Den Fingerhut, die Stecknadel, den Messingknopf, die Perle, den Ring, Urim und Thummim holt er zusammen und trägt's beiseit, und ist dort keine Sicherheit mehr, sucht er ein neues Versteck. Dazu ist er sehr reinlich, und fliegt nie aus dem Nest, ohne zu fegen. Aber am höchsten wird doch seine Gelehrigkeit, zumal sein Sprachtalent, geschätzt. Aus eigenem Antrieb macht er Studien, er miaut wie eine Katze, gackert wie eine Henne, flötet wie eine Amsel. Auch Menschensprachen lernt er, Französisch, Deutsch, Latein — ein wahrer Vogelprofessor — und das giebt dann ein buntes Wälschen und Parliren, eben wie vielgereiste Leute eine Mosaik aus allerhand Sprachen zusammenzuwürfeln pflegen. Lange Lieder faßt er mit Leichtigkeit. Der eine singt: „Was Gott thut, das ist wohlgethan", ein anderer: „Heil dir im Siegerkranz", noch ein anderer sagt das Vaterunser her, und die Staare des Drusus und Britannicus wußten gar griechische Kraftsprüche zu recitiren. Nichts wird ihm schwer. Nur vergißt er, wie mancher allzulebhafte Knabe, leicht wieder was er gelernt hat, so daß es auch da heißt: Wie gewonnen, so zerronnen!

III.

Der Wasserfrosch.

Naberſche, Naberſche, heft ji den Mann mit den roen Beneken nig ſeen?
„Wat weet ick ick ick ick?“
[Nachbarin, Nachbarin, habt ihr den Mann mit den rothen Beinen (den Storch) nicht geſehn?
„Was weiß ich ich ich ich?“]
Froſchgeſchrei in altmärk. Volksüberſetzung.

Linné hat den Ausſpruch gethan, die Natur, die alle übrigen Geſchöpfe ſo wunderbar ausgeſtattet, dürfe ſich der Reptilien nicht rühmen. — Wäre Schönheit wirklich das einzige oder das oberſte Geſetz der Naturbildungen, ſo würde man einem ſolchen Vorwurfe beiſtimmen können. Denn in der That iſt jenes „doppellebige“ Geſchlecht, das ſich in den Schlupfwinkeln der Moräſte, Flußufer und Wälder verbirgt, an Häßlichkeit nur mit den unterſten Thierſtufen zu vergleichen. Ihre bald ſchmutzigtrüben, bald grellblitzenden Farben, ihre meiſt ſchlüpfrige Geſtalt, ihre ſchleichende, huſchende, ſchießende Bewegung, ihre Trägheit und Gefräßigkeit haben von jeher abgeſtoßen, und wo ſich hiermit eine ſo dämoniſche Kraft und Mordbegier paart, wie bei Krokodil und Schlange, da ſteigert ſich dieſer Eindruck ſelbſt zur Furchtbarkeit. Dennoch erſcheint der inſtinctartige Widerwille des Menſchen gegen das Amphibium nicht überall begründet. Es giebt einzelne Reptile, die, vorurtheilsfrei betrachtet, aufhören häßlich zu ſein und ſogar anziehend werden können. Dies gilt vorzugsweiſe von den Batrachiern, wenngleich natürlich nicht von allen. Die Kröte z. B. wird ſtets ein ekelhafter Anblick bleiben, und die Pipa von Surinam mit ihrer ſcheußlichen Brut auf dem Rücken jagt auch dem kälteren Beobachter Entſetzen ein.

Die Batrachier, denen außer den Kröten noch die Molche beizurechnen sind, gehören zu den zahlreichsten Amphibien. Eine einzige Kröte legt über 1000 Eier, ein Frosch mindestens 500. Daß sie zur Landplage werden können, erzählt schon die Bibel, und andere Schriftsteller des Alterthums wissen sogar von ganzen Stämmen zu berichten, welche durch ein ungeheures Ueberhandnehmen dieser Thiere gezwungen wurden, ihre Wohnsitze zu verlassen. Fast durch alle Zonen finden sie sich; denn während in den Tropenwäldern der Ochsenfrosch beim Einbruch der Nacht sein dumpfes Gebrüll wetteifernd mit dem Geheul der Affen und dem Lärm der Cicaden ertönen läßt, fehlt auch dem Sommer Lapplands der quakende Sumpfchor nicht. Ihrer Verbreitung und Massenhaftigkeit entspricht ihr Artenreichthum. Man kennt allein 80 Species der eigentlichen Frösche von jenem Brüller Louisianas an, der gegen einen Fuß mißt, bis zu unserem anderthalbzolligen Laubhüpfer herab; um der bärengroßen Ungestalten nicht zu gedenken, welche einst die Schlammbecken der aus den Fluten steigenden Erde bevölkerten. Dazu bieten sie bei aller Familienähnlichkeit sehr mannigfache Formen. Man vergleiche den Leuchtfrosch, dessen orgelnde Kehle durch das Dunkel glüht, und den sonderbaren Hornfrosch mit den ohrähnlichen Lappen über dem Auge, die schwer und scheu über Gräber und Aecker fortschiebende Kröte und den zierlichgeschwänzten Triton, der in seinem Teiche schnalzend hin und herfährt. Sie alle gehören zu den Batrachiern im weiteren Sinne. Auch sind fast alle diese Thiere friedlicher, unschädlicher Art, denen nichts als ein Vorurtheil entgegensteht. Ganz besonders darf dies von den Fröschen behauptet werden, und hier wieder am bestimmtesten von den in Nordeuropa heimischen Arten. Die nachfolgenden Zeilen sollen eine Skizze des interessantesten und verbreitetsten unter ihnen, des Wasserfrosches, geben.

Zeigen im Allgemeinen die Wasserthiere, zumal solche, die zeitlebens in dieses Element verwiesen sind, ein unentwickelteres Seelenleben, so macht unser Frosch hiervon eine Ausnahme. Er kann als ein Stück Charakter gelten; in Sage, Märchen und Dichtung spielt er eine nicht unbedeutende Rolle. Sinnvoll ist der Mythus von den Fröschen der Latona, ebenso die Fabel von ihrer Königswahl. Aesop erzählte sie den Athenern, als Pisistratus sich zum Tyrannen aufgeworfen hatte, und noch die jüngste Zeit versuchte

die Schlagkraft derselben, indem man sie zum politischen Drama verarbeitete. Hatte doch schon Aristophanes das Volk der Frösche auf die Bühne geführt, wie es zwei Jahrtausende später unserem größten deutschen Satiriker einen willkommenen Stoff geliefert zu haben scheint. Leider ist von Fischart's „Froschgosch" eben nur der Name aufbehalten; mittlerweile bietet Ersatz jenes merkwürdige Gedicht, welches im Heroenstil des homerischen Epos die Kämpfe zwischen Fröschen und Mäusen besingt. Ich meine die Batrachomyomachie und ihre Bearbeitung durch Rollenhagen. Am Ausgange des 16. Jahrhunderts erscheinend blieb der „Froschmäuseler" mit Recht auf langehin ein Lieblingsbuch des protestantischen Deutschlands; da erschien 1787, als preußische Truppen in das aufständische Holland rückten, noch eine dritte „Froschiade", wie um die Unverwüstlichkeit des Stoffes neu zu bewähren. So hat dieses Thiergeschlecht sich eine unverlierbare Stelle in der Dichtung erobert, und von Fabel und Räthsel beginnend gleichsam den ganzen Kreis derselben durchlaufen.

Der Frosch gehört zu den komischen Typen des Thierreichs. Dies liegt vor Allem in seiner Menschenähnlichkeit. Wer hätte nicht schon Männer mit Froschphysiognomieen gesehen? Es sind meist bartlose, kurzhalsige Köpfe, stumpfe Gesichter mit kahler Glatze, gerader, aber angedrückter Nase, hervorquellenden Augen, breitem Munde, zurückgehendem Kinn und kugelichten Backen. Gesellt sich zu einem solchen Gesicht noch die rundbäuchige Abtsgestalt, so dürfte dem Nachbilde kein Zug mehr fehlen. Daß der Froschkopf dagegen immer noch platt erscheint, kann die Aehnlichkeit nicht aufheben. Außer den Backen sind es namentlich die Augen, durch welche sie erzeugt wird. Mit unverkennbarer Bedeutsamkeit treten sie hervor: groß, rund, lebhaft, eines festen, dreisten Blickes fähig, und bei einigen Arten wie mit Lidern umgeben. „Sie gleißen wie der Morgenstern" heißt es im Froschmäusler. Ihre Farbe wechselt vom dunkeln Schwarz bis zum feurigen Gelb, und hierauf mag es sich beziehen, wenn ein griechischer Schriftsteller sagt, der Frosch sei ein schamloses Thier, welches nur in den Augen erröthe. Am schönsten freilich und mit wirklich goldenem Glanze schillert die Iris des Krötenauges. Aehnlich dem Auge der Katze, der Eule und anderer Nachtthiere übt es eine elektrische Gewalt; es ist vorgekommen, daß Menschen,

welche dem Blick einer Kröte zu widerstehen suchten, von demselben überwunden fast ohnmächtig zusammenbrachen. Von Nase und Ohr zeigt der Froschkopf nur Andeutungen, um so mehr fällt dagegen das breite Maul auf. Es ist ein Os magna sonans; aber da ihm eigentliche Lippen fehlen, erscheint es schweigsam geschlossen und markirt sich nur zuweilen durch einen farbigen Saum, so wie durch das meist weiße Unterkinn. Unmittelbar an den Kopf, der sich nicht auf einem freien Halse abhebt, schließt sich der Rumpf mit zierlichen, schlanken Gliedmaßen. Besonders ist der Hinterfuß außerordentlich gestreckt, wie denn kein Thier ein längeres und, abgesehen von den mächtigen Zehen, menschenähnlicheres Bein aufweist als der Frosch. Auch stimmt damit der Knochenbau und die Muskulatur, die hier eine wirkliche Wade bildet und bei der Nacktheit des Thierkörpers jene Aehnlichkeit um so überraschender hervortreten läßt. Der Frosch ist in der That ein Anthropomorphismus. Oder welcher Badende, der seinen Nachbar geschickt bei sich vorüberschwimmen sieht, fühlte sich nicht unwillkürlich an den grünen Wassertreter erinnert, wie er vom Ufer hinabspringend mit taktmäßig wechselnden Stößen die Wellen theilt? Vielleicht mit um einer solchen Aehnlichkeit willen widerfuhr es im vorigen Jahrhundert einem berühmten Naturforscher, das versteinerte Skelet eines vorweltlichen Batrachiers (des Riesensalamanders, S. gigantea) als Gebein des „Sündflutmenschen" zu beschreiben, und eben darum endlich erscheint die Sage von der Verwandlung der Lycischen Bauern in Frösche so ansprechend und treffend.

Die Froschtracht ist ein rechtes Jägerkleid; grün wie das Schilf, in dem er lebt, verfärbt sie sich nach Zeit und Umständen. Der Laubfrosch wechselt die Farbe sogar alle drei, vier Wochen, je nach dem dunkelnden oder falbenden Laube, so daß er Sommer und Herbst unbemerkt unter den Blättern der Bäume verbringt. Dabei wird das Gewand jährlich mehrere Male abgelegt, ein dünnes Hemdlein, welches, auf dem Papiere aufgefangen, kaum den Umriß einer Bleistiftzeichnung zurückläßt, aber meistens von den Fröschen selbst verspeist wird.

So komisch und harmlos der Frosch ist, so berührt allerdings sein gallertartiges, zappeliges Wesen, seine feuchtkalte Temperatur und selbst seine Nacktheit zunächst unangenehm; sie erwecken einen Horror, den das deutsche

Märchen zu mancherlei Situationen benutzt hat. Auch der Laubfrosch macht hiervon keine Ausnahme. — Will man den Frosch würdigen lernen, so stelle man ihn einmal neben die Kröte. Dieses Thier, stumm in dunkeln Löchern lebend, mißfarbig, gedrückt in Gestalt und Bewegung, ist wahrhaft häßlich und deshalb von dem Aberglauben aller Zeiten mit einer gespenstisch-schauerlichen Poesie umkleidet. Rollenhagen hat indessen auch sie in sein Gedicht verwebt und läßt die Frösche gar sinnreich von ihnen erzählen. Um wie viel mehr aber hat er die Froschnatur ausgebeutet! Darum hieße es in der That dem Frosche Unrecht thun, wenn man seine Erscheinung nur dadurch heben wollte, daß man ihn neben sein Zerrbild stellt. Im Gegentheil macht er sein eigentliches Wesen am meisten unter seinesgleichen geltend, in dem Reiche der Sümpfe und Bäche. Das Wasser ist sein Element; dort will er gesehn und gehört sein.

Sendet die Frühlingssonne ihre ersten Strahlen auf die Erde herab, dann erwacht mit all' den Schläfern in der Tiefe auch der Frosch. Der schwere Wintertraum wird abgeschüttelt, durch den vom Eise befreiten Spiegel sieht er das goldene Licht, sein Herz wird weit, die Glieder strecken sich: er taucht auf. Da hebt er nun den stumpfeckigen Kopf heraus, unbewegt wie ein Stein, und verwundert in die Welt starrend, die ihn sprossend und grünend umgiebt. Aber noch ist er stumm und matt. Gleichmüthig läßt er den Menschen herzukommen, nur wenn etwa ein Wurf das Wasser aufrührt, greifen die Füße langsam aus. Wie die Sonne höher steigt, entfaltet der Frosch ein energischeres Leben. Bald läßt er die Stimme erschallen, und nun antwortet aus allen Wassern der wundersame Chorgesang. Wer kennte ihn nicht? Es ist nicht der fröhlich kekkernde Schrei des Laubfrosches, noch weniger das heisere Knarren der Kröte, sondern ein breiter, behaglicher, mit einer gewissen Virtuosität gleichsam herausgebohrter Ton, dem dann ein Gelächter folgt, so durchdringend und in so hastigen Stößen, daß man glauben möchte, den lustigen Personen müsse der Bauch bersten. Sie ist oft geschmähet worden diese Wasserpoesie, und die Musikanten nehmen sich drollig genug aus, wenn ihnen die gewaltigen Schallblasen gleich Pumpkolben aus den inbrünstig geschwellten Backen hervortreten. Aber der Buffo gehört doch auch in das Frühlingsmaskenchor, und er hat nicht die schlechteste Rolle.

Ja der ehrliche Rösel, sein sorgsamer Beschreiber und Zeichner, ist nahe daran, den Frosch mit der Wachtel in gleichen Rang zu stellen.

Sein Ruf bedeute Pest, sagt der Aberglaube; er störe die Nachtruhe, behaupten die Schlaflosen. Aristoteles nennt sie schwatzhaft und albern, und der Apokalyptiker auf Patmos sieht die bösen Geister, die der Drache ausspeit, in Gestalt von Fröschen hervorsteigen. Solchen Anklagen und Auctoritäten gegenüber soll man auf den frommen Sinn der Mahomedaner verweisen, die den Frosch zu den heiligen Thieren zählen, weil er das Lob Allah's verkünde. Und welche gewichtigen Worte hörte nicht der deutsche Dichter aus ihrer scheinbar so sinnlosen, tumultuarischen Cantilene?

Sol fa, ut ut, sol fa, sol ut.
Concordia ist zu allen Dingen gut;
Zu guter stund sing Alt vnd Jungk
Concordia kluncferlekunck,
— Fürwahr ein Thor derselbig war,
Der selber ausstund all gefahr,
Denn das er concordiam bewart,
Veracht Coard, Morx, Morx, Marquard."

(Froschmäusler.)

Ich erinnere an unsere norddeutschen Sommernächte. Wenn da auf den weitgedehnten Ebenen alles Leben schläft und nur von Ferne das einsame Gestöhn der Moorunke herklingt, wie ein Ruf aus der Unterwelt, dann erhebt mit einem Male im Weiher der Frosch die Stimme. Es ist ein wohllautender Tenor. Er ladet zur Hora. Im weiten Kreise um ihn her sitzt die Synagoge; eine tiefere, offenbar bejahrtere Stimme fällt ein; eine dritte gesellt sich dazu; das Recitativ beginnt:

Moarks, Moarks, Moarks,
Wenn ehr wilt ji backen?
Wenn ehr wilt ji backen?
Moargen, Moargen, Moargen!
Denn will ik ok backen,
Ok backen, backen, backen!
Wreke, Uki, Koax, Kekkek!

(Altmärkischer Kinderverse.)

Eine Pause entsteht und der Vorsänger singt wieder allein, wieder folgen einige langgezogene Responsorien; aber plötzlich schmettert ein herz- und nervenerschütterndes Tutti in die Lüfte. Minutenlang hält es an, bis sich aus den zersplitternden Tönen einzelne Moll-Soli lösen, mit denen bald darauf ein neuer stürmischer Chor wechselt. So durchtönt das Gesänge die ganze Nacht, und stundenweit vernimmt es das Ohr. Dennoch scheint dies nur linde Musik gegen das Getöse, welches den Reisenden umdröhnt, wenn an den Ufern der Wolga und des kaspischen Meeres die Myriaden von Fröschen ihre Hochzeitsgebräuche begehen. Alles verschlingt der bacchantische Jubel dieser Orgien; Alles ist Frosch geworden, es ist als erzittere die Erde selber mit, angesteckt von dem unauslöschlichen Gelächter.

In dieser Zeit werden auch die Froschweibchen stimmfähig. Wenn die langen Eierschnüre glücklich an irgend einem Schafthalm befestigt sind, und die Sonne nun auf dem Wasserspiegel brütet, dann sitzt das Weibchen bei den hundert und aberhundert Augen des Laichs und ergießt in sanften, murmelnden Lauten, ähnlich dem Schnurren der Katze, ihr mütterliches Herz. Es liegt wirklich Gemüth in diesen Tönen. Dessenungeachtet ist der Frosch eben nicht zärtlich. Nur von der Sonnenwärme gelockt, verlassen die kleinen Fischchen die Eihülle; es sind zur Zeit noch latente Frösche, Froschnovizen, das Ganze ein Kopf und ein Stiel, und obhutlos schweift die Schaar umher, um endlich aus selbsteigener Kraft das jugendliche Schwänzchen abzuwerfen und in die Toga virilis zu schlüpfen, womit denn der Uebergang in's Froschthum gemacht ist.

Dann freut sie's, mit den Alten den Wechselgesang anzustimmen oder sich mit ihnen am Ufer zu sonnen. Wie Hündchen aufgestemmt, sitzen sie auf dem Rasen, lungern und lauern; oder sie wiegen sich lustig in der binsenen Hangmatte, oder halten Rast unter dem Schattendach eines Pilzes. Plötzlich aber, wenn die Fliege heranschwärmt, schießt die seltsame, klebrige Zunge hervor, von innen vornüberklappend, und die Vorwitzige ist gefangen. Kein Flügel reißt sie von der Leimruthe los, da diese eben so schnell wieder zurückschlägt. Auch wagen sie wohl nach einem Schmetterling oder einem Käfer den Sprung; selbst dem Spatzen, der zum Trunke herbeikommt, trachten sie nach. Denn die langen Hinterfüße sind nicht bloß Ruder, sondern

auch Springstangen, mit denen sich der platschige Körper in mächtigen Bogen bis zu Klafterweite fortschwingt. Man muß es natürlich finden, wenn Kinder und Dirnen vor der urplötzlich aus dem Versteck hervorhüpfenden Creatur kreischend entfliehen, obwohl das Erschrecken am Frosch ist. Denn Furcht klopft ihm doch in dem sonst so fröhlichen Herzen, wo er den Menschen nahe sieht. Darum gab ihm auch die Natur, wie den meisten Thieren, denen nicht Gegenwehr, sondern nur Flucht vor dem Feinde gestattet ist, das leisehörende Ohr. Kaum raschelt ein Tritt durch das Gras: plump! springen alle der Reihe nach in's Wasser und stoßen pfeilschnell vom Ufer. Dort fühlen sie sich geborgen. Ist alles Verdächtige verschwunden, dann kehrt die lärmende Munterkeit zurück, sie gehen wieder an's Land, oder überbieten einander in hydraulischen Künsten und allerlei Kurzweil:

„Mit wassertreten, vntersincken
Mit offnem maul, doch nicht vertrincken,
Ein mück in einem sprung erwischen,
Künstlich ein rothes Würmlein fischen,
Auf gradem fuß auffrichtig stehen
Vnd also einen kampff angehen,
Einander mit tantzen vnd springen
Im grossen vortheil vberwinnen.“ u. s. w.

(Froschmäusler.)

Aber trotz seines friedsamen Naturells hat der Frosch nicht wenig Feinde. Vor allen ist ihm der sachtschleichende Storch gefährlich, der ihn am liebsten Nachts, bei seinen Rendezvous, überrascht. Auch der Rabe fahndet auf ihn. Er kommt an den Teich und spricht: „Kim raas! Kim raas!“ Aber der Frosch weiß wohl, was das bedeute: „Du kroalst mich! Du kroalst mich!“ Läßt er sich endlich doch verführen herauszukommen, so frißt ihn der Rabe und höhnt: „Rindsfleisch is zehe, Rindsfleisch is zehe!“ Selber vor dem Menschen ist der Verfolgte nicht sicher. Seine zarte Wade dient ihm zum Leckerbissen, und die Grausamen, die sich Priester der Wissenschaft nennen, opfern ihrer Göttin Hunderte von Fröschen. Wie viele verhauchen unter der Luftpumpe, wie viele skelettirt das Messer des Anatomen! Sogar an den halbgetödteten noch erprobt die galvanische Batterie ihre Kraft.

Freilich bestätigt auch dies am Ende nur, was oben von dem anziehenden Wesen des Frosches gesagt wurde. Schon die wunderbaren Wandlungen, durch welche der Frosch hindurchgeht, um aus dem Ei ein fischartiges, stummes Kiementhier und aus diesem ein lungenkräftiger Stentor zu werden, — diese Wandlungen schon mußten ihm vor anderen Thieren die Beobachtung der Menschen sichern. Warum soll nur der aus der Puppe hervorbrechende Schmetterling Bild der Unsterblichkeit sein und nicht auch der Frosch? Dazu kommt sein vorahnender Sinn, der ihm drunten offenbart, wann Jupiter Pluvius die Himmelsschleusen zieht, und wann nach trüben Tagen Phöbus den goldenen Wagen wieder heraufführt. Mit Recht genießt er darum prophetisches Ansehen. Aber er ist auch sonst gelehrig und der Fortbildung fähig, er unterscheidet Menschen, lernt seine Wohlthäter kennen, hört und folgt auf ihren Ruf. Weiß man dies doch von der scheuen Kröte. Daß der Frosch stolz sei, sich blähe und brüste, daß er eine geschwätzige, schmähsüchtige Zunge führe, behauptet zwar die Fabel; aber ist es nicht gerade dieser Dichtung eigen, in den Thieren nur die Spiegel menschlicher Gebrechen, nicht auch menschlicher Tugend zu sehen? Erinnern wir dagegen noch einmal an Mohamed, der diese verachteten Thiere besser erkannt hatte und sie zu ehren befahl, weil sie vor Zeiten den Abraham aus dem Feuertode gerettet. Denn da die Chaldäer den Erzvater in die Flammen gestürzt hatten, ihn zu tödten, kamen Frösche mitleidig herbei, spieen Wasser und löschten den Brand. So erzählt der Koran.

Wie die übrigen Sänger des Feldes verstummt im Hochsommer auch der Frosch. Er verbirgt sich in seiner Höhle, die Psyche in ihm entschlummert, als habe sie einen Trunk aus Lethe gethan; das ganze Thier wird ein anderes. Ohne der Nahrung oder frischer Luft zu bedürfen, liegt es da und gefriert, seiner Seele unbeschadet, um als eine Frühlingsgeburt der Erde wieder hervorzugehen zu einem neuen Dasein. So währt sein Leben, zwischen Sommerlust und Winterschlaf getheilt, ein, auch zwei Jahrzehnte.

IV.

Der Fuchs.

Fanget uns die Füchse, die Füchslein fangt,
Die uns die Weinberge verderben!

(Hohes Lied.)

Der Regen verzieht, der Wald schüttelt die lauen Tropfen aus dem Haupt, und von der Heide steigt's erfrischend und würzig in die Abendluft. In allen Schlupfwinkeln regen sich Flügel und Füße. Die Mücken beginnen ihre Tänze, die Ameisen kriechen hervor, ihre verschwemmten Straßen wieder herzustellen, der Fink schmettert aus dem Buchenwipfel herab, der Hase schießt Kapriolen, und auch der Fuchs verspürt ein heimliches Rühren. Dort lauscht er zwischen den Wurzeln einer alten Eiche. Er „windet.“ Alles ist sicher, die ganze Natur wiegt sich frühlingstrunken in dem erfrischten Element. Mit einem Satze ist Reineke vor der Thür. Jetzt könnt ihr ihn deutlich sehen. Wie er dasteht! so vornehm-lässig! so voll Bewußtsein! Man gewahrt auf den ersten Blick: es rollt adeliges Blut in seinen Adern; aber das schwerfällige Standesvorurtheil ist längst überwunden, aller Zwang abgethan; es ist jenes savoir vivre in ihm, das ihm erlaubt, jeden Augenblick seine Würde wegzuwerfen, weil er sich getrauen darf, sie in jedem Augenblicke wieder zu ergreifen. — Bei einem solchen Charakter verlohnt es, Physiognomie und Toilette etwas genauer zu betrachten, denn hier ist Nichts unbedeutend.

Der Fuchsschädel kann für einen Musterschädel gelten. Die Stirn horizontal, mit straffangezogener, listigglatter Stirnhaut: eine mathematische Tafel, auf der nur die Linien des Kalküls hin und wiederspielen. Das Ohr, scharf herausgespitzt, schiebt sich unten weit vor, um jeden Laut zu

fassen. Es ist gemacht, die über ihm auf Bäumen schlummernde Beute zu erspüren; das leiseste Geräusch, das Zittern eines Blattes, das Zucken des träumenden Vogels fällt in die horchend ausgespannte Oeffnung: Nichts entgeht ihm. Und nun die Nase! Wie viel Bosheit und Grazie, wie viel Esprit liegt in dieser feinen, langgestreckten und geschmeidigen Spitze! Scheint es nicht, als gingen tausend unsichtbare Fühlfäden von dort aus, und als säße hier wie in ihrem Centrum die ränkespinnende, schwänkesinnende Seele des unvergleichlichen Improvisators? Es ist eine Nase, wie sie die großen Meister der Politik, wie sie die Richelieu und Talleyrand gehabt haben mögen. Aber das interessanteste Gesicht ist Nichts ohne die Augen. Schön darf man nun freilich das Fuchsauge nicht nennen. Man erkennt daran sogleich das nächtliche Thier; es spielt aus grau in grün, liegt schief, halb in der Höhle versteckt, am Tage zur senkrechten Spalte verengert, und hat weder die „Waldfrische", die uns aus dem Auge des Rehs so munter anspricht, noch auch das rollende Funkeln, welches dem Katzenblicke jenen magnetischen Reiz giebt, und dennoch liegt unendlich mehr physiognomische Bedeutung darin. Jetzt senkt es sich in demüthiger Ergebung oder es blickt unschuldig und naiv umher, jetzt spielt ein spöttisches Lächeln um seine Lider, und jetzt wieder zuckt ein Blick daraus hervor spitz und giftig, als treffe uns plötzlich der Stich einer Viper. Feucht vor ungestillter Gier, aufflammend in Mordlust, schmachtend in zärtlicher Verliebtheit birgt es eine Welt voll Leidenschaft und List, und ist vielleicht der größte Mime, den das Thierreich aufzuweisen hat.

Alle übrigen Theile des Gesichts wie des ganzen Körpers stimmen zu diesem Bilde. Der Mund spaltet sich weit: denn der Fuchs ist ein Räuber; ein sparsamer Bart stellt sich in langen, zurückstrebenden Spitzen wie eben so viele Widerhaken um die Oberlippe; diese Lippen sind feingeschnitten und geschlossen, deuten auf Energie und Selbstbeherrschung. Oeffnen sie sich aber, dann blecken scharf und grimm die Zacken des Gebisses, die nichts Lebendes entrinnen lassen, oder es dringt halb höhnend und halb zornknirschend ein heiseres, hustenartiges Bellen hervor. Den schlanken, hangenden Leib tragen schnelle Füße fast spurlos über den Boden, und stattlich schmückt ihn die buschige Schleppe, unter der sich das Riechfläschchen verbirgt, das

oft des Fuchses einziger Trost in Nöthen ist. Ein feinweißes Chemisett hat er auf der Brust, sein Pelz schimmert roth und goldig; daher ist er „vuhs" geheißen, d. i. der Feuerfarbene, wie denn wiederum nach ihm die blanken, flinken Goldstücke getauft worden sind, die auch wie der Fuchs „mehr als Ein Loch wissen", wo sie auslaufen.

So schleicht, streicht und kreucht der Schlaue dahin, er schmiegt und biegt sich, ist vorsichtig, geduldig, ausdauernd, behend, allezeit entschlossen: ein Meister über hundert Künste, ein Freidenker ohne Phrase, ein Verführer voll Geist, ein Proteus von Tugend und Laster, den man lieben und hassen muß in Einem Athem. Athenäus nennt ihn den geborenen Protagonisten der Fabel, und ein deutscher Dichter sagt mit Recht:

„Das Menschen-Thier-Mysterium
Hängt lockender als irgendwo
Um's Wesen Reineke's herum,
Und dessen wird er froh."

(Laube.)

Ein solches Thiergenie ist nicht mit ein paar blassen Worten abgethan. Ein Heldenleben, das immer da erst die größte Kraft und den reichsten Witz entfaltet, wo alle Quellen erschöpft scheinen, das lehrreich, poetisch, neu und groß ist in Schimpf und Ernst, in Noth und Tod, solch' ein Leben will studirt, bewundert, will geliebt sein. Es bietet Stoff für eine Odyssee. Und sie ist ihm gesungen! Was der große Alexander sich wünschte, das ist dem Eulenspiegel-Ulyß von Malepartus im reichsten Maße zu Theil geworden. In den deutschen Urwäldern ist das Lied von Reineke's Abenteuern angestimmt, die Lust unserer Ahnen, und durch alle Zeiten hat es sich erhalten in Jugendfrische und wird nicht untergehen, so lange noch Gemüther da sind, die sich ergötzen können an dem Humor und den Listen des unverwüstlichen Schalks. An diesem Stoff hat die Muse unseres größten Dichters sich in trüber Zeit erquickt und dichtend erprobt. Aus den Revieren dieser Sage hat die bildende Kunst von Alters her geliebt die keckften Scenen zu meißeln; gern ward ihnen in den Hallen der Dome ein verstecktes Plätzchen bewahrt, und die wohlbekannten Gestalten von Reineke und Genossen schauen

uns zu sansculottischdreist entgegen, als daß es noch gelingen könnte, sie mit einem allegorischen Mäntelchen zu umhüllen. Und brauche ich ihn denn nun noch zu nennen, den genialen Zeichner, der uns in seinen Compositionen zu dem altüberlieferten Gedichte so eben ein neues, nicht minder herrliches gedichtet? Ein Blick in Kaulbach's Bilder müßte hinreichen, um auch die eingeborene Prosa zu überzeugen von der Unerschöpflichkeit dieses poetischen Volksschatzes.

Da ist sogleich das erste Blatt, auf dem wir den Helden zu sehen bekommen, ein wahres Kabinetstück. Der verfehmte Reineke hat sich zurückgezogen hinter Schloß und Riegel. Hier weiß er sich sicher, denn sein Malepartus ist eine unnahbare Zuflucht, und er heißt ja nicht umsonst Reinhart (renard), der Kluge. Aus festem Gestein thürmt sich der Bau: augenscheinlich ein Werk Grimbart's, des wackern, aber pedantisch griesgrämigen Oheims, der ihn um eines üblen Miasma willen verlassen. Ein, zwei, drei, vier Eingänge bieten eben so viele Ausgänge, zwei Heilige stehen wachsam und schirmend über den Pforten, aus einer Nische blickt das Antlitz der Madonna, weise Sprüche reden von den Schildereien, und die Kreuzspinne knüpft ihren glückbringenden Faden an den Quadern auf. Doch man schaue weiter! Enten, Kapaune, Hühner, allerlei reicher Vorrath hangt umher, daneben starren Waffen und Marterwerkzeuge; Rehschädel, Vögelklauen, saubergeschälte Rippen bilden beziehungsvolle Wandverzierungen, die Rebe aber, die über einem der Thürbogen wuchert, deutet auf fruchtbares Gedeihen des Hauses. Mitten in dieser Trösteinsamkeit, die mit dem Schrecken und dem Reichthum einer Raubritterburg den frommen Nimbus des Klosters vereinigt, lagert er nun selbst, der schwerverklagte Sünder. Bann und Acht kümmern ihn wenig, er darf seiner Richter und seiner Kläger spotten. In übermüthigem Behagen streckt er sich auf dem Vließ des erschlagenen Bellyn. Das Haupt, auf dem ein Barett mit zwei lustigen Federn balancirt, ruht in der einen Hand, während die andere schmeichelnd den Wedel streicht. Um den Leib schmiegt sich ein Shawl, aus dem das breite Schlachtmesser hervortrotzt; neben dem Divan aber steht der Trank der Dichter, der auch des Fuchsen Herz erfreun und inspiriren mag. Und er bedarf dessen, denn er sinnt jetzt offenbar auf ein unerhörtes Stück. So

liegt er da, bösherzig lauernd, das Auge scharf herausbohrend, voll durchdringender Ingeniosität und souveräner Weltverachtung: „Schach dem Könige!“ — er schwört's bei seinem Bart.

Gegen diesen heroischen Monolog halte man nun das Idyll in der Vignette des fünften Gesanges. Wie anmuthig und kindlich-sorglos, gleichsam in sein eigenes Werk verloren, sehen wir ihn da vor dem königlichen Paare sitzen und Seifenblasen machen! Er genießt sich selbst, er ist Künstler. Mit dem Anstande eines Lieblings der Grazien hält er Schüssel und Thonpfeife, sein Haupt neigt sich stillentzückt den immer neu aufsteigenden Schaumgebilden zu; Alles an ihm ist glatt, fein, gentil, ich möchte sagen verklärt, keine Spur mehr von der zähnefletschenden Tücke des Wegelagerers.

Will man aber den Meister in seiner Bravourrolle sehen, so schlage man flugs noch Blatt 14 auf. Reineke spielt da die Sancta simplicitas. Er hat sich bekehrt und will ein beschauliches Leben führen. Um seine Glieder wallt das Scapulier, in den Klauen wiegt er den Rosenkranz, und das Haupthaar ist unter der Scheere gefallen. Die Maske kleidet den Schelm vortrefflich. Er hat das königliche Landfriedensgebot dem Vater Hahn überbracht, der sich in seinem Stadtsoldatenkostüm mit Brille, Zopf und Sporn höchst imposant ausnimmt. Henninc verliest hochgebrüstet und mit vieler Salbung die Botschaft, ganz nur Gefühl seiner Würde, und Reineke? — nun seht ihn selbst, das Urbild aller Heuchler! Leise ist er herzugeschlichen, als scheue er die Erde zu berühren; geknickt, mit schlotternden Knieen steht er da, den Schweif eingekniffen, die Hände zum Gebet gefaltet. Die Ohren hangen feig herab, das Auge ist zu Boden geschlagen, die Braue hoch auf-, die Unterlippe tief zurückgezogen: eine wahre Karrikatur der Stupidität. Ihr fragt: Ist das noch ein Fuchs oder ein Schaf? Aber blicket genau hin und sehet, wie unter der frömmelnden Wimper der Augapfel voll furchtbaren Hohnes nach hinten stiert, wie unter der Lippe das Gebiß heimtückisch hervorfunkelt. Ihr meint, der Klausner höre voll Andacht zu. Aber seine ganze Andacht ist auf das Hühnervolk gerichtet, das neugierig-dumm ihn ankräht. Ihr meint, er krümme sich zu einem winselnden peccavi. Aber dieses Krümmen ist nur das des Würgers, der im nächsten Augenblick mit desto sicherern Krallen auf seine Beute stürzt. Wahrlich! er ist verloren

samt Weib und Kind, der alte, einfältige Reichsbüttel trotz seiner Stentorstimme und seines Adlerblicks.

Doch wohin habe ich mich verloren? Wem Kaulbach's Illustrationen vorliegen, der bedarf meiner Worte sicherlich nicht, während sie einem Anderen höchstens um so fühlbarer machen können, wie groß der Genuß ist, den er entbehrt. Also kehren wir zu unserem Fuchse zurück, der noch immer an der Thüre lehnt.

Er scheint den Abend in süßem Nichtsthun verträumen zu wollen. Inzwischen kommen ein Paar junge Füchslein neben ihm zum Vorschein. Klugforschend äugeln sie umher, legen sich in die Sonne und beginnen allerhand Kurzweil. Das jüngste Söhnchen ist noch etwas täppisch. Es fängt Grashüpfer und Käfer, zerzaust ihnen die Flügel, läßt sie zappeln, schnäufelt daran umher, wirft sie weg und schlägt dann und wann einen linkischen Purzelbaum. Der Alte sieht eben nicht auf ihn. Dessen Blicke sind auf die beiden anderen hoffnungsvollen Buben gerichtet, in denen das väterliche Talent sich mit sichtbarem Wohlgefallen wiedererkennt. Sie haben das leisehorchende Mäuslein erhorcht und im Wettsprung das flüchtende gefangen. Mit muthwilliger Lust werfen sie es der eine dem anderen zu, kneipen es hier, kneipen es da, bis sie, des Spielzeuges satt, es dem jüngsten überlassen. Nun gilt's ein Nest zu spüren, eine Grasmücke zu beschleichen, den schlüpfrigen Frosch zu packen, oder sie durchstöbern auch wohl den Palast eines Erdwespenstammes, denn wie lecker sie auch sind, so will ihre Zunge doch Alles erproben. Spricht doch schon Aristoteles von dem Universalismus ihres Appetits.

Da tritt auch die Mutter aus dem Erdgeschoß, und der alte Fuchs erinnert sich, daß es Zeit sei, die Familienscene zu beenden. Er macht sich auf; allein er eilt mit Weile. Gelassen schlendert er, den Schweif cavaliermäßig schleppend, durch Busch und Kraut, immer querfeldein. Denn wie das echte Genie verschmäht, in fremde Fußtapfen zu treten, so läßt auch er die Heerstraße, und mag sich gern in Riedgras, Korn und Hag verlieren, wo bunte Blumen blühen und muntere Vögel singen. Er liebt als Humorist die krumme Linie und jene an Zerstreutheit gränzende Toleranz, die ihm so wohl ansteht, und da trödelt er denn nun auch jetzt so harmlos-unbefangen,

so lieblich-dämmernd dahin, „wie ein jovialer Schriftsteller, der, die Hände auf dem Rücken, Schnurrenspinnend einhergeht." Die rosigste Laune leuchtet aus seinem Angesicht; Gedanken, Bilder und Visionen umschwirren ihn wie ein lustiges Schneegestöber. Unterdessen ist er mitten im Waldbann. Er schleicht langsamer, leiser, vorsichtiger. Der Abend haucht aus Halm und Blatt. Die Bäume heben ihre Wipfel regungslos in die Stille; nur die Vogelkehlen sind noch laut. Die Drossel lockt mit hellem Ton, die Meise schlüpft, ihr witzigspitzes Liedchen schrillend, von Busch zu Busch, der Waldschreiner Specht hackt und hämmert am Eichenstumpf, dazwischen kreischt mit einem wunderlich äffenden Schnörkel der Häher, und ist dann auf einmal Alles still und erschreckt über des Possenreißers Glossen, so stöhnt aus dem Schoß der grünen Einsamkeit der melancholische Ruf des Wiedehopfes. Reineke ist am Rande der Waldwiese angekommen. Er lauscht. Die Blumen neigen ihre Kelche, da und dort summt noch eine Biene, oder ein schwer gepanzerter Käfer schweift behaglich erbrummend in geschwungenem Bogen dahin: ein Kreisel, den die Elfen durch die Lüfte jagen.

Jetzt knackt es in den Zweigen. Der Fuchs spitzt das Ohr: ein Pfeifen läßt sich hören. Da tritt das Reh heraus, das Haupt keck emporgerichtet, die Augen nach allen Seiten rollend. Wieder pfeift es, und in schlankem Sprunge ist das Kälbchen der Alten zur Seite. In den drolligsten, graziösesten Sätzen tändelt es um die Mutter, ein Blatt, ein Kraut wie im Fluge abstreifend und dann sich niederwerfend, zu saugen. Die Mutter leckt ihm kosend den Nacken. Plötzlich hebt die Ricke den Kopf. Ihre Lichter funkeln, ein Zittern fliegt über die Flanken, sie macht ein paar Sprünge und stampft zornig mit den Läufen. Es ist klar: sie hat den Räuber gewittert. Der hat sich leisen Fußes herangestohlen, sacht, sacht, das Kitzlein unverrückt im Auge. Es gilt einen kühnen Griff. Wenn ihm nur die Alte nicht soeben den Weg verrannt hätte! Aber Reineke läßt sich nicht irren; er thut, als sei er in tiefen Gedanken. Träumerisch sinnend starrt er in's Blaue. Keine Miene verräth, daß er der Beute ansichtig geworden. Er verschwindet, um in weiten Bogen von einer andern Seite den Angriff zu versuchen. Allein die wachsame Alte drängt sich dicht an das Junge, denn sie kennt des Laurers Arglist. Dort streift er vorbei. Die Ricke pfeift wieder, und der

Fuchs schaut auf, als schrecke er plötzlich zusammen. Doch er ist inzwischen dem Ziele seiner Wünsche nah und näher gekommen. Der Augenblick ist günstig und Verstellung nicht mehr nöthig. Reineke duckt sich nieder; wie eine Katze schmiegt er sich an den Boden; die Lunte zuckt, die Augen starren wildgierig auf das bebende Thier, er weist die mörderischen Reißer, hebt leise Fuß und Kopf zu Sprung und Biß — ein Moment noch — ein Satz und — da stürzt sich die Mutter schnaubend auf den Räuber los, mit den Füßen ihn zerstampfend. Das Kälbchen ist gerettet. Reineke kehrt hinkend und zorngrimmig heim. Rache schwört er dem Flüchtling, und es steht zu fürchten, daß er doch einmal seinen Schwur zu lösen wissen werde.

Tritt die Sonne in den Löwen, dann blüht dem Fuchs die goldene Zeit. Ueppige, reifende Stille liegt über der Erde, die Aehren hangen schwer und gelb, ein unabsehlicher Fruchtwald. Dahinein zieht's den Fuchs. Dort lagern Hase und Kaninchen, Rebhuhn, Wachtel und Lerche, kleine Leutchen ohne Wehr und Waffen, die ein idyllisches, betriebsames Leben führen. Ach, es wird ihnen übel ergehen! Der Verschlagene versteht zu passen, zu fassen, zu kirren, zu irren mit Strichen und Schlichen, mit Blicken und Tücken. Umsonst sind ihre kleinen Künste, er mordet bei Tag und Nacht, und seine Brut wird dreist und feist. Wenn er sich gütlich gethan hat, so winkt ihm auf sonniger Heide das Bienenhaus. Er springt hinan, schleckt die würzigen Tropfen, und mag ihn das ganze Immenheer zürnend umschwärmen: er lacht ihres Stachels, lädt sie sich auf den Pelz, wälzt sich am Boden, zerdrückt sie, frißt sie, und am Ende müssen die fleißigen Schaffnerinnen ihm die süße Labe überlassen samt Haus und Hof. Oder er schleicht zum Garten, wo aus dem Laub rothwangige Birnen und schwarze Kirschen locken, versucht im Weinberg die Traube, oder er lauert am Bach, mit dem Fischreiher Halbpart zu machen, oder mit seinem Wedel den Krebs zu kitzeln und aus der Wasserhöhle an's Licht zu schmeicheln.

So währt das Lazzaronileben bis in den Herbst. Kommen da die kühlen Morgennebel über den Wald und mit ihnen die Züge der wandernden Luftsegler: dann geht's wieder zum Holz, und allerlei dramatische Impromptüs werden aufgeführt. Der Jäger stellt den Dohnenstrich: in künstlichen Sprenkeln legt er das Roth der Ebschbeere aus, mancher Drossel



Fuchs und Reh.

zum frühen Tode. Reineke kennt das. Ehe noch der Jäger wacht, ist er auf dem Anstand. Er wartet unverdrossen, bis die Stimmen der müde und hungrig herabfallenden Vögel an sein Ohr schlagen. Er steht, stutzt, stiert. Hier und dort schwirrt ein lüsternes Paar um die Schlingen; ein Ziemer, eine schwarzglänzende Amsel stürzt hinein, sie schreit auf, schlägt mit den Flügeln, und im Augenblicke, flinken Sprunges, ist Reineke zur Stelle. Er schwingt sich hinan, denn der Sprenkel steht hoch — aber eines Haares Breite fehlt, daß er sie erreiche. Der Vogel, der sich mit dem Fuß gefangen, flattert erschreckt in die Höhe, den Klauen des Mörders zu entgehen. Der Fuchs knirscht, springt wieder und wieder, immer hitziger, immer begieriger, die Nüstern ziehen sich krampfend zusammen, ein wollustvolles Grausen glüht in seinem Auge, der Schweif peitscht die Luft; aber es ist vergebens, bis er, da endlich dem gefesselten Thiere die Kraft versagt, sich zu einem gewaltigen Satze zusammenrafft und sein Opfer mit einem triumphirenden Schrei ergreift.

Aber die goldenen Tage sind bald vorüber. Die Felder stehen kahl, der Wald entlaubt, auch die letzten Wandervögel sind davongezogen, rauhe Stürme brausen über die Oede. Der Fuchs liegt in seiner Zelle, denn es giebt wenig zu jagen, und die gesammelten Vorräthe schützen ihn zunächst noch vor Mangel. Es ist eine triste, langweilige Zeit, er könnte seine Memoiren schreiben „Denknisse eines Fuchses", wenn er nicht noch zu thatenlustig wäre und die Wirklichkeit ihn zu nah und rauh berührte, um sich in die Schatten der Vergangenheit zurückzuziehen. Statt dessen entwirft er Pläne für den Winterfeldzug, stellt sich Probleme, macht Sprungübungen und horcht wachsam den Schüssen der Jagd, die dumpfwarnend in sein Lager hinunterdröhnen. Inzwischen drängt der Winter immer ungestümer heran. Bald liegt Alles erstarrt unter der weißen Decke. Seen und Bäche gefrieren tief hinab, die Bäume krachen vom Frost zerspalten, das Wild ächzt hungrig in den dichtesten Gründen, und Rabe, Krähe und Sperling haben längst die Straßen der Städte und Dörfer gesucht. Reineke darf es nicht. „Wenn ich ein Vöglein wär'!" seufzt er und streicht lungernd hinter einem Bauerngehöft umher. Aber es läßt sich keine Feder spüren. Die Noth treibt ihn dem Walde zu, er ergeht sich in den düstersten Gedanken.

Mit einem Male hebt er die Nase. Ein lieblicher Duft weht ihm entgegen. Ha, was ist das? — Siehe da — mitten in der hungrigen Wildniß ein süßgebratenes Stück von Kater Hinze's Lende. Wie appetitlich! Ohne Zögern ist es verschlungen. Reineke fühlt seine Lebensgeister neu erregt, „seine Augen werden wacker", und wie von unsichtbaren Banden gezogen trabt er fürbaß. Und wahrlich! da liegt ein zweites Stück! Es ist kein Trugbild seiner Phantasie — es ist derselbe Duft, dasselbe Fleisch und Bein. Reineke steht still, Ueberraschung und Argwohn in den Zügen. Wer war, wer ist der unbekannte Spender? Kehren die Tage der Märchen zurück? Er umschleicht auf scheuen Sohlen die Stelle, steht wieder still, legt sich, horcht, wirft die Augen spähend umher, springt wieder auf, um wieder niederzukauern. Nirgends ein Laut, nur die alten Föhren knarren; nirgends eine Spur, als die flüchtigen Hieroglyphen, die des Windes Finger in den Schnee geschrieben. Er betrachtet den Bissen noch einmal: „Wär' es eine Falle? — Die Menschenkinder sind voll Args! — schon mancher Edle fiel durch ihre List! — Aber nein — hinweg mit solchen Gespenstern!" — und im Nu ist auch der zweite Brocken hinab!

O Reineke! Reineke! du bist verloren: — denn dort liegt noch ein dritter Bissen. In vollen Zügen schlürft der Hungergepeinigte das berauschende Arom, starrt verglasten Blickes auf die Lockung. Doch der innere Warner erhebt seine Stimme noch einmal. Und wieder umkreist der Fuchs das Mahl, wieder duckt er sich, legt das Gehör vorwärts, rückwärts, spitzt es, „sichert" allenthalben. Und wieder ist Alles stumm, nur die Föhren knarren noch immer verdrossen. Es ist, als stocke der Athem der Natur. Der Fuchs fängt an zu sophistisiren; aber je länger er hinschaut auf das verhängnißvolle Gericht, desto wirrer werden seine Gedanken, desto wirrer sein Blick. Es flimmert ihm vor den Augen, der Duft betäubt ihn, er kann nicht los, er muß — und gält' es sein Leben — er muß hinzu. In einem wilden Satze springt er darauf los — da krach! schlägt das Eisen die zerschmetternden Zähne zusammen.

So war der Schlaue doch nicht schlau genug! Er heult vor Wuth; aber es ist nicht Zeit zu ohnmächtiger Klage, denn Gefahr droht im Verzuge. Es gilt eine kühne That.

„Das Eisen zerschlug ihm den Lauf;
Sich zu retten giebt er ihn auf,
Amputirt sich selbst, wie grimmig es schmerze:
Er hat ein entschlossenes, tüchtiges Herze."

(Laube.)

Einmal gefangen, denkt er, und nimmer wieder! und er jagt davon, leicht und frei, „als hätte er eben nur den Stiefel ausgezogen." Die Niederlage muß sein Genie neue Künste und neue Siege lehren.

Das ist Reineke, der Held! Neben dem Muthe und der Stärke des Löwen mag sein Scharfsinn und seine List stehen, und will man auch der deutschen Fabel nicht Recht geben, welche den grimmen Thierkönig von ihr überwunden werden läßt, so wird man doch dem Ausspruche jenes spartanischen Politikers beipflichten können, der den Fuchspelz anzulegen rieth, wo es mit der Löwenhaut nicht gethan sei. Gewiß, der Fuchs ist bewundernswürdig; aber größer noch, bewundernswürdiger muß er uns erscheinen, wenn wir uns erinnern, daß man ihn vor des Eisens verführerischen Brocken verhungert gefunden hat, verhungert im Anblick der üppigsten Azung. Ein Römer könnte nicht resignirter enden.

— „Des Leibes Drang,
Der oft den stärksten Menschen zwang,
War schwächer als der Klugheit Rath,
Den der Freiheit Sinn ihm gegeben hat;
Der Fuchs will lieber stoisch sterben,
Als um ein Bedürfniß schimpflich verderben."

(Laube.)

V.

Krebs und Hummer.

Ihr Feldöberster war Astachs,
Schön roth als Fürstlich Siegelwachs,
Sein Leutnant Knipperdölling,
Hat ein blawen Helm wie ein Fink,
Der Fehnrich aber hieß Rothscheer;
Wer kann nennen das gantze Heer?

Froschmäusler.

Es ist allgemein anerkannt, daß das Reich jener unvollkommneren Thiere, welche im Schoße der Erde und der Gewässer ihr Dasein führen, die häßlichsten Gebilde umschließt. Selbst das Auge des Forschers, früh gewöhnt auf Schönheit zu verzichten, wendet sich scheu zurück, wenn es in dieses Chaos hinabtaucht. Denn Alles, was die Phantasie der Nacht Ungeheuerliches gebären konnte, hat sie hier und zumal in der Meerestiefe versammelt. Da treibt in jeder Welle ein unheimliches Leben, und wohl mag man mit dem Dichter ausrufen:

„Es freue sich,
Wer droben athmet im rosigen Licht;
Dort unten aber ist's fürchterlich!"

Dennoch fehlt es auch unter diesen Zerrbildern und Larven nicht an interessanten Charaktergebilden; neben dem Abschreckenden steht das Komische, neben dem Schaurigen das Niedliche. Es sind hier vor Allem die Schnecken und Muscheln zu nennen. Sie breiten in ihrer gestaltreichen Fülle eine wahre Liliput-Architektur von Thürmen, Wendeltreppen, Schiffen, Arabesken, eine ganze steingewordene Flora aus, der Farbe und Zeichnung noch einen besonderen, glänzenden Reiz geben. Doch haben diese zierlichen Formen vereinzelt natürlich keine Bedeutung, sondern sie wirken nur in Masse, gleich-

sam als die Mosaik des großen Okeanidenpalastes. Auch es ist nur das buntschillernde, seltsam gebaute Haus, nicht das darin wohnende Thier, welches uns anzieht. Dagegen bietet das nahestehende, sonst so unschöne Geschlecht der Kruster in zweien seiner Arten bereits einen nicht zu verachtenden komischen Stoff, der auch an sich interessirt. Es sind dies der Hummer und sein naher Verwandter, der Flußkrebs.

Kann nun auch hier von einem Charakterleben höchstens andeutend die Rede sein, so haben diese Thiere doch merkwürdige Eigenschaften genug, um die Aufnahme ihres Bildes zu rechtfertigen. Zuvörderst verschwindet das widrig Spinnenhafte, was die übrigen Kruster bezeichnet, bei beiden fast ganz; die gallertartige Weichheit der Bedeckung hat sich zu einer metallischen Massivität verhärtet, die Waffen, welche sie führen, sind kaum noch gefährlich, und schließlich stellen sich beide als passionirte Rückwärtsgänger in die Reihe der Originale.

Wir lassen billig unseren Flußkrebs voranstehen. Alle Welt mag sein Fleisch, und schon das Kind kennt aus den Ammenräthseln den „Schwarz in die Küche, roth auf den Tisch." Am Ufer der Bäche und Flüsse, wo Erlen und abgestorbene Stämme ihre Wurzeln in den Schlamm flechten, in tiefen Höhlen, nachbarlich mit der kahlgeschwänzten Ratte, hauset der Krebs. Er trägt seinen Namen (Krebs = Harnisch) nicht umsonst, denn er ist schwerbewaffnet bis an die Zähne. Sturmhaube und Küraß aus Einem Stück, aber siebenfach zusammengesetzt der kunstvolle Ringpanzer seines Hinterleibes, der sich in eine flossenähnliche Verbrämung endigt. Unter diesem Schilddach regen sich vier, ja neun Joch krabbelnder Füße, die wuchtige Kriegsmaschine mühsam fortschiebend, wie unter dem Schirm des Mauerbrechers keuchend der römische Legionar. Vorn drohet ein feinzähniges Scheerenpaar: der Fuß hat sich in eine Faust verwandelt, die freilich nur aus Daumen und Kleinfinger besteht, aber dennoch ein tüchtiger Packan ist. Neben dem Nasenstachel aber strecken sich die langen, drahtähnlichen Fühler hervor, und auf feinen Stielchen drehen sich die schwarzen Kugeln der Augen, so daß das wundersame Haupt dadurch fast etwas Blumiges erhält. Im Innern endlich birgt er einen Stein, Aeskulap's kostbare Gabe, fast anzusehen wie ein weißes Auge, und magischer Kräfte voll.

So brütet der Troglodyt in schwerer Ruhe, aus der nur die Nacht ihn hervorzieht. Da entwickelt er dann sein Schwimmtalent; mancher Frosch, manches schlafende Fischchen wird ihm zur Beute, sogar die Schnecke in ihrer rollenden Festung ist vor seinem Griffe nicht sicher. Aber lieber noch als an das lebendige Gethier macht er sich über das verwesende; oft findet man sie schaarenweise in den modernden Resten eines Hechts. Der Krebs würde daher dem Leviten ebenso sehr, ja weit mehr noch für ein unreines Thier gelten müssen, als etwa das Schwein. Sie fallen auch wohl über einander selbst her: ein plumpes Ringen, Zerren und Kneifen, ohne Grimm und ohne Leidenschaft, ohne List und ohne Heroismus, „als ob einzig der Körper, die Seele nicht mitkämpfe." Ueberhaupt ist der Krebs ein melancholisches Phlegma, wie die meisten Wasser- und Nachtthiere. Sein Sinn scheint Nichts zu wissen von den heißen Trieben des Hasses und der Herrschsucht, noch weniger von den feineren der Eitelkeit und der Eifersucht, um von Anderem ganz zu schweigen. Es ist allein die Freßgier, welche die träge Masse treibt. Darum ist er langlebig, schwer zu tödten; selbst der Schärfe des Essigs und des Weingeistes widersteht seine Wassernatur noch stundenlang. Ein Alter von zwei Jahrzehnten erreicht er wohl drunten in seinem Element, und er darf schon einen Fuß, eine Scheere missen, ohne sich krank zu fühlen. Weiß er doch, daß sie ihm wieder wachsen. Gefangen wird er bei Tag, und Nachts bei Lichterschein, aber es heißt hier wie in jenem Liede:

„Wenn man ihn fahen will,
Muß man ihn tapfer greifen,
Sonst hält er nirgend still."

(Uhland.)

Faßt man ihn furchtsam nicht an beiden Scheeren, sondern etwa bei einer, so giebt er kühlen Herzens — ein zweiter Scävola — diese daran und flüchtet rückwärts in seine Lagunen. Der ungelenke Körper ist auf einmal elastisch geworden, mit der Kraft einer Sprungfeder krümmt sich der breite Ruderschwanz unter die Brust und schlägt das Wasser so lebhaft, daß der Rückzug in schnellem Schusse erfolgt. Oft aber gräbt und stemmt sich der Angegriffene auch unantastbar in den Schlamm. Eine Art der Landkrabben

legt sogar, wenn sie überfallen wird, die rechte Scheere, die viel größer ist als der ganze Körper, quer vor den Eingang, so daß kein Feind nahen kann.

Komisch ist es anzusehen, wenn die gefangenen in der Schüssel umherkrabbeln. Sie wissen nicht, was ihnen geschehen, stolpern in ihren schweren Stiefeln übereinander her, Vorwitzige wagen sich den glatten Rand des Gefäßes hinauf, fallen herab, und greift man sie dann wieder, so fassen sie mit den rachsüchtigen Scheeren nach allen Seiten in der Luft umher, zappeln vor Aerger, klatschen mit dem Schwanzfächer laut auf den Bauch. Dabei geben sie einen summenden oder knisternden, ich möchte sagen zähen Laut von sich, ein verdrießliches Gemurmel, dem Spinnen mancher Käfer vergleichbar. „Sie reden just nichts sonderlichs", heißt es davon im Froschmäusler; auch verstummt es, sobald ein anderes Getös ihre Aufmerksamkeit erregt. Denn der Krebs hört, er ist das erste Thier, bei welchem das Ohr sichtbar wird. Diese Gabe rückt ihn schon um ein Bedeutendes hinauf, wenngleich es übertrieben scheint, ihn zum Musikfreunde machen zu wollen. Auch wirkt das Licht empfindlich auf ihn, er hat Lichtsinn, freilich nur negativen, und das lockt ihn oft in das Netz; daneben hat er Sympathie für die elektrischen Kräfte der Natur, denn bei Gewittern bricht er aus seinem Dunkel hervor, das Herz voll grauser Weltuntergangsgedanken.

Wir sehen: der Krebs regt sich bereits in den Banden des tellurischen Lebens, er hat eine gewisse Persönlichkeit. Er ist tapfer, ausdauernd, willenfest bis zur Störrigkeit, erhebt sich ausnahmsweise zur List (in einem deutschen Thiermärchen überlistet er selber den Fuchs), und bei aller Stumpfheit und Freßgier zeigt doch die Krebsmutter einen Zug elterlichen Sinnes. Denn sie trägt nicht bloß ihre Eier, sondern zum Theil auch ihre eben ausgeschlüpften Jungen mit sich herum, und mag vielleicht auch mit ihnen tändeln. Wenigstens weiß man, daß der kurzschwänzige Moenaskrebs gern mit runden Steinchen und leeren Schneckenhäusern sein Wesen treibt, wie etwa die Katzen mit Kugeln und Knäueln zu spielen lieben.

Wie der Fluß zum Meere, so verhält sich der Krebs zum Hummer. Um mehr als eines halben Fußes Länge übertrifft er das gewöhnliche Krebsvolk; es giebt ihrer sogar von Ellengröße, wahre Mammuths, die offenbar aus einer langausgestorbenen Generation in die Zeit später Nach-

kommen ragen, und deren Haupt ernstes Moos bedeckt. Mit einem Wort: der Hummer ist der Krebs im großen Stil, vom Wirbel bis zur Zeh' ein Meerespotentat. Wie aus Erz gegossen blinkt seine Rüstung; man denkt an den hörnenen Siegfried, an die Eisenritter des Mittelalters, an die stahlumschienten Kämpfer vor Troja, und es dürfte nicht Wunder nehmen, wenn ihm Vater Homer einen Ajax oder Diomedes verglichen hätte. Die holländischen Maler haben ihn dafür desto öfter in unverlöschlichen Farben verherrlicht. Es giebt kaum ein vlämisches Küchen- oder Marktbild, in dem der Hummer vergessen wäre, kaum ein die Freuden der Tafel malendes Stillleben, auf dem nicht neben dem spiegelnden Weinglase auch der Seekrebs in seiner feurigen „Brünne" paradirte, statt vom Lorbeer, mit dem jugendlich heitern Grün der Petersilie anmuthig umkränzt. Es ist auch natürlich genug. Der Hummer in seinem satten Purpur, mit seiner stolz gebogenen Rückenlinie, mit seinen großen, wie Scepter ausgreifenden Fühlfäden muß für Kochkünstler und Thiermaler einen Anflug von Majestät haben, und ist ganz dazu geeignet, als Mittel- und Hauptthema auf einer Tafel zu prunken. Dazu hat er etwas durchaus Fremdartiges und ist eins der wenigen Thiere, welche ganz in ihrer natürlichen Gestalt aufgetragen werden; ebendeshalb hat auch die Art, ihn zu zerwirken, bereits ein gewisses Ritual.

„Man nimmt ihm ab den Mantel roth
Nach zierlicher Cüree Gebot",

so darf man vom Hirsche nicht nur, sondern auch vom Hummer sagen.

Die Eigenheiten des Krebses finden sich auch beim Hummer, nur im vergrößerten Maßstabe. In einer Tiefe von sechs bis zwölf Klafter hat er seine Felsenlöcher und vermehrt sich auf wahrhaft erstaunliche Weise. An einem einzigen Weibchen wurden über zwölftausend Eier gezählt. Unbehend, sobald er an's Licht kommt, jagt er in seinem unterseeischen Reiche mit rapider Schnelligkeit über die Felsplateaus und Riffe. Ein Schlag seines Schwanzes genügt, ihn mehr als funfzig Fuß weit fortzuschleudern und ihn so auch dem schnellsten Verfolger zu entziehen. Und so sicher ist dieser Sprung, daß der Hummer selbst auf der hastigsten Flucht den Eingang seiner Höhle nicht verfehlt, unerachtet derselbe eben nur so viel Raum

gestattet, um seinen Körper hindurchzulassen. Aber der Hummer ist nicht allein stärker und schneller, sondern auch geistiger als der Krebs. So scheint er ziemlich gesellig zu leben und gemeinsame Züge zu unternehmen. Auf seinen Jagden greift er, wenn Gewalt nicht ausreicht, zur List: seine Kämpfe mit den Muschelthieren gewähren oft ein interessantes Schauspiel. Es ist vergebens, daß die Auster der tastenden Scheere die Thür verschließt. Der Hummer legt sich in Hinterhalt, und sobald die arglose Muschel ihr Haus wieder öffnet, schiebt er flugs ein Steinchen hinein. Die Bresche ist gemacht, die Auster muß sich ergeben. — Für Magnetismus zeigt der Hummer hohe Empfänglichkeit. Stellt man ihn kopflings in den Sand und streicht ihn auf eine gewisse Weise mit dem Finger, so wird er so zu sagen hellsehend und fällt in einen augenblicklichen Schlaf. Er steht dann minutenlang starr wie ein Stock. Plötzlich stürzt er erwachend um und zappelt mit allen seinen Füßen, Scheeren und Fühlern. Besonders aber tritt die Reizbarkeit seines Nervenlebens bei Gewittern und Seetreffen hervor. Der Hall des Donners und der Geschütze dringt erschütternd bis in seine Schlupfwinkel, und wirkt mit einer solchen Gewalt auf ihn, daß er erschreckt die Scheeren von sich schnellt. Freibeuter sollen dies häufig benutzt haben, indem sie den armen norwegischen Fischern, die vom Hummerfange leben, mit einem Kanonenschusse droheten, um ihnen einen Theil ihres Fanges abzupressen.

Auch die Häutung, die der Hummer mit allen Krustern theilt, ist ein sonderbares Phänomen. Zuerst öffnet sich der Panzer des Thieres gerade mitten auf dem Rücken, wie die Rinde eines Baumes auseinanderplatzend. Hier zieht sich nun der dicke, weiche Rumpf, an dem alle Glieder zweigartig angeheftet sind, zuerst heraus. Der Schwanz hinten, die Scheeren vorn, die Beine unten folgen, alle ihre Gehäuse verlassend, allmählich nach. Die ganze Operation währt drei Tage. Das Schwierigste ist das Durchdringen der Scheeren, da die ganze breite Hand durch das enge Armgelenk hindurchgezwängt werden muß. Doch ist die Fleischmasse zur Zeit der Häutung beinahe so weich und elastisch als Federharz. Sie verwandelt sich, indem das Thier mit dem Hauptkörper zieht und zerrt, in jenem Engpaß zu einem dünnen Faden, um nachher sofort in ihre natürliche Gestalt zurückzuspringen. Mitunter aber, wenn ein Hummer sich allzurasch zu entkleiden

strebt, reißt doch wohl die Masse, es bleibt ein Glied in den Exuvien stecken, und er muß sich hinfort mit einer Scheere behelfen, die dann Anker und Waffe zugleich ist. Ist die Metempsychose aber gelungen, steht der Hummer in verjüngter Schöne da, so mag man wohl an des Glockengießers Freude denken, wenn ihm aus gesprengter Hülse der metallene Kern makellos entgegenleuchtet. — Aber der Aufwand so vieler Kräfte hat den Hummer ganz erschöpft. Scheu und matt zieht sich der entpanzerte in ein Versteck zurück, bis die neue Gewandung etwas verhärtet und verkalkt ist. Besonders fürchtet er sich vor seinen eigenen Brüdern; denn diese — als echte Räuber — machen sich gern an den weichen, schildlosen Genossen und verzehren ihn unbefangen mit Kopf und Kragen.

---

samt Weib und Kind, der alte, einfältige Reichsbüttel trotz seiner Stentorstimme und seines Adlerblicks.

Doch wohin habe ich mich verloren? Wem Kaulbach's Illustrationen vorliegen, der bedarf meiner Worte sicherlich nicht, während sie einem Anderen höchstens um so fühlbarer machen können, wie groß der Genuß ist, den er entbehrt. Also kehren wir zu unserem Fuchse zurück, der noch immer an der Thüre lehnt.

Er scheint den Abend in süßem Nichtsthun verträumen zu wollen. Inzwischen kommen ein Paar junge Füchslein neben ihm zum Vorschein. Klugforschend äugeln sie umher, legen sich in die Sonne und beginnen allerhand Kurzweil. Das jüngste Söhnchen ist noch etwas täppisch. Es fängt Grashüpfer und Käfer, zerzaust ihnen die Flügel, läßt sie zappeln, schnäufelt daran umher, wirft sie weg und schlägt dann und wann einen linkischen Purzelbaum. Der Alte sieht eben nicht auf ihn. Dessen Blicke sind auf die beiden anderen hoffnungsvollen Buben gerichtet, in denen das väterliche Talent sich mit sichtbarem Wohlgefallen wiedererkennt. Sie haben das leisehorchende Mäuslein erhorcht und im Wettsprung das flüchtende gefangen. Mit muthwilliger Lust werfen sie es der eine dem anderen zu, kneipen es hier, kneipen es da, bis sie, des Spielzeuges satt, es dem jüngsten überlassen. Nun gilt's ein Nest zu spüren, eine Grasmücke zu beschleichen, den schlüpfrigen Frosch zu packen, oder sie durchstöbern auch wohl den Palast eines Erdwespenstammes, denn wie lecker sie auch sind, so will ihre Zunge doch Alles erproben. Spricht doch schon Aristoteles von dem Universalismus ihres Appetits.

Da tritt auch die Mutter aus dem Erdgeschoß, und der alte Fuchs erinnert sich, daß es Zeit sei, die Familienscene zu beenden. Er macht sich auf; allein er eilt mit Weile. Gelassen schlendert er, den Schweif cavaliermäßig schleppend, durch Busch und Kraut, immer querfeldein. Denn wie das echte Genie verschmäht, in fremde Fußtapfen zu treten, so läßt auch er die Heerstraße, und mag sich gern in Riedgras, Korn und Hag verlieren, wo bunte Blumen blühen und muntere Vögel singen. Er liebt als Humorist die krumme Linie und jene an Zerstreutheit gränzende Toleranz, die ihm so wohl ansteht, und da trödelt er denn nun auch jetzt so harmlos-unbefangen,

so lieblich-dämmernd dahin, „wie ein jovialer Schriftsteller, der, die Hände auf dem Rücken, Schnurrenspinnend einhergeht.“ Die rosigste Laune leuchtet aus seinem Angesicht; Gedanken, Bilder und Visionen umschwirren ihn wie ein lustiges Schneegestöber. Unterdessen ist er mitten im Waldbann. Er schleicht langsamer, leiser, vorsichtiger. Der Abend haucht aus Halm und Blatt. Die Bäume heben ihre Wipfel regungslos in die Stille; nur die Vogelkehlen sind noch laut. Die Drossel lockt mit hellem Ton, die Meise schlüpft, ihr witzigspitzes Liedchen schrillend, von Busch zu Busch, der Waldschreiner Specht hackt und hämmert am Eichenstumpf, dazwischen kreischt mit einem wunderlich äffenden Schnörkel der Häher, und ist dann auf einmal Alles still und erschreckt über des Possenreißers Glossen, so stöhnt aus dem Schoß der grünen Einsamkeit der melancholische Ruf des Wiedehopfes. Reineke ist am Rande der Waldwiese angekommen. Er lauscht. Die Blumen neigen ihre Kelche, da und dort summt noch eine Biene, oder ein schwer gepanzerter Käfer schweift behaglich erbrummend in geschwungenem Bogen dahin: ein Kreisel, den die Elfen durch die Lüfte jagen.

Jetzt knackt es in den Zweigen. Der Fuchs spitzt das Ohr: ein Pfeifen läßt sich hören. Da tritt das Reh heraus, das Haupt keck emporgerichtet, die Augen nach allen Seiten rollend. Wieder pfeift es, und in schlankem Sprunge ist das Kälbchen der Alten zur Seite. In den drolligsten, graziösesten Sätzen tändelt es um die Mutter, ein Blatt, ein Kraut wie im Fluge abstreifend und dann sich niederwerfend, zu saugen. Die Mutter leckt ihm kosend den Nacken. Plötzlich hebt die Ricke den Kopf. Ihre Lichter funkeln, ein Zittern fliegt über die Flanken, sie macht ein paar Sprünge und stampft zornig mit den Läufen. Es ist klar: sie hat den Räuber gewittert. Der hat sich leisen Fußes herangestohlen, sacht, sacht, das Kitzlein unverrückt im Auge. Es gilt einen kühnen Griff. Wenn ihm nur die Alte nicht soeben den Weg verrannt hätte! Aber Reineke läßt sich nicht irren; er thut, als sei er in tiefen Gedanken. Träumerisch sinnend starrt er in's Blaue. Keine Miene verräth, daß er der Beute ansichtig geworden. Er verschwindet, um in weiten Bogen von einer andern Seite den Angriff zu versuchen. Allein die wachsame Alte drängt sich dicht an das Junge, denn sie kennt des Laurers Arglist. Dort streift er vorbei. Die Ricke pfeift wieder, und der

Fuchs schaut auf, als schrecke er plötzlich zusammen. Doch er ist inzwischen dem Ziele seiner Wünsche nah und näher gekommen. Der Augenblick ist günstig und Verstellung nicht mehr nöthig. Reineke duckt sich nieder; wie eine Katze schmiegt er sich an den Boden; die Lunte zuckt, die Augen starren wildgierig auf das bebende Thier, er weist die mörderischen Reißer, hebt leise Fuß und Kopf zu Sprung und Biß — ein Moment noch — ein Satz und — da stürzt sich die Mutter schnaubend auf den Räuber los, mit den Füßen ihn zerstampfend. Das Kälbchen ist gerettet. Reineke kehrt hinkend und zorngrimmig heim. Rache schwört er dem Flüchtling, und es steht zu fürchten, daß er doch einmal seinen Schwur zu lösen wissen werde.

Tritt die Sonne in den Löwen, dann blüht dem Fuchs die goldene Zeit. Ueppige, reifende Stille liegt über der Erde, die Aehren hangen schwer und gelb, ein unabsehlicher Fruchtwald. Dahinein zieht's den Fuchs. Dort lagern Hase und Kaninchen, Rebhuhn, Wachtel und Lerche, kleine Leutchen ohne Wehr und Waffen, die ein idyllisches, betriebsames Leben führen. Ach, es wird ihnen übel ergehen! Der Verschlagene versteht zu passen, zu fassen, zu kirren, zu irren mit Strichen und Schlichen, mit Blicken und Tücken. Umsonst sind ihre kleinen Künste, er mordet bei Tag und Nacht, und seine Brut wird dreist und feist. Wenn er sich gütlich gethan hat, so winkt ihm auf sonniger Heide das Bienenhaus. Er springt hinan, schleckt die würzigen Tropfen, und mag ihn das ganze Immenheer zürnend umschwärmen: er lacht ihres Stachels, lädt sie sich auf den Pelz, wälzt sich am Boden, zerdrückt sie, frißt sie, und am Ende müssen die fleißigen Schaffnerinnen ihm die süße Labe überlassen samt Haus und Hof. Oder er schleicht zum Garten, wo aus dem Laub rothwangige Birnen und schwarze Kirschen locken, versucht im Weinberg die Traube, oder er lauert am Bach, mit dem Fischreiher Halbpart zu machen, oder mit seinem Wedel den Krebs zu kitzeln und aus der Wasserhöhle an's Licht zu schmeicheln.

So währt das Lazzaronileben bis in den Herbst. Kommen da die kühlen Morgennebel über den Wald und mit ihnen die Züge der wandernden Luftsegler: dann geht's wieder zum Holz, und allerlei dramatische Impromptüs werden aufgeführt. Der Jäger stellt den Dohnenstrich: in künstlichen Sprenkeln legt er das Roth der Ebschbeere aus, mancher Drossel



Fuchs und Reh.

zum frühen Tode. Reineke kennt das. Ehe noch der Jäger wacht, ist er auf dem Anstand. Er wartet unverdrossen, bis die Stimmen der müde und hungrig herabfallenden Vögel an sein Ohr schlagen. Er steht, stutzt, stiert. Hier und dort schwirrt ein lüsternes Paar um die Schlingen; ein Ziemer, eine schwarzglänzende Amsel stürzt hinein, sie schreit auf, schlägt mit den Flügeln, und im Augenblicke, flinken Sprunges, ist Reineke zur Stelle. Er schwingt sich hinan, denn der Sprenkel steht hoch — aber eines Haares Breite fehlt, daß er sie erreiche. Der Vogel, der sich mit dem Fuß gefangen, flattert erschreckt in die Höhe, den Klauen des Mörders zu entgehen. Der Fuchs knirscht, springt wieder und wieder, immer hitziger, immer begieriger, die Nüstern ziehen sich krampfend zusammen, ein wollustvolles Grausen glüht in seinem Auge, der Schweif peitscht die Luft; aber es ist vergebens, bis er, da endlich dem gefesselten Thiere die Kraft versagt, sich zu einem gewaltigen Satze zusammenrafft und sein Opfer mit einem triumphirenden Schrei ergreift.

Aber die goldenen Tage sind bald vorüber. Die Felder stehen kahl, der Wald entlaubt, auch die letzten Wandervögel sind davongezogen, rauhe Stürme brausen über die Oede. Der Fuchs liegt in seiner Zelle, denn es giebt wenig zu jagen, und die gesammelten Vorräthe schützen ihn zunächst noch vor Mangel. Es ist eine triste, langweilige Zeit, er könnte seine Memoiren schreiben „Denknisse eines Fuchses", wenn er nicht noch zu thatenlustig wäre und die Wirklichkeit ihn zu nah und rauh berührte, um sich in die Schatten der Vergangenheit zurückzuziehen. Statt dessen entwirft er Pläne für den Winterfeldzug, stellt sich Probleme, macht Sprungübungen und horcht wachsam den Schüssen der Jagd, die dumpfwarnend in sein Lager hinunterdröhnen. Inzwischen drängt der Winter immer ungestümer heran. Bald liegt Alles erstarrt unter der weißen Decke. Seen und Bäche gefrieren tief hinab, die Bäume krachen vom Frost zerspalten, das Wild ächzt hungrig in den dichtesten Gründen, und Rabe, Krähe und Sperling haben längst die Straßen der Städte und Dörfer gesucht. Reineke darf es nicht. „Wenn ich ein Vöglein wär'!" seufzt er und streicht lungernd hinter einem Bauerngehöft umher. Aber es läßt sich keine Feder spüren. Die Noth treibt ihn dem Walde zu, er ergeht sich in den düstersten Gedanken.

Mit einem Male hebt er die Nase. Ein lieblicher Duft weht ihm entgegen. Ha, was ist das? — Siehe da — mitten in der hungrigen Wildniß ein süßgebratenes Stück von Kater Hinze's Lende. Wie appetitlich! Ohne Zögern ist es verschlungen. Reineke fühlt seine Lebensgeister neu erregt, „seine Augen werden wacker“, und wie von unsichtbaren Banden gezogen trabt er fürbaß. Und wahrlich! da liegt ein zweites Stück! Es ist kein Trugbild seiner Phantasie — es ist derselbe Duft, dasselbe Fleisch und Bein. Reineke steht still, Ueberraschung und Argwohn in den Zügen. Wer war, wer ist der unbekannte Spender? Kehren die Tage der Märchen zurück? Er umschleicht auf scheuen Sohlen die Stelle, steht wieder still, legt sich, horcht, wirft die Augen spähend umher, springt wieder auf, um wieder niederzukauern. Nirgends ein Laut, nur die alten Föhren knarren; nirgends eine Spur, als die flüchtigen Hieroglyphen, die des Windes Finger in den Schnee geschrieben. Er betrachtet den Bissen noch einmal: „Wär' es eine Falle? — Die Menschenkinder sind voll Args! — schon mancher Edle fiel durch ihre List! — Aber nein — hinweg mit solchen Gespenstern!“ — und im Nu ist auch der zweite Brocken hinab!

O Reineke! Reineke! du bist verloren: — denn dort liegt noch ein dritter Bissen. In vollen Zügen schlürft der Hungergepeinigte das berauschende Arom, starrt verglasten Blickes auf die Lockung. Doch der innere Warner erhebt seine Stimme noch einmal. Und wieder umkreist der Fuchs das Mahl, wieder duckt er sich, legt das Gehör vorwärts, rückwärts, spitzt es, „sichert“ allenthalben. Und wieder ist Alles stumm, nur die Föhren knarren noch immer verdrossen. Es ist, als stocke der Athem der Natur. Der Fuchs fängt an zu sophistisiren; aber je länger er hinschaut auf das verhängnißvolle Gericht, desto wirrer werden seine Gedanken, desto wirrer sein Blick. Es flimmert ihm vor den Augen, der Duft betäubt ihn, er kann nicht los, er muß — und gält' es sein Leben — er muß hinzu. In einem wilden Satze springt er darauf los — da krach! schlägt das Eisen die zerschmetternden Zähne zusammen.

So war der Schlaue doch nicht schlau genug! Er heult vor Wuth; aber es ist nicht Zeit zu ohnmächtiger Klage, denn Gefahr droht im Verzuge. Es gilt eine kühne That.

„Das Eisen zerschlug ihm den Lauf;
Sich zu retten giebt er ihn auf,
Amputirt sich selbst, wie grimmig es schmerze:
Er hat ein entschlossenes, tüchtiges Herze.“

(Laube.)

Einmal gefangen, denkt er, und nimmer wieder! und er jagt davon, leicht und frei, „als hätte er eben nur den Stiefel ausgezogen.“ Die Niederlage muß sein Genie neue Künste und neue Siege lehren.

Das ist Reineke, der Held! Neben dem Muthe und der Stärke des Löwen mag sein Scharfsinn und seine List stehen, und will man auch der deutschen Fabel nicht Recht geben, welche den grimmen Thierkönig von ihr überwunden werden läßt, so wird man doch dem Ausspruche jenes spartanischen Politikers beipflichten können, der den Fuchspelz anzulegen rieth, wo es mit der Löwenhaut nicht gethan sei. Gewiß, der Fuchs ist bewundernswürdig; aber größer noch, bewundernswürdiger muß er uns erscheinen, wenn wir uns erinnern, daß man ihn vor des Eisens verführerischen Brocken verhungert gefunden hat, verhungert im Anblick der üppigsten Azung. Ein Römer könnte nicht resignirter enden.

— „Des Leibes Drang,
Der oft den stärksten Menschen zwang,
War schwächer als der Klugheit Rath,
Den der Freiheit Sinn ihm gegeben hat;
Der Fuchs will lieber stoisch sterben,
Als um ein Bedürfniß schimpflich verderben.“

(Laube.)

V.

Krebs und Hummer.

Ihr Feldöberster war Astachs,
Schön roth als Fürstlich Siegelwachs,
Sein Leutnant Knipperdölling,
Hat ein blawen Helm wie ein Fink,
Der Fehnrich aber hieß Rothscheer;
Wer kann nennen das ganße Heer?

Froschmäusler.

Es ist allgemein anerkannt, daß das Reich jener unvollkommneren Thiere, welche im Schoße der Erde und der Gewässer ihr Dasein führen, die häßlichsten Gebilde umschließt. Selbst das Auge des Forschers, früh gewöhnt auf Schönheit zu verzichten, wendet sich scheu zurück, wenn es in dieses Chaos hinabtaucht. Denn Alles, was die Phantasie der Nacht Ungeheuerliches gebären konnte, hat sie hier und zumal in der Meerestiefe versammelt. Da treibt in jeder Welle ein unheimliches Leben, und wohl mag man mit dem Dichter ausrufen:

„Es freue sich,
Wer droben athmet im rosigen Licht;
Dort unten aber ist's fürchterlich!"

Dennoch fehlt es auch unter diesen Zerrbildern und Larven nicht an interessanten Charaktergebilden; neben dem Abschreckenden steht das Komische, neben dem Schaurigen das Niedliche. Es sind hier vor Allem die Schnecken und Muscheln zu nennen. Sie breiten in ihrer gestaltreichen Fülle eine wahre Liliput-Architektur von Thürmen, Wendeltreppen, Schiffen, Arabesken, eine ganze steingewordene Flora aus, der Farbe und Zeichnung noch einen besonderen, glänzenden Reiz geben. Doch haben diese zierlichen Formen vereinzelt natürlich keine Bedeutung, sondern sie wirken nur in Masse, gleich-

sam als die Mosaik des großen Okeanidenpalastes. Auch es ist nur das buntschillernde, seltsam gebaute Haus, nicht das darin wohnende Thier, welches uns anzieht. Dagegen bietet das nahestehende, sonst so unschöne Geschlecht der Kruster in zweien seiner Arten bereits einen nicht zu verachtenden komischen Stoff, der auch an sich interessirt. Es sind dies der Hummer und sein naher Verwandter, der Flußkrebs.

Kann nun auch hier von einem Charakterleben höchstens andeutend die Rede sein, so haben diese Thiere doch merkwürdige Eigenschaften genug, um die Aufnahme ihres Bildes zu rechtfertigen. Zuvörderst verschwindet das widrig Spinnenhafte, was die übrigen Kruster bezeichnet, bei beiden fast ganz; die gallertartige Weichheit der Bedeckung hat sich zu einer metallischen Massivität verhärtet, die Waffen, welche sie führen, sind kaum noch gefährlich, und schließlich stellen sich beide als passionirte Rückwärtsgänger in die Reihe der Originale.

Wir lassen billig unseren Flußkrebs voranstehen. Alle Welt mag sein Fleisch, und schon das Kind kennt aus den Ammenräthseln den „Schwarz in die Küche, roth auf den Tisch.“ Am Ufer der Bäche und Flüsse, wo Erlen und abgestorbene Stämme ihre Wurzeln in den Schlamm flechten, in tiefen Höhlen, nachbarlich mit der kahlgeschwänzten Ratte, hauset der Krebs. Er trägt seinen Namen (Krebs = Harnisch) nicht umsonst, denn er ist schwerbewaffnet bis an die Zähne. Sturmhaube und Küraß aus Einem Stück, aber siebenfach zusammengesetzt der kunstvolle Ringpanzer seines Hinterleibes, der sich in eine flossenähnliche Verbrämung endigt. Unter diesem Schilddach regen sich vier, ja neun Joch krabbelnder Füße, die wuchtige Kriegsmaschine mühsam fortschiebend, wie unter dem Schirm des Mauerbrechers keuchend der römische Legionar. Vorn drohet ein feinzähniges Scheerenpaar: der Fuß hat sich in eine Faust verwandelt, die freilich nur aus Daumen und Kleinfinger besteht, aber dennoch ein tüchtiger Packan ist. Neben dem Nasenstachel aber strecken sich die langen, drahtähnlichen Fühler hervor, und auf feinen Stielchen drehen sich die schwarzen Kugeln der Augen, so daß das wundersame Haupt dadurch fast etwas Blumiges erhält. Im Innern endlich birgt er einen Stein, Aeskulap's kostbare Gabe, fast anzusehen wie ein weißes Auge, und magischer Kräfte voll.

So brütet der Troglodyt in schwerer Ruhe, aus der nur die Nacht ihn hervorzieht. Da entwickelt er dann sein Schwimmtalent; mancher Frosch, manches schlafende Fischchen wird ihm zur Beute, sogar die Schnecke in ihrer rollenden Festung ist vor seinem Griffe nicht sicher. Aber lieber noch als an das lebendige Gethier macht er sich über das verwesende; oft findet man sie schaarenweise in den modernden Resten eines Hechts. Der Krebs würde daher dem Leviten ebenso sehr, ja weit mehr noch für ein unreines Thier gelten müssen, als etwa das Schwein. Sie fallen auch wohl über einander selbst her: ein plumpes Ringen, Zerren und Kneifen, ohne Grimm und ohne Leidenschaft, ohne List und ohne Heroismus, „als ob einzig der Körper, die Seele nicht mitkämpfe.“ Ueberhaupt ist der Krebs ein melancholisches Phlegma, wie die meisten Wasser- und Nachtthiere. Sein Sinn scheint Nichts zu wissen von den heißen Trieben des Hasses und der Herrschsucht, noch weniger von den feineren der Eitelkeit und der Eifersucht, um von Anderem ganz zu schweigen. Es ist allein die Freßgier, welche die träge Masse treibt. Darum ist er langlebig, schwer zu tödten; selbst der Schärfe des Essigs und des Weingeistes widersteht seine Wassernatur noch stundenlang. Ein Alter von zwei Jahrzehnten erreicht er wohl drunten in seinem Element, und er darf schon einen Fuß, eine Scheere missen, ohne sich krank zu fühlen. Weiß er doch, daß sie ihm wieder wachsen. Gefangen wird er bei Tag, und Nachts bei Lichterschein, aber es heißt hier wie in jenem Liede:

„Wenn man ihn fahen will,
Muß man ihn tapfer greifen,
Sonst hält er nirgend still.“

(Uhland.)

Faßt man ihn furchtsam nicht an beiden Scheeren, sondern etwa bei einer, so giebt er kühlen Herzens — ein zweiter Scävola — diese daran und flüchtet rückwärts in seine Lagunen. Der ungelenke Körper ist auf einmal elastisch geworden, mit der Kraft einer Sprungfeder krümmt sich der breite Ruderschwanz unter die Brust und schlägt das Wasser so lebhaft, daß der Rückzug in schnellem Schusse erfolgt. Oft aber gräbt und stemmt sich der Angegriffene auch unantastbar in den Schlamm. Eine Art der Landkrabben

legt sogar, wenn sie überfallen wird, die rechte Scheere, die viel größer ist als der ganze Körper, quer vor den Eingang, so daß kein Feind nahen kann.

Komisch ist es anzusehen, wenn die gefangenen in der Schüssel umherkrabbeln. Sie wissen nicht, was ihnen geschehen, stolpern in ihren schweren Stiefeln übereinander her, Vorwitzige wagen sich den glatten Rand des Gefäßes hinauf, fallen herab, und greift man sie dann wieder, so fassen sie mit den rachsüchtigen Scheeren nach allen Seiten in der Luft umher, zappeln vor Aerger, klatschen mit dem Schwanzfächer laut auf den Bauch. Dabei geben sie einen summenden oder knisternden, ich möchte sagen zähen Laut von sich, ein verdrießliches Gemurmel, dem Spinnen mancher Käfer vergleichbar. „Sie reden just nichts sonderlichs", heißt es davon im Froschmäusler; auch verstummt es, sobald ein anderes Getös ihre Aufmerksamkeit erregt. Denn der Krebs hört, er ist das erste Thier, bei welchem das Ohr sichtbar wird. Diese Gabe rückt ihn schon um ein Bedeutendes hinauf, wenngleich es übertrieben scheint, ihn zum Musikfreunde machen zu wollen. Auch wirkt das Licht empfindlich auf ihn, er hat Lichtsinn, freilich nur negativen, und das lockt ihn oft in das Netz; daneben hat er Sympathie für die elektrischen Kräfte der Natur, denn bei Gewittern bricht er aus seinem Dunkel hervor, das Herz voll grauser Weltuntergangsgedanken.

Wir sehen: der Krebs regt sich bereits in den Banden des tellurischen Lebens, er hat eine gewisse Persönlichkeit. Er ist tapfer, ausdauernd, willenfest bis zur Störrigkeit, erhebt sich ausnahmsweise zur List (in einem deutschen Thiermärchen überlistet er selber den Fuchs), und bei aller Stumpfheit und Freßgier zeigt doch die Krebsmutter einen Zug elterlichen Sinnes. Denn sie trägt nicht bloß ihre Eier, sondern zum Theil auch ihre eben ausgeschlüpften Jungen mit sich herum, und mag vielleicht auch mit ihnen tändeln. Wenigstens weiß man, daß der kurzschwänzige Moenaskrebs gern mit runden Steinchen und leeren Schneckenhäusern sein Wesen treibt, wie etwa die Katzen mit Kugeln und Knäueln zu spielen lieben.

Wie der Fluß zum Meere, so verhält sich der Krebs zum H u m m e r. Um mehr als eines halben Fußes Länge übertrifft er das gewöhnliche Krebsvolk; es giebt ihrer sogar von Ellengröße, wahre Mammuths, die offenbar aus einer langausgestorbenen Generation in die Zeit später Nach-

kommen ragen, und deren Haupt ernstes Moos bedeckt. Mit einem Wort: der Hummer ist der Krebs im großen Stil, vom Wirbel bis zur Zeh' ein Meerespotentat. Wie aus Erz gegossen blinkt seine Rüstung; man denkt an den hörnenen Siegfried, an die Eisenritter des Mittelalters, an die stahlumschienten Kämpfer vor Troja, und es dürfte nicht Wunder nehmen, wenn ihm Vater Homer einen Ajax oder Diomedes verglichen hätte. Die holländischen Maler haben ihn dafür desto öfter in unverlöschlichen Farben verherrlicht. Es giebt kaum ein vlämisches Küchen- oder Marktbild, in dem der Hummer vergessen wäre, kaum ein die Freuden der Tafel malendes Stillleben, auf dem nicht neben dem spiegelnden Weinglase auch der Seekrebs in seiner feurigen „Brünne" paradirte, statt vom Lorbeer, mit dem jugendlich heitern Grün der Petersilie anmuthig umkränzt. Es ist auch natürlich genug. Der Hummer in seinem satten Purpur, mit seiner stolz gebogenen Rückenlinie, mit seinen großen, wie Scepter ausgreifenden Fühlfäden muß für Kochkünstler und Thiermaler einen Anflug von Majestät haben, und ist ganz dazu geeignet, als Mittel- und Hauptthema auf einer Tafel zu prunken. Dazu hat er etwas durchaus Fremdartiges und ist eins der wenigen Thiere, welche ganz in ihrer natürlichen Gestalt aufgetragen werden; ebendeshalb hat auch die Art, ihn zu zerwirken, bereits ein gewisses Ritual.

„Man nimmt ihm ab den Mantel roth
Nach zierlicher Cüree Gebot",

so darf man vom Hirsche nicht nur, sondern auch vom Hummer sagen.

Die Eigenheiten des Krebses finden sich auch beim Hummer, nur im vergrößerten Maßstabe. In einer Tiefe von sechs bis zwölf Klafter hat er seine Felsenlöcher und vermehrt sich auf wahrhaft erstaunliche Weise. An einem einzigen Weibchen wurden über zwölftausend Eier gezählt. Unbehend, sobald er an's Licht kommt, jagt er in seinem unterseeischen Reiche mit rapider Schnelligkeit über die Felsplateaus und Riffe. Ein Schlag seines Schwanzes genügt, ihn mehr als funfzig Fuß weit fortzuschleudern und ihn so auch dem schnellsten Verfolger zu entziehen. Und so sicher ist dieser Sprung, daß der Hummer selbst auf der hastigsten Flucht den Eingang seiner Höhle nicht verfehlt, unerachtet derselbe eben nur so viel Raum

gestattet, um seinen Körper hindurchzulassen. Aber der Hummer ist nicht allein stärker und schneller, sondern auch geistiger als der Krebs. So scheint er ziemlich gesellig zu leben und gemeinsame Züge zu unternehmen. Auf seinen Jagden greift er, wenn Gewalt nicht ausreicht, zur List: seine Kämpfe mit den Muschelthieren gewähren oft ein interessantes Schauspiel. Es ist vergebens, daß die Auster der tastenden Scheere die Thür verschließt. Der Hummer legt sich in Hinterhalt, und sobald die arglose Muschel ihr Haus wieder öffnet, schiebt er flugs ein Steinchen hinein. Die Bresche ist gemacht, die Auster muß sich ergeben. — Für Magnetismus zeigt der Hummer hohe Empfänglichkeit. Stellt man ihn kopflings in den Sand und streicht ihn auf eine gewisse Weise mit dem Finger, so wird er so zu sagen hellsehend und fällt in einen augenblicklichen Schlaf. Er steht dann minutenlang starr wie ein Stock. Plötzlich stürzt er erwachend um und zappelt mit allen seinen Füßen, Scheeren und Fühlern. Besonders aber tritt die Reizbarkeit seines Nervenlebens bei Gewittern und Seetreffen hervor. Der Hall des Donners und der Geschütze dringt erschütternd bis in seine Schlupfwinkel, und wirkt mit einer solchen Gewalt auf ihn, daß er erschreckt die Scheeren von sich schnellt. Freibeuter sollen dies häufig benutzt haben, indem sie den armen norwegischen Fischern, die vom Hummerfange leben, mit einem Kanonenschusse droheten, um ihnen einen Theil ihres Fanges abzupressen.

Auch die Häutung, die der Hummer mit allen Krustern theilt, ist ein sonderbares Phänomen. Zuerst öffnet sich der Panzer des Thieres gerade mitten auf dem Rücken, wie die Rinde eines Baumes auseinanderplatzend. Hier zieht sich nun der dicke, weiche Rumpf, an dem alle Glieder zweigartig angeheftet sind, zuerst heraus. Der Schwanz hinten, die Scheeren vorn, die Beine unten folgen, alle ihre Gehäuse verlassend, allmählich nach. Die ganze Operation währt drei Tage. Das Schwierigste ist das Durchdringen der Scheeren, da die ganze breite Hand durch das enge Armgelenk hindurchgezwängt werden muß. Doch ist die Fleischmasse zur Zeit der Häutung beinahe so weich und elastisch als Federharz. Sie verwandelt sich, indem das Thier mit dem Hauptkörper zieht und zerrt, in jenem Engpaß zu einem dünnen Faden, um nachher sofort in ihre natürliche Gestalt zurückzuspringen. Mitunter aber, wenn ein Hummer sich allzurasch zu entkleiden

strebt, reißt doch wohl die Masse, es bleibt ein Glied in den Exuvien stecken, und er muß sich hinfort mit einer Scheere behelfen, die dann Anker und Waffe zugleich ist. Ist die Metempsychose aber gelungen, steht der Hummer in verjüngter Schöne da, so mag man wohl an des Glockengießers Freude denken, wenn ihm aus gesprengter Hülse der metallene Kern makellos entgegenleuchtet. — Aber der Aufwand so vieler Kräfte hat den Hummer ganz erschöpft. Scheu und matt zieht sich der entpanzerte in ein Versteck zurück, bis die neue Gewandung etwas verhärtet und verkalkt ist. Besonders fürchtet er sich vor seinen eigenen Brüdern; denn diese — als echte Räuber — machen sich gern an den weichen, schildlosen Genossen und verzehren ihn unbefangen mit Kopf und Kragen.

VI.

Norddeutsche Vegetationsbilder.

I.

Die Wiese.

„du bist kurzer, ich bin langer,"
alsô strîtents ûf dem anger
bluomen unde klê.

Walter v. d. Vogelweide.

Alexander von Humboldt hat in seinen „Ansichten der Natur" eine Reihe von typischen Gewächsformen aufgestellt, und damit die ersten Grundlinien einer Pflanzenphysiognomik gegeben. Gewiß war nicht bloßer Zufall, daß der geniale Forscher diese Formen vorzugsweise der Tropenzone entlehnte, deren eigenthümliche Natur die vorschreitende Civilisation noch wenig zu ändern vermocht hat, und die ohnehin an Reichthum, Pracht und Großartigkeit alle übrigen ungleich übertrifft. Denn unsern alternden Erdtheil, wenigstens den kalten gemäßigten Strich desselben, hat das menschliche Bedürfen allerdings bei weitem zu sehr ausgebeutet, als daß er da maßgebend sein könnte, wo es darauf ankommt, die Natur in ihrer ursprünglichen Fülle und Größe zu zeichnen.

Wir Bewohner des Nordens sehen uns für eine derartige Betrachtung der Pflanzenwelt auf verhältnißmäßig wenige Typen beschränkt, welche in drei Hauptformationen zusammengefaßt werden können. Es sind dies die Wiese, die Heide, der Wald, von der Pflanzenphysiognomik ebenso als Vorgrund, Mittelgrund und Hintergrund der Landschaft unterschieden, wie die Geologie bezüglich Ebene, Hügel und Berg einander ent-

gegensetzt. Jede dieser Formationen wird hauptsächlich durch je zwei natürliche Familien charakterisirt und zwar

durch die Gräser (Gramineae) und Halbgräser (Cyperaceae) die Wiese (Hochwiese — Sumpfwiese),

durch die Heidekräuter (Ericae) und Heidebeeren (Vaccinia) die Heide (Sandheide — Moorheide),

durch die Zapfenträger (Coniferae) und Kätzchenträger (Amentaceae) der Wald (Nadelwald — Laubwald).

Unter diesen drei, wenn man will sechs Formen, dürfte wohl die Wiese in unserem Norden die weitestverbreitete sein, obschon sie sich nicht selten bald in Sumpf-, bald in Sand- und Heideland verliert. Zu der nachfolgenden Skizze hat im Besonderen die märkische Wiese das Motiv gegeben. Nicht als ob sie besonders schön wäre. Im Gegentheil, sie entbehrt der bunten Blumenfülle, welche die Auen Thüringens belebt, und in der Ebene gelegen, darf sie sich an poetischem Reiz nicht vergleichen mit den Grashängen und Matten, welche das Dunkel der Harzwälder so freundlich und festlich unterbrechen. Aber sie lag dem Verfasser nahe, und vielleicht mag auch das bescheidenere Bild hie und da einen Leser ansprechen.

Ganz abgesehen von dem wohlthätigen Gefühle, welches reine Naturformen immer hervorzurufen pflegen, wirkt die Wiese an sich selbst in hohem Grade erfrischend und belebend. Sie steht in ruhiger, heiterer Mitte zwischen der in sich gesunkenen Schwermuth der Heide und dem kühnen Emporstreben des Waldes: gleichsam ein einfachinniger Auslaut und Aufklang der Natur. Zunächst zieht schon die offene Weite der Wiesenfläche das Auge an.

„Frei empfängt mich die Wiese mit weithin verbreitetem Teppich"

heißt es treffend in Schillers Elegie. Der Berg droht in stolzer Höhe; seine wilden Umrisse brechen aus dem Schoß der Erde wie von feindlichen Mächten gehoben, in seinen Waldschatten bergen sich finstere Geheimnisse, aus seinen Schluchten stürzen schäumende Wasser. Wo von solchem Anblick das Auge bedrängt und erschöpft wird, da wendet es sich gern auf das ruhig ausgebreitete, frei-erschlossene Gelände; es weidet sich an seiner Lichtfülle und giebt sich jenem Eindrucke der Stätigkeit hin, in welchem der

Mensch sich gleichsam seiner selbst versichert. Nur wo die Ebene zum unabsehlichen, gestaltlosen Flachlande sich dehnt, da treten abermals andere Gefühle — das erhabene der Unendlichkeit oder das öde der Vereinsamung — in die Seele.

Denn freilich auch die Heide, die Steppe, die Wüste sind Flächen. Was den Wiesen jenen innigen Reiz verleiht, ist ungleich mehr als die Bodenbildung, die sie bekleidende Vegetation. Sie ruft großentheils jene tieferen Gefühle der Sehnsucht oder die heiteren der Lebensfrische und Lebensfreude hervor. Schon oben ist gesagt, daß die Wiese hauptsächlich durch die Gräser dargestellt wird. Es ist diese einer der bedeutendsten Pflanzenfamilien, indem sie nicht allein durch Masse und Unzahl der Individuen die meisten anderen übertrifft, sondern auch beziehungsweise den größten Artenreichthum aufzuweisen hat. Ihre Species machen nahezu ein Zwölftel der gesamten deutschen Flora aus. Aber zugleich und vorzugsweise gehören die Gräser zu jenen Gaben des Pflanzenreichs, welche die Erde erst zu einer „gedeihlichen Wohnstätte der Völker" machen. Denn Gräser sind alle jene mehlführenden, menschennährenden Halme, deren Aehre auf unseren Feldern reift; eine Grasart ist das Reis, das im feuchten Brodem der Sümpfe Ostindiens seine malerischen Rispen treibt; Gräser sind das Zuckerrohr, der Mais, das Sorghum, die Hirse u. s. w. Und allenthalben über die Erde finden sich diese Pflanzengeschlechter verbreitet, gleichsam als ein mütterliches Unterpfand für jede Wohlthat der Natur. Nur wo den Polen zu das Leben einen ewigen Winterschlaf schläft, da erfreut kein grünender Rasen, kein goldenes Saatengefilde mehr das Auge; mit den letzten Zwergsträuchern der Birke und Kiefer versinkt da auch der Graswuchs unter der Schneehülle, zum Zeichen, daß von der Erde selber die Grenzlinie gezogen, über welche der Mensch nicht ungefährdet hinausschreiten dürfe. Doch auch in der heißen Zone ist nicht die eigentliche Heimat der Gramineen. Zwar werden nach Süden hinab die Gräser immer prächtiger: auf stolzen Schaften wiegen sich im Strahl einer senkrechten Sonne die glänzenden Blätter und Blüten, luftige zierliche Arkaden ineinander webend; aber es fehlt ihnen jenes vertraute, gesellige Auftreten, welches wir Nordländer als eine Eigenthümlichkeit dieser Pflanzen zu betrachten gewohnt sind, und mit ihnen

mischen sich in drängendem Gewirr Myrten, Cassien, Cistrosen, Labiaten und andere den nackten Boden verhüllende Kräuter. Zu einem Theile scheint selbst noch der warme Erdstrich dieser grünenden Decke zu entbehren. Die blendenden Farben, mit denen dort die Landschaft geschmückt ist, reizen, aber zerstreuen auch, und man begreift wohl, daß ein deutsches Herz selbst im Hesperidenlande nach dem sanften Grün der heimatlichen Wiesen und ihren stillen Dörfern jezuweilen sich zurücksehnen mag. Denn die gemäßigte, die nordische Region unseres Welttheils, Mitteleuropa vor Allem muß man aufsuchen, will man den Blick an duftigen, saftigen Grasflächen weiden.

Hier bedecken gesellig zusammengeschaart die Gräser ganze Striche und deuten im Verein mit den gesellig auftretenden Hausthieren gewissermaßen sinnbildlich auf das große Gemeinleben der Völker, das unter diesem Himmel seine höchsten Blüten entfaltet. Ohne Wiese ist wenigstens in unserem Norden kaum eine Landschaft denkbar, wenn sie nicht dem Gebirge oder der Heide angehört. Dicht an das märkische Bauerngehöft hin, an die Schwelle der Thür zieht sich der grüne Teppich, der „Wiesenhof" — niederdeutsch Wischhoff —, von keinem Zaune oder Gehege gesperrt, sondern frei in Gebüsch, in Acker und Trift sich verlierend. Ganz Thüringen — was ist es anders, als eine grüne Aue, und wie saftquellend und ruhig senkt sie sich zwischen die goldenwallenden Saaten und die rauschenden Waldkuppen hinein! Und soll ich über Deutschland hinausgehen, so brauche ich wohl nur Irland zu nennen, „den Smaragd des Meeres", um jedes weiteren Beweises dafür überhoben zu sein, daß unter unseren Graden recht eigentlich die Wiese zu suchen sei.

Aber es kommt darauf an, sich näher über den eigenthümlichen Eindruck zu verständigen, der diese Pflanzenformation begleitet. Das Gras erscheint als eine der ersten Gestaltungen der zeugenden Naturkraft. In das Jugendalter unseres Planeten, als zuerst aus dem Ocean die Erdveste tauchte und nun auf ihr der Sonnenstrahl den neuen Trieb des Lebens weckte, in diese Zeit der Anfänge glauben wir uns den zarten, einfachen, unvollkommenen Formen gegenüber versetzt. Denn ein unvollkommenes Gebilde ist das Gras. Es steht höher als die kaum über den Boden

erhobenen Geschlechter blütenloser Flechten und Moose, deren Geschäft nur scheint, anderen Gewächsen eine Stätte zu bereiten; aber dennoch ist das Gras nicht mehr als nur ein Beginn entwickelterer Gliederung. Noch hat sich hier die Pflanze nicht abgelöst von der Erde, es breitet sich keine Krone über einen fertig ausgestalteten Stamm, es tritt kein deckendes Blatt- und Zweigwerk heraus, und selbst die Blüte, die an Kraut und Blume sich so farben- und duftreich hervorzuheben pflegt, ist hier scheinlos. Die Pflanze liegt gleichsam noch als Säugling an der nährenden Mutterbrust. Vielleicht aber ist eben deshalb das Gefühl, welches die Grasflur in uns weckt, ein so unschuldig-inniges, kindlich-rührendes. Es ist, als schwebe über ihr der goldne Traum unserer eigenen Jugend, und sicherlich wird die Schönheit einer Wiese nur von einem Kinde ganz genossen. Wiesen und Kinder, die Feldblumen und die Menschenblumen: Eins mag ohne das Andere nicht gedacht werden. Auf der Wiese windet das Mädchen den ersten Kranz und stimmt seine Brust zum ersten Liede. Auf der Wiese ist der Tummelplatz des Knaben. Hier darf er nicht verstohlen schleichen wie im bangen Dunkel des Waldes, hier ist er der gebietende Herr. Er jagt Falter und Käfer, kämpft gegen Erdwespen und Mücken, beschleicht den weidenden Storch und horcht träumend der fern ins Abendroth hinaushallenden Glocke seines Dorfes. Jugendlust, Gefühl der Verjüngung, der Lebenserneuerung: darin liegt der tiefste Zauber der Wiese. Und den empfänglichen Sinn wird eine ähnliche Stimmung auch da anklingen, wo nicht jene Erinnerungen und Ahnungen ihren geheimen Antheil an derselben haben. Darum empfängt den Griechen, wenn er in die Unterwelt hinabsteigt, die blaue Asphodeloswiese, deren lichte Blüte „ein ewiges Wiederaufleben, eine sichere Unsterblichkeit verkündete.“ Darum findet in dem treuherzigen Märchen von der bösen Stiefmutter und dem guten Kinde das Kind, das von den Wassergeistern in den Brunnen gezogen, drunten eine herrliche Wiese aller Freuden voll, und gleich schön schreibt Luther an sein Hänschen von der feinen Wiese im Paradiesgarten. Wußten sich doch auch unsere ältesten christlichen Dichter den Himmel eben nicht schöner zu denken als die frühlingsgrüne Erde; der Ort der Seligen heißt ihnen die „grüne Gottesaue“ (grôni godes wang), die „Himmelswiese“, auf der die Seelen der Verstorbenen gleich schönen Schmetterlingen schweben.

Dieser leben- und jugendhauchende Eindruck begründet sich, wie schon gesagt, in der Gestaltung der Gräser. Denn trotz ihrer überaus großen Mannigfaltigkeit tragen doch alle denselben ausgeprägten Typus, der sie zur Bildung des ruhigen, gleichen, das Auge erquickenden Wiesenteppichs vorzüglich eignet. Die ganze Pflanze ist nichts als Halm und Blatt; leicht und schlank, jedem Hauche biegsam, erheben sie sich meist gleich dicht und gleich hoch über die Ebene, der sie entsprossen sind. Auf langgezogener Spitze nicken und wiegen die zarten, ährenreichen Blütenrispen, deren unscheinbarer, aber kunstvoller Bau dem genaueren Betrachter eine immer neue Quelle genußvollen Forschens öffnet. Blatt an Blatt drängt sich in unabsehbarer Fülle, und über das Alles ergießt sich freudig das eine, reine Grün, über dem Allen schimmern die wehenden Sonnenlichter wie auf einer leisewallenden Flut.

So liegt das Gras in der That wie ein leichtes, reizvoll jeder Form sich schmiegendes Gewand über der Erde; eine wohlthuende, für unser Gefühl fast untrennbare Hülle des Elements. Unter ihr verborgen ruht das „todte Irdische"; aber über und aus ihr weht der Geist des Lebens, der unbesiegten Schöpferkraft der Natur. Wo Gräser sprossen und Wiesen sich dehnen, da ruft allenthalben den Menschen eine Heimatstimme an. Wo sie fehlen, auf dem Steinrücken der Gebirge, im Sande der Wüste, kann wohl der Eindruck des Gewaltigen die Seele ergreifen und erschüttern; aber das warme, vertraute, zuversichtliche Gefühl des Heimseins und der unvergänglichen Fülle des Lebens mag da nicht gedeihen. Ueber Trümmer, Gräber und Wahlstätten zieht das Gras die versöhnende, belebende Decke; „es ist Gras darüber gewachsen", sagt mit inniger und treffender Bezeichnung der Volksmund, wenn ein Leid gestillt und vergessen ist, und aus dem Schmerze leise wieder die Freude kommt. An das Gras und die Wiese hängt sich des Nordländers erste und letzte Hoffnung. Wenn nach trüben Wintertagen der Strahl wärmer und voller herabdringt, da ist es die Wiese, der grasumsäumte Fußpfad, der quellige Rasen, der die ersten grünen Halmspitzen zeigt und dem harrenden Menschen den Sieg des Lichts verkündigt. Hat Sommerglut die Flur versengt und fallen nun die langersehnten befruchtenden Tropfen, so grünt

am ersten wieder die Trift; und wenn im Spätjahr längst alle Blumen welk und alle Bäume entblättert stehen, da ist doch die Wiese noch grün und zeigt dem gerührten Auge manche verborgene Blüte, da träumt hier der Herbst den Traum des Frühlings noch einmal nach. Ja, es scheint als weise schon der Name des Grases selber auf solche unzerstörbare Lebenskraft der Natur. Denn Rasen und Wasen bedeutet eben nichts anderes als das Wachsende, Sprossende, Grünende.

Und nun dieses thauige Wiesengrün! welches andere käme ihm gleich an Frische und Milde! Die Wissenschaft lehrt, daß im Grün die Gegensätze der Farben zum ruhigen Gleichgewicht verschmelzen. Auf dem ebenen, sammetnen Teppich der Wiese muß jedes Auge diesen besänftigenden und doch vollerquickenden Eindruck empfinden. Von Sonnenlicht und Erdfeuchte gesättigt, warm und goldig schimmernd, und hoch darüber die blaue Unendlichkeit des Aethers: wo gäbe es ein ruhigeres, und in dieser Ruhe doch schöneres, anregenderes Bild als die Wiese? Reizend liegt sie im vollen Sonnenglanz, wenn sich aus dem röthlichen Wiederschein, der über die Halme fliegt, die ganze Fülle schaffender Kräfte ahnt; aber ein nicht minder schöner Anblick ist es, wenn stille Wolkenschatten über die Flur schweben und ein Wechselspiel der zartesten Streiflichter entspinnen, oder wenn aus regenduftigem Gewölk plötzlich die Sonne mit goldenem Arme herabgreift und nun das feuchte Grün im langen Strahl fast durchsichtig glüht.

In diesen Teppich webt aber auch die Blumenwelt ihre reichsten Arabesken.

> „Kräftig auf blühender Au erglänzen die wechselnden Farben,
> Aber der reizende Streit löset in Anmuth sich auf."
>
> (Schiller.)

Zwar so lange die Sonne des Vorfrühlings noch keine energischeren Farben und Formen zu zeugen vermag, ist es nur das bescheidene Maßliebchen (Gänseblümchen, Bellis perennis), dessen Gruppen freundlich aus dürftigem Rasen hervorblicken. Es liegt noch halb an der Erde, doch mitten aus dem weißen Sternchen leuchtet ein goldener Herzpunkt, ein erster Sonnenfunken, und bald folgen genügsame Kreuzblütler, hier am Rain das

Hirtentäschel (Capsella bursa pastoris) mit seinen dreieckigen Schötchen, das Hungerblümchen (Draba verna) und dort in wasserreicherem Boden und vollerem Wuchs das würzige Schaumkraut (Cardamine pratensis): alle noch in das erste schüchterne Weiß gekleidet. Allmählich mischt sich schon warmes und bald feurigstes Gelb in das saftigere Grün. Wo auf sonnigem Hügel ein Gebüsch sich aufstellt, da grüßt uns Primula veris, die liebliche, vielbesungene Blume. Wie ein Bündlein goldener Schlüssel taumeln am schlanken Stiel die süßduftigen, bienenumsummten Kelche.

„Sie sind Titanias Hofgeleit,
Ihr seht die Fleck' am goldnen Kleid."
(Shakespeare.)

Auf den Niederungen kommen sonnengelb zahllose Ranunkeln (Hahnenfuß) und im höchsten Glanz der Farbe Caltha palustris (Schmalzblume, Dotterblume, Kuhblume) mit den fetten, dunklen Blättern. Ganze Goldklumpen funkeln da in die Ferne, wahre Sonnengewebe schwimmen im Grün, und dann wieder zieht Schaumkraut und Steinbrech (Saxifraga grannulata) lange Milchstraßen hinab. Mit der steigenden Sonne steigt die Wiesenflora immer sichtbarer gegen das Roth hinan. Das Siebenfingerkraut (Comarum palustre) hängt seine zierlich braune Glocke aus, die röthliche Rispe des Ampfers (Rumex) stellt sich felderweis auf, an feuchten Stellen folgt die rothe Lychnis (flos cuculi, Lichtnelke, Fleischblume) mit der zerrissenen, flatternden Blüte, folgt der liebe Klee, die alte deutsche Volksliederblume mit dem bedeutungsvollen Dreiblatt und dem rothen, honigreichen Köpfchen; aber zugleich erscheinen auch nun die starren, symmetrischen Doldenpflanzen (Umbelliferae), der Wiesenkümmel (Carum carvi), die Silge (Selinum carvifolia), die Pimpernell (Pimpinella magna), vor Allem der Wiesen-Haarstrang (Peucedanum officinale). Seine herrlich grünen, feinzerschlitzten Blättchen drängen sich zu üppigen Polstern oft von mehreren Fuß Durchmesser zusammen, aus deren zartem Gewebe stolz der nackte Stengel sich erhebt, seine aromatischen Blütchen in zahlreiche Schirme sammelnd. Doch sind die Farben der Dolden zu anspruchslos, um nicht gegen die nun ebenfalls zahlreich auftretenden

Syngenesisten zu verschwinden. Die bunten Blumen dieser stärksten aller deutschen Pflanzenfamilien vereinigen sich zu schönen großen Strahlenkronen, und beleben das Grün der Wiese in hohem Maße. Leuchtend hebt die große Kamille (Chrysanthemum leucanthemum) ihren Stern mit gelbem Mittelfelde, neben sie stellt sich sonnenartig die Jacobaea (Senecio J., Jakobskraut); der Alant (Inula salicina), das Heer der Leontodonteen (Löwenzahn, Ringelblume) breitet sich aus und zwischen ihnen die Blume des Schotten, die Distel, deren stachliges, seltsam zersägtes Blattwerk, oft in malerische Rosetten zusammengestellt, mit dem weichen, purpurnen Blütenkopfe eigenthümlich contrastirt.

So versinkt zusehends das Grün unter der blendenden Decke der Farben, bis nun auch das Gras seine mattfarbigen Blüten zu treiben beginnt. Da schießt Halm an Halm auf, luftig, leicht und immer schwankend. Mit dem graziös geschwungenen Bogen der Glyceria (Mannagras) kreuzt sich anmuthig der kürzere des Schwingels (Festuca); Roßgras (Holcus, Süßgras) und Windhalm (Apera spica venti) lassen ihre Fahnen wehen; Agrostis, die Tanne oder die Palme dieses mikroskopischen Waldes, besetzt ganze Striche. Dazwischen zittert dann und wann ein zierliches Gräschen mit haarfeinem Quirlstengel, so schlank und so elastisch als sei es ein Stahlfaden. „Bibbernägelken" (Zitternäglein — Briza media) nennt der Niederdeutsche das empfindsame, zarte Pflänzchen, das bei jedem Lufthauch, bei jedem Anlauf einer Ameise erschreckt die kleinen Herzchen seines Aehrleins schüttelt. Das Kammgras (Cynosurus) hebt ein Cylinderbürstchen in die Höhe, Dactylis glomerata (Knäuelgras) harte Knäuel — sie sehen fast aus wie ein Hasenpfötchen —, Alopecurus streckt einen glatten Fuchsschwanz; aber schon hängt am verblühten Wollgras (Eriophorum) die weiße Seidenflocke, und der Löwenzahn (Pfaffenröhrlein) hat längst seinen gelben Stern in jene wunderbare Nebelkugel, in jenes luftige Samengespinnst verwandelt, das wie ein grauer Puderkopf mitten in der jungfräulichen Blumenwelt steht und im Winde in hundert gefiederte Körnlein zerstiebt, die nun alle auf ihren Flugschirmen weit durch die Luft ziehen.

Frühlingsluft, Frühlingsathem schwebt über der Flur! Aber wer kann ihn denn beschreiben, diesen milden, reinen, erfrischenden und doch fast

duftlosen Duft? Der volle Strom des Gases, der im Walde aus Wurzel und Wipfel quillt und in der dichten Blätterkuppel gleichsam hermetisch geschlossen ist, berauscht und betäubt; der Wiesenduft löst und klärt sich im Sonnenlichte, er erquickt und macht hell wie ein Quelltrunk. Dort in der grünen Dämmerung ruft der tiefe Ton der Amsel, klagt im schmelzenden Laut die Nachtigal; aber hier über dem sonnigen Plan, im lichtgetränkten Blau frohlockt die Lerche, in unermüdlicher Lust Alles erfüllend mit jubelnden Wirbeln. Bienen summen, Grillen zirpen, Schmetterlinge gaukeln über die Blüten, selber wie fliegende Blumen, dort der Argus mit den schwarzen Flügelaugen, hier der schlanke Segelfalter, der prächtige Admiral. Zu dieser emsigstillen, fröhlichen Staffage stimmt der Bach, der sich in seinem weichen Lager so wohl fühlt und in hundert muntern Windungen durch's Gras schnellt. An seinem Ufer träumt der Reiher, aber im schattigen Erlicht zwitschert der Zeisig. Dort zieht ein Grenzdamm sich hin, „eine Landwehr", mit Dornen besetzt. Es ist der Schwarzdorn (Schlehe), ein wahres Noli tangere von Stacheln. Das kreuzt und schränkt sich durcheinander, das kriecht, sticht und starrt zu allen Seiten heraus, und doch giebt der Frühling dem alten Griesgram seinen ersten Kuß. An jedem Dorn sitzt eine grüne Kuppe; wie betropft mit Perlen steht er da, und indeß er mit geizigem Finger noch eine ganze Wintererbschaft von dürren Blättern und Halmen festhält, schlägt um ihn das junge Laub schon in grünen Funken aus, und bald bedeckt ihn die weiße Saat der Blüten. In diesem Verhau lärmt der Schwarm der Feldsperlinge, schrillt und schnurrt der gelbbrüstige Ammer. Aber dem Dorfe zu, das hinter Eichen und Rüstern verborgen, nur mit dem Thurme herübergrüßt, klingt das Blöken der Rinder, das Geläut der Widder, die Schalmei des Hirten; aus dem Kornfelde die Wachtel lockt im Takt, und weiter drüben vom Waldsaume orakelt der Kukuk. Alle diese einfachen, aber hellen, lebensfrohen Stimmen scheinen sie nicht gleichsam ein Wiederklang dieser einfachen, heiteren, lebensfrischen Natur, die hier das Lustrevier geöffnet?

Den fernen Brüchen zu, wo die Seggenwiese ihre trübfarbige Fläche streckt und auf schneidenden Halmen die brandigbraunen Aehren steift, da verstummen diese munteren Laute. Im hohen Grase versteckt schnarrt der

Ralle (Wachtelkönig, Wiesenschnarcher), neckend neben uns herlaufend; über dir gellt der „Prairieschrei" des Kibitzes, der in taumelndem, kopfüberstürzendem Fluge deinen vordringenden Schritt umkreist; in der Ferne schwingt sich in langsamen Spiralen ein Kranich auf, bis er, ein kühner „Groteskt änzer", im Blau verschwindet und nur sein hochherabschmetternder Ruf ihn noch verkündigt.

Das Seggenried bedrückt in seiner trüben, steppenartigen Oede: aber die Wiese, die farben- und lebensfrische Graswiese erhebt und weitet die Seele. Wie herrlich leuchtet über der blühenden Flur die Pracht des Sonnenauf- und Untergangs! Einen einzigen funkelnden Regenbogen webt der Strahl in den dampfenden Morgenthau. Um den Schatten, der neben uns wandelt, zieht sich ein Lichtnimbus, Erd- und Lebensathem steigt stärkend auf, mit Lust und dankbarer Freude sieht der Mensch die weit, ach so weit aufgethane Hand Gottes. Und wieder am Abend! Wenn da der tiefere Lichtstrom über die träumenden Halme fließt und die rothen Ampferrispen im Purpur zittern und alle die luftigen Aehren in goldenem Staube schimmern, wenn dann die Sonne groß und glühend versinkt und nun wunderbar der weiße Nebel aufsteigt und das letzte Lerchenlied im Blau ausklingt: welch' eine tiefe Wehmuth, welch' seliges Heimweh löst da das Gemüth!

Aber es kommen die Tage des „Heuens." Ich brauche es nicht auszumalen, das alte Jugendbild mit seinen klirrenden Sensen, mit den singenden Grillen, mit dem Rauschen der Schwaden und dem süßen Duft, in den die Pflanze ihr Leben aushaucht. Dieser Ruchgrasduft, was ginge darüber, wenn es nicht die Lindenblüte ist, und welch' eine Welt von Erinnerungen weckt er auf! — Sind die Sonnen- und Wonnentage der „Mahd" (Heuernte) vorbei, dann folgt der letzte Nachwuchs. Die Elfen kommen in der Nacht und legen Balsam auf die Wunden, und von Neuem sproßt das Gras. Violette Skabiosen, blaue Cichorien und Astern, rothe Centaureen und Weidenröschen schmücken den hellern Teppich. Doch die Blüten sind seltener, und ihr Blauroth deutet schon hin auf das herbstliche Ende. Bald wehen die Winde über leere Felder, der Wald entlaubt sich, Kukuk, Wachtel und Storch sind längst von dannen gezogen,

es folgt ihnen die Lerche, und zuletzt bleiben auch die Heerden aus. Alles wird still, und der Himmel hüllt sich in neblichte Schleier. Das Gras grünt wohl fort, oft in herrlicher Saftfrische gedeihend, und vom spärlichen Sonnenstrahl gelockt blüht noch immer das fleißige Maßliebchen, manche Ranunkel und zierlicher Augentrost, es brechen die Zeitlosen hervor, diese seltsamen blaßblauen Erdflämmchen — aber es sind nur die Irrlichter des absterbenden Blumenlebens. Die Herbstwiese ist doch nicht mehr die Wiese, nach der das Herz sich sehnt, und die der blinde Mann so gerne nur Einmal möchte sehen können!

II.

Die Heide.

Es ist so still, die Heide liegt
Im warmen Mittagssonnenstrahle,
Ein rosenrother Schimmer fliegt
Um ihre alten Gräbermale;
Die Kräuter blühn, der Heideduft
Steigt in die blaue Sommerluft.

Th. Storm.

Das ist die schöne Lüneburger Ebene,
Wohin des Rufs Trompete mich von fern gelockt.

A. v. Platen.

Wenn an sonnigen Tagen der Wanderer vom Gipfel des Brockens herab das Auge über das dunkle hercynische Waldpanorama mit seinen Schluchten, Kuppen und Klippen gesättigt dahinschweifen läßt: so zieht in Norden, jenseits der Berge, eine lichte, weit aufgeschlossene Fläche seine Blicke an. Vom Glanz der Sommersonne übergoldet, fernhin in blaues Gedämmer verloren, breitet sie sich aus wie der Spiegel des Meeres. Es ist die große nordische Ebene. Sie erscheint hier nur als der Saum des gewaltigen Bildes; aber könnte man sie in ihrer ganzen Ausdehnung verfolgen, dann würde sich ein fast ununterbrochenes Flachland von mindestens vierhundert Meilen Länge aufdecken. Denn von der Westgrenze der Normandie beginnend, über Belgien, Norddeutschland, Dänemark sich ausbreitend, reicht diese Region bis zu den sibirischen Tundras hinauf.

Einst wogte hier der Ocean, aus dem nur die Höhen Mitteldeutschlands, Skandinaviens und Englands als Berginseln hervorragten, und von einzelnen Strecken wich die Flut sogar erst bei Menschengedenken zurück. Daher ist denn auch dieses Schwemmland zu einem beträchtlichen Theile mit dem Male der Unfruchtbarkeit gezeichnet. Wo nicht Flüsse den Boden tränken und befruchten, oder Laubwälder ihr feuchtes Dunkel verbreiten, da streckt sich meist dürrer, lebensunfähiger Sand oder ein verwesender, sumpfiger Moor, oft beide unmittelbar aneinander grenzend.

Doch auch hier deckt die Natur ein Gewand über die Blöße. Die große Lebensmutter verläugnet sich doch nicht ganz und hat in diese Oede ein Pflanzenleben eigenthümlichster Art gesetzt. Es sind die Heidekräuter (Ericae), welche uns hier entgegentreten, und die jenen Landstrichen den Namen der „Heiden" gegeben zu haben scheinen, wenn nicht etwa der umgekehrte Fall anzunehmen ist.

Die merkwürdige Pflanzenfamilie kündigt sich in ihrem holzig dürren, starren Charakter sogleich als Steppengewächs an, worauf auch schon das griechische ἐρείκη hinweist. Sie findet sich durch alle Vegetationsgürtel des alten Continents vom Kap bis zur Behringsinsel und ist überall dieselbe unentwickelte, in Stamm und Zweig gleichsam steckengebliebene Erscheinung. Freilich hier mehr, dort weniger. Denn während sie unter dem Feuer der afrikanischen Sonne Hunderte zum Theil baumhoher Arten zeitigt (die Kataloge zählen jetzt gegen 500), eine immer farbenprächtiger als die andere, hat der Süden Europa's kaum noch zehn Spezies aufzuweisen, bis in der kälteren Zone auch diese auf zwei niedrige Zwergsträucher zusammenschrumpfen. Aber — wunderbarer Haushalt der Natur! — gerade diese zwei Arten (Erica vulgaris und Erica tetralix), entgegengesetzt den Eriken am Kap, die dort in ihrem eigentlichen Heimatlande nie gesellig neben einander auftreten, überspinnen hier, zu Millionenmal Millionen von dem Geiste der Wildniß gesäet, ganze Landschaften mit ihrem härenen Teppich. Indem sie in fortschreitendem Zuge, ähnlich gewissen wandernden Thiergeschlechtern, jeden anderen Pflanzenwuchs feindselig unterdrücken, werden sie für unseren Norden typische Gewächse im höchsten Sinne, und sind so im Stande, uns, wenn auch nur abgeschwächte Bilder jener großen Natur-

tableaux, jener Steppen und Prairieen zu gewähren, die fern von Leben und Schicksal der Menschen, in den geheimnißvoll jungfräulichen Reiz der ersten Schöpfung gehüllt, gleichsam die Wunderinseln sind, nach denen unsere Phantasie verlangend steuert.

Einer der bekanntesten Theile dieser nordischen Heide ist die im Herzogthum Lüneburg belegene. Sie ist weithin berüchtigt; der Dichter Platen wußte in Deutschland kein öderes, poesieloseres Stück Erde aufzufinden, als dieses. Von der Elbe durchschnitten, setzt sie sich durch Holstein bis nach Skagerhorn, der Spitze Jütlands, fort und kann in zahlreichen Sandbänken selbst noch tief unter die Nordsee hinab verfolgt werden. Die Grenze derselben gegen das Culturland ist oft sehr scharf gezogen — ein Fluß bildet dann wohl die Scheide — meist aber verliert sie sich allmählich. Man schreitet aus der fruchtbaren Ebene heraus, die Wiesen werden magerer, der Boden sandig gehügelt, die Dörfer liegen weit zerstreut von dürftigem Acker umgeben, die Kiefer tritt auf und verkündigt mit Birken gemischt den Uebergang zur Heide, die schon einzelne Ausläufer entgegensendet. Endlich verschwindet die menschliche Nähe und mit ihr der betretene Pfad, und nach stundenlanger Wanderung über kahle, von Riedgras und Immortellen bewachsene Höhenzüge sieht man sich mitten in der Heide.

Ein wunderbar gemischtes Gefühl ergreift den Fremden, der sie zuerst betritt. Beklemmt steht er still, als sei er plötzlich auf einen verödeten, ausgestorbenen Planeten geworfen. Da sprießt kein Halm, da grünt kein Baum, da rankt sich keine Blume hinan: da ist nur Himmel und Heide. In der That mag man fragen, ob das noch die Erde sei, der ein Schöpferwort zugerufen, daß sie Gras hervorbringe für das Vieh und Saat zu Nutz dem Menschen, und Wein, daß er erfreue des Menschen Herz.

Allerdings weckt auch der Anblick des Meeres ein ähnliches Bangen in der Brust, und selbst starke Menschen fühlten sich davon bis zur Ohnmacht überwältigt. Aber wie erhaben und schön ist dort das ewige Kommen und Gehen der Wellen! Wie reizvoll wechselt das Spiel des Lichts und

der Wolken im Widerschein des feuchten Elements! Wie freundlich und stolz beleben die windgeschwellten Segel den unendlichen Spiegel! Da muß auch ein stumpfer Sinn sich gehoben fühlen; an die große Straße der Völker gestellt, hat noch Jedem der Odem der Freiheit und der Gottesgröße durch die Seele geweht.

Und hier? Ueberall dieselben langgestreckten, wüsten Rücken, überall dasselbe düstere Braun, dieselbe schwermüthige Stille. Alles ist mumienhaft erstorben. Auch die Vegetation, die mit unüberwindlicher Zähigkeit das Land unterworfen, gleicht fast nur einem Pflanzengespenst, das kein Wechsel der Jahreszeit lebenweckend berührt. Als sei plötzlich der Meeresgrund emporgehoben und die am Boden wurzelnden Tanggestrüppe unter dem ungewohnten Strahl der Sonne versengt: so stellt sich diese ununterbrochen von dem graubraunen Zweigwerk der Erika überzogene Fläche dar, das Bild eines verfallenen Gemüthes, das aus sich selbst alles Leben gelöscht hat. Und dennoch ist es nicht bloß dieses Gefühl der Verlassenheit und Erstorbenheit, welches uns beherrscht. Mitten in diese unheimliche Scheu mischt sich leise ein heimlicher Reiz — und dieser Reiz heißt Natur. Ja, auch diese sonnverbrannte, ausgezehrte Heide fesselt, denn sie ist doch Natur. Uns, den reichen armen Erben der Civilisation, ist sie allgemach fremd geworden; wir hören fast nur noch von ihr; denn was wir sehen ist Nichts als eine dienstbare, entmannte Erde. Pflug und Axt sind die Gleichmacher, unter deren Schneide das Dickicht der Wälder und die tausendfältige Flora der Wiesen sinken muß, damit zinsbar Feld an Feld und Dach an Dach sich reihe. Zwar heftet sich auch an den Pfad der Cultur noch ein Gefolge freiwuchernder Pflanzen, aber wer möchte sich mit der schmutzigfahlen Sippe der Melden und Chenopodien, mit dem lichtscheuen Bilsenkraut, dem giftigen Nachtschatten, dem plattgetretenen Wegerich befreunden? Kaum daß noch Kornblume, Feldrose, Radel und anderes „Unkraut", das wie eine neckende Koboldschaar hinter dem Säemann einherläuft, da und dort ein erfreuendes Farbenspiel in die gleichen Wogen der Aehre werfen darf. — Hier aber, in der offenen Heide, ist kein Kornfeld, keine Straße, kein Dorf; die Erde ist da noch frei vom Joche der Cultur. Eine einzige kleine Pflanze sperrt ihr den Weg, und zwingt sie, machtlos

ihre Waffen zu strecken. Und so ist denn wirklich die Heide ein Stück reiner, ursprünglicher Natur, und darf man auch nicht sagen die einzige, doch sicherlich die am meisten eigenthümliche Landschaft unseres Nordens, die zu Wald und Wiese die bedeutsamste Ergänzung bildet.

Der Boden der Heide ist großentheils Sand, der sich entweder in gerader Fläche hinstreckt oder schwache, lang auslaufende Hügelwellen aufwirft. Ueber das unfruchtbare Element ist eine sparsame Humusschicht gestreut, und diese genügt dem Heidekraut, um sein flachausgebreitetes, filzzähes Wurzelnetz hineinzuweben. Dies ist Erica vulgaris (Sandheide). Wird der Boden sumpfig, wie in den abflußlosen Niederungen, so tritt an ihre Stelle die Moorheide (Erica tetralix). Häufig finden sich beide gemischt, doch herrscht im Ganzen die erstere Art entschieden vor. Es ist bereits oben bemerkt worden, wie sich bei dieser Pflanze der Steppencharakter sofort in der mangelhaften Blattvegetation und in der strauchartigen Entwickelung der Stengel ausprägt: ein Charakter, der sich, nur gesteigert, in den Euphorbien und Cacteen der warmen Zone wiederfindet. Saftlos und spröde entladet der Oberstock sich in einem Uebermaß von Zweigen, die in dichtem Busch nach oben drängen und so dem Unterstock nicht Kraft genug lassen, um einestheils einen aufstrebenden Stamm zu entwickeln, oder anderntheils die zahlreichen Zweige mit grünem Blätterschmuck zu umkleiden. Dieser letztere findet sich nur in der dürftigsten Andeutung. Hart und kaum unterscheidbar schiebt sich Blättchen an Blättchen, so daß das Ganze wie ein zierlich gepreßter, feingezähnter oder geschuppter Stengel aussieht, den hier nur die Farbe verläugnet. Sie contrastirt in ihrer grünen Moosfrische sehr merkwürdig mit dem leblosen Braun der ganzen Pflanze und müßte außerordentlich belebend wirken, wenn sich nicht die Blätter unbemerkt in dem Wulst des Krautes verlören. Desto anmuthiger tritt die Fülle der Blütenglöckchen hervor, die bald lila, bald zartroth, dichte Aehren ansetzen und über die Heide jene warmen, schimmernden Abendrothtinten ausgießen. Am schönsten sind diese bei Erica tetralix, wo sie zu Trauben vereint von der Spitze zahlreicher Stengel zierlich erröthend herabnicken. Ueberhaupt ist diese Art weicher und mehr Sumpfpflanze. Daher heftet sie ihre Wurzel

nur locker in den Boden, der Seitenzweige sind wenige, Alles schießt schlanker auf. Die feingewimperten Blättchen treten wirtelförmig um den Stiel, den sie von unten bis oben besetzen, aber ihr Grün ist sumpfig-trüb und grau, so daß sie den melancholischen Ton der Landschaft besonders bedingen.

So weit das Auge reicht, decken diese Kräuter die Fläche. Stellenweise, etwa im Schatten einer Krüppelbirke, drängt sich das Gestrüpp der oft in armstarken Stämmen verkrümmten Stechpalme (Ilex aquifolium) dazwischen, deren scharfgezacktes Blatt, starr und glänzend wie Stahl, ganz zu dem harten Habitus dieser Vegetation paßt. Die heilkräftige Arnica streckt ihren Blütenstern empor, ein Stiefmütterchen duckt sich ins Moos, auch die Ginster (Genista germanica und tinctoria) zeigen sich. In unentwirrbarem Gemenge, von einer drohenden Lanzenbewaffnung rings umhüllt, richten sie ihre Ruthenbündel empor, und ihre flackerndgelbe Blüte — dieselbe, die einst Hugo Plantagenet's Helmzierde war — vermag nur wenig, die unliebliche Erscheinung zu heben. Ebenso wie sie harmonirt mit den andern Heidegestalten auch der Wachholder (Juniperus communis). Dieser verkümmerte Coniferenstrauch, unnahbar umstarrt von struppigen Nadeln, deren kaltblauer Schimmer den Eindruck des Metallischen fast bis zur Täuschung steigert, liegt meist igelartig zusammengerollt am Boden. Der Oberstock setzt in zahllosen, eigensinnig durcheinander geflochtenen Zweigen gleichsam eben so viele Füße zur Erde und stemmt sich widerspenstig jeder Gewalt entgegen. Das Ganze ist undurchdringlich geschlossen, und nimmt gern eine runde, seltsam geschorne Perrücken- oder Pilzgestalt an, als habe Flora oder ein neckischer Rübezahl die Taxusfiguren eines altfränkischen Parks copirt. Auch in dem herben Duft der Nadeln und mehr noch der reif und unreif durcheinander gemischten Beeren spricht sich die strenge Natur des Strauches aus. Erhebt dieser sich zu baumartiger Höhe, dann bildet er wohl eine Pyramide oder setzt gothische Thürmchen aneinander; immer bleiben seine Formen hart und grotesk, und nur die Schößlinge, die troddelartig spielend herabhangen, geben ihm etwas Weiches. Der Stamm ist von zäher Lebenskraft — daher auch sein Name, der so viel als der immergrüne Baum (queckolter) bedeutet — und ohne der

Rinde sehr zu bedürfen, wirft er diese leicht ab, indem er nun seine im Sturmkampf gehärteten und gleichsam zu Spiralen zusammengedrehten Holzmuskeln aufdeckt. Ohne Zweifel ist der Wachholder die bedeutendste, wenn auch nicht die herrschende Charakterpflanze der Sandheide. Um ihn her, genährt durch den verdorrten Nadelabfall, siedeln sich Vaccinien an, besonders Heidel- und Preißelbeere (Vaccinium Myrtillus und Vacc. Vitis ideae), die bekanntlich einen wichtigen Handelsartikel bilden. Ihr lederartiges, dem Buchs ähnliches Blatt legt sich in einen dichten Teppich zusammen, dessen Immergrün gemischt mit den blauen und scharlachrothen Beeren und der schämig versteckten weißlichen Blüte Auge und Fuß des Wanderers freundlich verweilen heißt.

Durchschreitet man in der Hitze eines Spätsommers die Heide, so folgt man gern diesem Winke. Unbewegt, wie eine krystallene Glocke steht das Himmelsgewölbe, die Sonnenstrahlen spinnen flimmernd über der Steppe, aus der da und dort einzelne Sandblößen — Rinnsale einer versiegten Lache — hervorstarren, indeß der Horizont sich in fahles, dunstiges Halblicht hüllt, das der wasserlose Boden und das bräunliche Roth der Blüten nur erhöht. Keine Wolke zieht durch die Luft, kein Schatten über die Erde. Umsonst horcht das Ohr nach einem anderen Laute, als dem Geschrill der Heuschrecke, das in seinem eintönigen Gezitter ganz zu der zitternden Mittagshitze stimmt und von Schritt zu Schritt den Wanderer begleitend, gleichsam das singende Sieden der Atmosphäre darstellt. Das Gefühl der Einsamkeit ergreift die Seele. Aber es ist nicht jenes erquickende der Waldeinsamkeit, in der wir immer ein leises Wehen und Weben der Schöpfung zu hören glauben, auch nicht jenes andachtvolle, mit dem wir vor den Trümmern untergegangener Größe stehen, sondern das bange, bedrückende der Leere. Schwermuth, Todesschwermuth ist der Ausdruck dieser Gefilde.

Vergebens auch beginnt Fata Morgana ihr Spiel. Ein Nebelgewebe zuckt über den Horizont, schattenhafte Bäume heben nickend ihre Wipfel, eine ganze Landschaft breitet sich aus, wie im Wellenschlage auf- und abschwankend. Aber bald zerfließt der unheimliche traumartige Zauber, und nun schießen rosenrothe Streifen vom Himmel nieder. Dampfend steigt aus all' den Myriaden Blütenkelchen ein aromatischer Odem. Wie er die

Scene, die im grellen Tageslicht dalag, als der ausgebrannte Heerd eines mächtigen vulkanischen Feuers, duftig zu verschleiern beginnt, so umfängt er auch sänftigend das Gemüth. Es sammelt sich zu ruhigerer Betrachtung und richtet sich achtsam auf das Kleinleben, welches sich, vorher unbemerkt, jetzt vor ihm entfaltet. Murmelndes Gesumm klingt heran. Es sind Bienen, die hier auf ihrer süßesten Weide zu Hunderttausenden schwärmen und die würzige Labe bereiten. Schon die Römer priesen den Heidhonig (mel ericaeum) am höchsten, und der norddeutsche „Immker", als Halbslav ein echter Bienenvater, unterläßt nicht, jährlich sein fleißiges Zwergvolk auf einige Wochen hierher zu bringen. Am Rande der Heide stehen die Körbe ganzer Dorfschaften, die „Immenzäune", unbewacht: denn die Einsamkeit selber hütet sie. So folgt die Cultur dem Wanderer auch in diese Abgeschiedenheit, und dasselbe kleine Insekt wird ihr Bote, welches jenseit des Oceans, dem rothhäutigen Indianer noch heute der Herold der Civilisation, der sichere, aber unwillkommene Ankündiger des „weißen Mannes" ist. Mit dem träumerischen Gesurr der Bienen mischt sich von Zeit zu Zeit der tiefere Laut der Hummel, die langsam vorüberdröhnt, wie ein verhallender Orgelton. Motten schwirren auf, goldschillernde Laufkäfer schießen gierig vorbei einer armen Raupe nach, ein sammtschwarzer Trauermantel sonnt sich am Boden, wählig die Flügel auf- und zuschlagend, als blinzle er verschlafen, die Eidechse schlüpft durch das Kraut, die Feldmaus lugt mit schwarzen Augen hervor, während dort die Erdspinne auf einen Fang lauert und verwundert die Ameisenpatrouille passiren läßt, die, scheint es, ihre neue Ansiedlung vor dem Ueberfall eines feindlichen Stammes zu hüten hat. Ueberall raschelt's und wimmelt's in der unendlichen Pflanzendecke. Hundert wundersame Würmchen ohne Namen umkrabbeln, umkriechen, umwühlen das staunende Menschenkind und freuen sich in stiller Lust der Blütenwildniß. Und wahrlich, sie ist schön! Das todtgraue Kraut hat sich in einen Garten verwandelt, und beschämt und mit steigender Theilnahme betrachtet jetzt das Auge, das sonst nur ungeduldig in die Ferne schweifte, die Fülle des reizenden Tandes umher. Wer könnte die Zier und Mannigfaltigkeit dieser Blüten und Knospen schildern? „Dort hängen sie wie die reinsten Perlen an den schlanken, schwanken Stiel gereiht, hier wiegen sie sich wie Korallen-

kügelchen an einem hellgrünen Seidenfädchen; diese ist ein Miniaturbild der Hagrose, jene weiße gleicht einer Beere; hier zittert ein Alabasterglöckchen, das dieser kleinen Welt vielleicht zur Hora läutet, dort dreht sich ein Atlaspantöffelchen in der sonnengetränkten Luft, und da schwankt ein weiß und roth gefärbtes Fläschchen, diese Blüte gleicht einem Turban, und jene hat ganz die Farbe und die Form eines silbernen Trompetchens." Ist es nicht, als sei ein Elfenhaushalt aufgethan? Würde man sich wundern, wenn die kleinen Unterirdischen, die zauberischen Sommergeister, aus ihren Schlupfwinkeln herbeikämen, mit diesen Turbanen und Perlen sich schmückten, aus diesen Fläschchen Honig schlürften, auf diesen Trompetchen musizirten? Nicht minder anziehend ist die Blättergestalt dieser Zwergbäumchen; mit dem dunklen Haar der Fichte und der Pechtanne wechselt das blaßgrüne Blatt der Weide und der Olive, der Schmuck der Tamariske und der Ceder. Und nun vergesse man doch ja nicht, daß dieses Blumenleben in eine Zeit reicht, wo auf der Wiese eben nur noch ein Weidenröschen, ein Augentrost, eine Skabiose blüht und im Garten Dahlie und Aster verschüchtert herabschauen auf die sterbenden Sommerfarben.

Ein heiserer Schrei hoch aus den Wolken zerreißt mit einem Male diese Bilder. Wir blicken auf. Ein Adler schwimmt einsam in majestätischen Kreisen über unsere Häupter dahin, bis er jetzt mit ausgebreiteten Flügeln im Blau steht, „bewegungslos bewegt, wie der verkörperte Luftgeist selber." Welche unsichtbare Hand hält ihn in der schwindelnden Höhe? Und auf welche Beute späht sein Auge? Ist es ein versprengter Damhirsch, ist es Reineke oder Lampe, sein bethörter Freund, der hier — bei Hüsterloh und Krekelborn — ein zahlreiches starkes Geschlecht zeugt? Doch es bleibt nicht Zeit zu sinnen, denn schon neigt sich mählich die Sonne herab. Ein leichter Hauch hat den Himmel umflort, dessen milchichtes Blau nun jenen blassen Ton zeigt, der über den Tagen des Spätsommers so sehnsuchtsvoll liegt. Dann und wann sinkt müde eine Wolke dem Horizonte zu, in die fernen, dunklen Waldleisten hinein, und wo vorher der trübschwüle Dunst des Mittags kochte, ziehen jetzt langgeschwungene, verwaschene Streifen dahin. Matter schimmert der Tag, aber noch wirft er sein vollstes Licht in die zahllos ausgespannten Fäden der Wanderspinne zu unseren Füßen. Seltsames

Gewebe, Braut- und Wittwenschleier der Natur zugleich! In den Spiegel eines Sees hat es die Fläche umher verwandelt, und darüberhin flicht der Sonnenstrahl den silbern zitternden Steg. Wir folgen der Lichtspur, hügelan, thalab, an mancher einsamen Föhre, an manchem flüsternden Birkenstrauch vorüber, indeß die Heidelerche ihr liederfrohes Herz über uns austönt und uns immer tiefer in sanfte Wehmuth wiegt.

Da hebt sich eine kahle, lange Linie empor: ein Damm zum Schutz irgend eines Wassers. Wasser, Wasser in dieser Dürre! Ein murmelnder Bach, ein kühler Trank, ein frischer Rasen: welch' lockendes Bild! Aber das Bett ist leer. Lautlos kriecht ein dünner Schlammfaden darin fort, dessen schwefeliges Salz jede Labung versagt. Statt des grünen Ufers wüstes Geröll, meist Feuersteine in ihrer weißen Kalkschale, dazwischen ein Echinit, ein Donnerkeil oder ein anderes seltenes Spielzeug Neptuns.

Wie der Damm allmählich sich senkt, ändert die Landschaft sich zusehends. Ein dunkler, feuchter, vom starken Eisengehalt hie und da braunroth gefärbter Boden verkündet das Moor. Noch erinnert dieser Name an das Meer, und in der That bildet das Wasser einen Hauptbestandtheil und den eigentlichen nährenden Schoß dieser Erdform. Modernde Reste von Sumpfpflanzen, durchschossen mit verwitterten Stämmen, den Trümmern eines längstbegrabenen Waldwuchses, zähes Moos, das aus dem Untergange immer neu hervortreibt und manchmal Schichten von zehn Fuß und mehr bildet, haben sich hier zu einem dunklen Gemenge, gleichsam zu einem großen, wasserhaltigen Schwamme zusammengelegt. Das ist der Torf, getrocknet das Brennmaterial des Landes, und zwar schon seit Plinius' Zeiten, der von den Bewohnern dieser Gegenden sagt, daß sie „Erde brennen." Vorsichtig schreiten wir weiter, denn immer tiefer sinkt der Fuß in den elastischen Grund, und bald taucht nur Hügel an Hügel auf, die man springend erreichen muß, will man nicht in den Sumpf gleiten, der in tausend schwarzen, gährenden Adern durch das Moor schleicht. Dürre Binsensperre, ein hartes, unbewegtes Riedgras mit weißer Wollflocke sonderbar behängt, ein blätterloses Moos, zuweilen einmal der duftige Strauch der Rosmarinweide (Salix rosmarinifolia) bilden die Decke dieses Chaos, als sei hier das Leben im Hauche nasser Kälte erstarrt, während

es auf der Sandheide der Glut einer unverhüllten Sonne erlegen schien. Es ist grauenhafte Oede, die dich umgiebt, nur belebt von dem dunklen Gefieder und den eintönigen Rufen der Wasservögel. Mit dem seltsam dumpfen Getöse der Rohrdommel und dem klagenden Laut des Regenpfeifers mischt sich das Schnarren des Wachtelkönigs, das Schrillen der Schnepfe und das bange Gekreisch des Kibitzes, der ruhelos wie ein gebannter Geist seine Veste umirrt. Tiefer hinein liegen ebene, fahlschimmernde Strecken. Der Unkundige hält sie leicht für festes Land, aber es sind Schlamminseln von unergründlicher Tiefe, durch die nur wenige gefahrlose Furten leiten. „Bebemoor“ nennt sie der Heidbauer. Ein Tritt des Fußes läßt die Fläche weithin erzittern, aber wehe dir, wenn du nicht schnell dich wendest! Du sinkst langsam, doch rettungslos, und stumm schließt sich über deinem ungehört verhallenden Todesschrei der schwarze Abgrund. Nur Vögel haben hier sichere Zuflucht, und selbst der Fuchs vermeidet vorsichtig den gefürchteten Bruch, über den seine leichten Sohlen ihn nicht mehr hinwegtragen. Zuweilen sammelt sich der Sumpf in schwarze, schweigende Wasserbecken, aus denen das Antlitz der Sonne leichenhaft hervorschaut, als klage es ein Verbrechen. Dort spreizt sich in ekler Ueppigkeit der Schierling und auf dem breiten Geblätter der Nymphäen lagern im Mondschein Unholde und Nixen. Naht ihnen der Wanderer, so schlingen sie um ihn den grausigen Reigen, winken und rufen dem entsetzt Fliehenden und ruhen nicht, bis sie ihr Opfer erreicht, oder der dämmernde Strahl des Morgens sie in ihr dunkles Reich zurücktreibt.

Wir wenden uns scheu und athmen erst wieder freier, nachdem wir die Höhe erstiegen haben. Und siehe da! in der Ferne kräuselt sich luftig — wir täuschen uns nicht — eine blaue Rauchsäule hinan. Es ist ein überraschender, fast heimischtrauter Anblick, wie der zarte Duft leise in den blauen Aether verrinnt, und hier — in der einsamen Heide — mag man sich wohl in die Seele des göttlichen Dulders Odysseus hineinfühlen, wenn er im Bann der Fremde sich sehnt, nur einmal den Rauch von seiner väterlichen Insel emporsteigen zu sehen. Aber was deutet dieses Zeichen uns? Ist es ein gastlicher Heerd? oder nur ein still verglimmender Erdbrand? Das Geläut einer Blechglocke, das eintönig und dennoch nicht unmelodisch

daher klingt, löst den Zweifel. Wir sind einer Heidschnuckenheerde nahe. „Un peuple sauvage, nommé Heidsnuks!“ hatte jener Franzose an seine Regierung berichtet, als man ihm gesagt, in dieser Gegend lebten nur Heidschnucken. Er hatte vielleicht an Heiducken gedacht und jenen auch vielen Deutschen unbekannten Provinzialnamen der nordischen Steppenschafe so in komischer Weise mißverstanden. Nun, da ist es denn, das wilde Volk der Vließträger! Und allerdings hat dieser „Negerstamm unter den Schafen“, klein, schwarz an Kopf und Füßen, eine gewisse kecke Behendigkeit vor dem trägblökenden, fettschwänzigen Zuchtschafe voraus; sein frisches Auge, seine emporschnellenden, possirlichen Sprünge erinnern, um nicht zu sagen an das Reh, doch an die Ziege, wie denn auch seine Wolle ziegenartig straff ist, so daß sie einst ein Leipziger Kaufherr für Hundshaar erklärte. In munteren Gruppen bewegen sie sich um den „Master“, den Hüter der Heerde.

Diese Schäfer bilden fast die einzige menschliche Staffage der Heide, und es läßt sich nicht läugnen, daß das einsiedlerische Nomadenleben derselben, welches sie, wenn auch in engem Kreise, wandernd von Weide zu Weide führt, gleichsam außer der nüchternen Ordnung des übrigen Lebens sich bewegt und in vollem Einklange steht mit der einsamen Poesie dieser Natur. Aber freilich der „Master“ ist kein schwarzbärtiger Juhaß, der die Bunda malerisch über die Schultern geworfen, stolz wie ein Pußtenkönig auf seinem Stabe lehnt; er ist kein Campagnole, der den Spitzhut tief ins Bronzegesicht gedrückt mit feurigen Augen den unbegrenzten Horizont beschaut. Er gleicht ihnen so wenig, als die deutsche Heide den Heiden Ungarns oder der ruinenbedeckten Wahlstatt der alten Roma gleicht. Der Campagnole schwingt in der sehnigen Faust die Lanze, aus dem Gürtel des Juhaß blitzt der Dolch, und den Gascognerhirten, wenn er auf hohen Stelzen die Sümpfe der „Landes“ durchsetzt, begleitet allenthalben die sichertreffende Flinte. Dieser romanisch-ritterliche Schein, der auch wohl etwas vom Räuber haben mag, fehlt dem Heideschäfer ganz und gar. In den weißwollenen, innen roth ausgekleideten Mantelrock gehüllt, mit den blauen Augen ins Weite starrend, sitzt er auf einem Baumstumpf und — strickt. Vielleicht flicht er auch einen Korb, oder er schnitzt einen Löffel, einen

Holzschuh oder ein anderes Stück seines einfach-rohen Hausraths. „Er wendet sein rothwangiges, eben nicht reines Gesicht auf Dich; aber er öffnet den Mund nicht, um Dir zu sagen, daß er Dein Hochdeutsch nicht versteht. Sprechen ist eine Kunst, die er so selten übt, daß er vor einem Fremden die Anstrengung nicht machen will." Dennoch ist er nicht ungastlich, und müht sein schwerer, rother Finger sich auch jetzt mit der Nadel, so erprobt er doch zuweilen die Faust im harten Strauß. Der Adler schwebt über seiner Heerde, stürzt herab und packt ein Stück; der Wolf, aus den polnischen Wäldern verschlagen, bricht in die Hürden und mordet die hülflosen Thiere zu zehn und mehr. In solchem Falle gilt es dann freilich auch ein Beil, ein Schlachtmesser, gelegentlich ein Feuergewehr zu gebrauchen und im Kampfgemenge etwas zu wagen.

Der Schäfer weist uns mehr mit Gebärden als mit Worten die Richtung, die wir einschlagen müssen, um auf die große Heidstraße zu gelangen. Sie führt nach Hamburg. Heut' zu Tage wird sie allerdings nur wenig betreten, wo der eiserne Schienenweg seinen Ring um die Heide geschlagen hat, und mit Blitzesschnelle den Reisenden seinem Ziele zuträgt. Wie eine Geisterkaravane donnert der Zug am Rande der Einöde vorüber und läßt seine Dampfwirbel in wunderbaren Gebilden auf der braunen Fläche verflattern, während der Heidbauer staunenden Blicks das fabelhafte Roß verfolgt, dessen Schnaufen noch weithin durch die stille Luft klingt. Die alte Hansastraße ist bald erreicht. Aber was für eine Straße ist das? Hundert Gleise neben einander, in allen Richtungen zersplitternd, als habe jedes einzelne Gefährt seine irren Furchen zurückgelassen. Man überläßt sich wahllos dem Zufall, denn all' diese Spuren führen zum Ziel. Nur behalte man achtsam die hohen graubemoosten Signalstangen im Auge, die, von Zeit zu Zeit auftauchend, die Wegweiser ersetzen. Davoust hat sie einschlagen lassen, als er — mich dünkt im Jahre 1813 — eine der französischen Heersäulen durch die Heide führte.

Seitab in einer Senkung verloren, liegt die Hütte eines Torfgräbers. In ihrem spitzigen Rohrdach, das wie eine finsterbuschige Augenbraue tief herabhängt über das niedrige Fenster und die niedrige Thür, gleicht sie

fast einem jener indianischen Grabmäler Nordamerikas. Daneben zieht sich ein Feldstreifen hin; aber die hungernden, nothreifen Halme thun dem Auge nicht wohl. Es ist ein karges Stück Brot bei viel Arbeit und Schweiß, und nur der Buchweizen, ein aus lauter Gelenken aneinandergesetztes, niedriges Kraut, gedeihet und liefert dem Heidbauer in seinen Körnern ein Hauptnahrungsmittel und den Bienen in der weißröthlichen Blüte eine reiche Weide.

Inzwischen ist die Sonne hinabgesunken. Halbverhüllt in Wolken, die wie Rauch um ein Opferfeuer ziehen, steht sie am Horizont, und wirft flackernde Strahlen über die Landschaft. Immer weiter wachsen sie hinaus, immer röther brennt der Abend, immer tiefer wird über uns das Blau. Nun fachert im West nur noch eine dunkle Flamme und wirft einen langen, glühenden Blick zu uns her, und nun ist auch diese verloschen; aber die Brandstreifen schlagen purpurn zum Himmel auf. Das Schauspiel, welches in solchen Augenblicken die Heide bietet, ist großartig. Die feurigen Fernlinien, auf denen dort ein Tannicht seine düstern Kandelaber emporstreckt oder ein einsamer Zugbrunnen den Arm wie drohend in die Luft hebt, der trübaufleuchtende Spiegel eines Moorkolks, die schwarzen Erdmassen, in welchen hundert Elemente gestaltend zu gähren scheinen, die abenteuerlichen Wolkenformen, die Drachen und Ungethüme, die sich jetzt im Ost heraufwälzen, dazu aus der Höhe der schmetternde Trompetenton eines Kranichzuges: das Alles tritt zu einer grandiosen, magischen Wirkung zusammen. Es ist, als wandle die Riesin Sage in wallendem Königsmantel, in der Hand das funkelnde Schwert, auf dem Haupt die blitzende Krone, über die Heide und rühre die Gräber an und wecke die schlafenden Hünen, daß sie aufstehen und das Nebelroß besteigen und zu Speer und Streitaxt greifen. Aber freilich hier haben sich keine Heldengeschlechter gebettet. Der romantische Zauberduft der schottischen Heiden weht nicht über dieser Ebene. Selbst jene großen Steinringe — jene Dingstätten und Mäler der alten Stammhäuptlinge — die den ganzen Norden bedecken, zeigen sich hier nur stellenweise, und die Schlachtfelder, auf denen in grauer Zeit Sachsen, Wenden, Friesen und Jüten zusammentrafen und bis zur Vernichtung kämpften, muß man weiter hinauf, auf dem schleswig-holsteinischen

Landrücken suchen. Unsere Heide ist ein leeres Blatt in dem blutigen Codex der Geschichte.

Immer dämonischer gestaltet sich's umher. Während das letzte Abendroth in der Dämmerung stirbt, stiehlt sich fahl und scheu der Mond herauf und zieht die Nebel aus der Moortiefe. Nun verfließt Luft und Erde zu einem grauen, todten Schein, in den der Schatten des Wanderers sich wie ein gigantisches, ungeheuerlich schreitendes Gespenst hineinzeichnet. Alles wächst ins Schranken- und Formlose, die langen Flächen liegen wüst und weit wie die Gefilde des Hades, und die Nebel ziehen in schweren, grotesken Geschwadern schemengleich auf und ab. So wird man sich die Scene denken müssen, in welcher Shakespeare die Hexen über Macbeth den Schicksalsspruch rufen läßt; auf einer solchen Heide hütet Fafnir seinen Schatz.

Aber jetzt blitzt ein Licht auf, und ehe wir's denken, stehen wir vor einem Hause, das zottige Hunde wachsam umkreisen. Wir sind „in Konstantinopel." Denn dies ist der sonderbare, aber doch nicht witzlose Name des einsam, mitten in der Heide belegenen Wirthshauses oder „Kruges." Ein paar stämmige, verknorrte Eichen, ein Quell, eine Handvoll fruchtbarer Erde und die Ansiedlung war da. Das Gebäude streckt sich lang und niedrig hin, denn es ist ein echtes Bauernhaus: ein steil aufgestaffeltes Strohdach ohne Schornstein, auf der First noch ein fußhoher Kamm von Heidekraut, darüber ein zerfetztes Storchnest zutraulich herabgrüßend, während aus dem Giebel das uralte Sachsensymbol, der holzgeschnitzte Pferdekopf, bedeutungsvoll herausschaut. Wir treten ein, von neugierig starrenden Augen gefaßt. Statt der Lampe „schwält" ein Kienspan, und das braungebeizte Holzwerk der Stube nimmt sich eben nicht freundlich aus; aber das Gemach ist luftig, die Dielen mit weißem Sande bestreut, die Wände sauber gefegt. Der Eindruck der Reinlichkeit hat immer etwas Wohlthuendes, und hier wirkt er sogar überraschend. Man fühlt sich heimisch, das einfache Mahl — Ziegenmilch, Brot und Honig — wird gern geboten und schwelgend genossen, und bald nimmt den Müden das Strohlager auf. Er sinkt, vom monotonen Ticken der Holzuhr eingewiegt, in tiefen Schlaf und träumt von räuberischen Czikosen, von braunen Zigeunern, die das

Feuer schüren und das Cymbel schlagen, oder von dem einsamen Blockhause der Savannen, bis der Morgen ihn zu neuer Wanderung weckt.

Das ist die Binnenheide. Sie mag dem Ackerbau wahrscheinlich für immer entzogen sein. Aber dem Rande zu, wo kein Sand den befruchtenden Regen hindurchläßt, und ein Flüßchen sich nährt, da winkt manche Oase, und Buche und Eiche gruppen sich auf grünem Rasen und überdecken das freundliche Gehöft eines behäbigen Edelbauern, der dann freilich Heidebilder in hellerem Colorit zu zeichnen weiß.

III.

Der Nadelwald.

Natur! hier fühl' ich deine Hand
Und athme deinen Hauch,
Beklemmend dringt und doch bekannt
Dein Herz in meines auch.

Fr. Schlegel.

In großem Maßstabe wiederholt die Ueberkleidung des Erdreichs durch geselliges Gras und Kraut der Wald. Massenhaft bedeckt er den Boden, von Wurzel zu Wipfel tausend Adern schwellend. Er sammelt zahllose Pflanzengeschlechter um sich her, birgt und erhält zahllose Thiere, und die Wolken des Himmels und die Quellen der Tiefe nähren sich aus seinem Schoße. So umschließt er eine ganze Welt. Die Natur, in der wir sonst fast überall der Arbeit des Menschen begegnen, ist hier mehr als irgendwo noch mit sich allein, und indem sie ihre Stille und alle die verborgenen Wunder öffnet, versinkt hinter uns das gewohnte Dasein mit seinen Kämpfen und Wirren.

Der Wald wirkt daher ganz anders als Heide und Wiese. Könnte man jene elegisch, diese naiv nennen, so würde er romantisch heißen dürfen.

Denn der Wald hat ein Mysterium. In ungestörter Ursprünglichkeit schafft und webt die Erdenkraft; blühendes und welkendes Leben, Licht und Dunkel, die kühnsten und die weichsten Gestalten mischen sich labyrinthisch, ein unsichtbares Sausen und Flüstern zieht durch die stillbewegte Wildniß,

der klare, herrschensgewohnte Sinn des Auges fühlt sich überwältigt in der verworrendrängenden Fülle, das Ohr wird von den leisen schwebenden Stimmen wie in einen Traum gesungen, und hundert Fäden spinnen geheim um's Herz. Alles vereinigt sich zu einem einzigen großen und ahnungsvollen Gesamteindrucke. Wie wenig Anderes in der Natur regt er die Phantasie auf. Aber der Zauber des Waldes ist ein heilender; aus seinem Liede hört der Dichter den Gesang der Himmel, und aus seinem Odem weht Frieden in die Seele.

Hier quillt die träumerische,
Urjugendliche Frische,
In ahnungsvoller Hülle
Die ganze Lebensfülle;

Es rauschet wie ein Träumen
Von Liedern in den Bäumen,
Und mit den Wellen ziehen
Verhüllte Melodieen.

(Lenau.)

Allein wer so den Wald preist, pflegt dabei vorzugsweise nur an den grünen, fröhlichen Hag zu denken, wo zwischen Eichen- und Buchenstämmen die Birke sich schaukelt, wo unter Hasel- und Brombeergesträuch Maiblume und Waldmeister duften, die Anemone weiße Sterne säet, und im Grase eine Sylvie ihr heimliches Nestchen baut.

Und allerdings zeigt nur das Laubholz die volle Schönheit des Waldes. Der Nadelwald ist ihm gegenüber arm und reizlos, und ungastlich schließt er das Thor, während jener mit tausend offenen Armen winkt. — Sein höchster Mangel ist der des Laubes. Zwar fehlt es auch ihm nicht ganz; aber aus dem lieblichen Schmuck ist beinahe eine Waffe geworden, denn streng alles Leben in sich zurückziehend umkleidet sich dieses Baumgeschlecht mit einem Gürtel dunkler, starrer Spitzen. Wer erkennt in den grätenartigen Nadeln noch das Blatt? Sind das jene immer bewegten, immer flüsternden Zungen des Waldes? jene grünen, zierlichen Fächer, in deren durchsichtigem Gewebe die Lichter buhlend spielen? jene luftigen Flügel,

die im Frühling unsere Seele so freudig mit in den Himmel hoben, und die im Herbst so matt herabfallen und auch uns zurufen: Hinab! hinab!? Ein welkes Blatt, langsam und lautlos niederzitternd zu tausend lautlos dahingesunkenen, stillgebetteten Blättern, vom mitleidigen Strahl leise und doch vergebens umspielt — o wie rührt dieser Anblick immer von Neuem das Gemüth! Im Nadelwald tritt er uns nicht entgegen, und wie wir da das Sterben der Natur nicht sehen, so sehen wir da auch nicht ihre verjüngte Lenzgestalt. Es scheint, als sei die Nadel ohne Empfindung des Lichtes und des Lebens. Der Frühling, der Winter geht an ihr vorüber, und wenn sie nach Jahren, ja nach einem Jahrzehnt vom Baume bricht, sprangen längst unzählige andere hervor.

Ebenso dürftig-einfach als der Blattwuchs ist auch die Zweig- und Stammbildung und selbst die Umgebung der Bäume. Im Schwarzwalde darf man nicht die wechselvollen Gestalten und Trachten des Laubholzes suchen. Einförmig steigt die gerade Linie der Stämme empor, in regelmäßigem Winkel ein Stockwerk von Zweigen auf das andere setzend. Der ganze Umriß des Waldes ist scharf, wandartigstarr und dicht, die lockeren Linien der Laubbäume fehlen durchaus. Kein duftiges Geisblatt, kein flatternder Hopfen schlingt seine Windungen um den ehrwürdigen Trotz alterszerrissener Stämme; keinen lustigen Busch, keinen blühenden Dorn dulden die düsterschattenden Gänge; spärlich unterbrechen Blumen den Moosteppich, und auch das Lied der Vögel klingt einsam durch die Stille. Nur das weichere Abendlicht scheint zu diesen Bäumen zu stimmen; das thaufrische, heiterkräftige Bild eines Morgens im Walde gibt ein Tannicht verhältnißmäßig am wenigsten.

Aber was dem Nadelwalde in dieser Weise abgeht, ersetzt sich in anderer, und Niemand wird den dunkeln Forsten des Harzes oder des Erzgebirges charakteristische Schönheit absprechen wollen. Schon daß sie allein fortgrünen mitten in der weißen Nacht des Winters, ist ein Vorzug, welcher viele Mängel aufwiegt und diese Wälder dem Menschen gleichsam näher ans Herz pflanzt. Am wenigsten schön ist der Kieferwald (Föhre, Pinus silvestris). Ueber sandige Ebenen hinziehend, mit einer trübstaubigen, schwülen Atmosphäre erfüllt, ermüdet sein ödes Einerlei, das doch entschieden an die Unwirthlichkeit

der Heiden erinnert. Die monotone Linie des Bodens läßt die Monotonie der Pflanzenform in ihrer ganzen Armuth hervortreten. Nur am Rande, wo Wind und Sturm die Flanken des Waldes fassen, heben sich aus der Masse einzelne malerische und oft bizarr verknorrte Bäume ab. Wir verlassen sie, und nachdem uns Ahorn und Buche ein munteres Geleit hinauf gegeben haben zu den Hügeln und Bergen, empfängt uns oben, auf freieren Gipfeln, die ernste Pracht der Tanne (Weißtanne, Abies pectinata) und Fichte (Rothtanne, Abies excelsa, Picea vulgaris).

Mit diesen Bäumen deckt sich der Rücken unserer Gebirge, und hierher gehören die grünen stolzen Thürme. In der Fläche würde auch der Tannenwald nicht viel wirken. Auf den Stuhl der Wolken, wo aus granitnen Pforten die Wildwasser brechen, stellen sich die Mauerstürmer und pflanzen siegendes Leben. — Ein kleines geflügeltes Samenkorn treibt aufwärts mit den Frühlingslüften, endlich fällt es müde in die Mooshülle der Felsen. In der warmen Feuchte keimt es, streckt suchend die Wurzelfinger umher, klammert sich an den geöffneten Spalt und saugt die Nahrung einer Erdkrume. Je tiefer, je dreister steigt es hinab. Thau und Nebel und Licht kommen dem Flüchtlinge zu Hülfe, der Sprühregen des Gebirgs wird seine Amme: so wächst er muthig und schlank hinan. Aber der Geist der Berge hat ihn gezeichnet. Dichter zieht er um sich den Nadelmantel, schwerer senken sich die Zweige, es ist über ihn gekommen wie ein dunkles Geheimniß. So steht auf ihrem Throne die Tanne, die Fichte, als fühle sie ein Sehnen dort unten nach dem Rauschen der Haine, als horche sie vergebens in die Wolkenöde hinauf nach dem uraltgoldenen Märchen vom Frühling und seinen Blumen und Nachtigallen.

Und zu Millionen drängen sie sich über die Höhen, hinab zu den Schluchten und wieder hinan, reihenweis übereinander emporsteigend: ein einziges, in immer gewaltigeren Bogen hinausgreifendes Waldmeer, dessen Wellen plötzlich erstarrten. Denn so dicht und fest stehen die Wipfel zu den Füßen des Wanderers, als könne er über sie hinschreiten, bis wo dort die Bergketten zu Thal ziehen und ferne flimmernd die Ebene sich dehnt. Nur Eine Farbe sieht das Auge, aber in welchen unendlichen Abstufungen und in welcher unendlichen Ruhe! Vom Schwarz beschatteter Klüfte, durch

Lichtgrün sonnebeschienener Höhen geht es fort in dunstendes Grau, in schieferiges Blau und schwimmt immer weiter, immer zarter hinaus bis zum duftigsten Gedämmer des Horizonts. Da und dort wallt die langsame Dampfsäule eines Meilers oder die wirbelnde eines Hochofens, wie Eilande leuchten die Bergwiesen, während die nackten Giebel der Felsen abenteuerlich-wild hinunterblicken. Draußen aber über die Ferne gleiten Wolkenschatten breit und verdunkelnd und dann wieder helle Felder aufdeckend, eine Flußlinie blitzt auf, eine Ruine, ein Thurm hebt die graue Spitze aus dem Schimmer. Das Alles liegt weit und verschollen hinaus. In diese Einsamkeit dringt Nichts von dorther, und man denkt an Uhland's Wort:

Wir sehn in die weiten Lande
Und werden doch nicht gesehn.

Der heiße Sonnendunst lagert sich dichter. Die Waldnacht winkt. Da stellt sich Säule an Säule zu endlos dämmernden Hallen. Die Stille eines Münsters zieht durch sie hin, schwermüthig-einsam, feierlich-düster, und das Auge blickt staunend und fragend die Pfeiler hinan, deren schwarze Zweige wie Trauerfahnen herabhangen. Nur unter Tannen und Fichten brütet die Sphinx des Waldes. Mit bannender Gewalt tritt das alte Naturräthsel den Menschen an. Das Ahnen und Sehnen der Creatur ergreift seine Seele. In der That, wenn Etwas in der Pflanzenwelt an die große Verwandlung und Erlösung zum Leben mahnt, welcher alles Geschaffene entgegenringt, so ist es das ragende Dunkel, die schauernde Stille dieser Wälder. Die Wasser rauschen von den Hügeln in alle Lande, das Ewige zu suchen; das Feuer richtet sich geraden Zuges zum Himmel hinauf, es zu finden: so gleicherweise thürmt das Gebirge das Gedräng seiner Gipfel empor, und darüber hinaus schauen die Waldhäupter, die Warten der harrenden Erde. Und wie das Gemüth in gläubigem Sinne die Hieroglyphe der Natur sich deutet, so erzählen auch dem betrachtenden Forscher diese Baumgestalten von den erschütternden Wandlungen des Erdlebens. Sie führen ihn zurück in jene unvordenklichen Zeiten, da die Veste noch unbetreten von dem Fuße des Menschen, unfähig höhere Formen zu entwickeln, sich in das Gewand nadeltragender Wälder hüllte, da ungeheure

Wasserstürze die finstern Waldinseln unter Trümmern begruben und in langem Wechsel aus der Zerstörung neues Leben wuchs, um von Neuem unterzugehen. Jene Lager der Steinkohle, welche unserem Gewerbfleiße unerschöpfliche Schätze geöffnet haben, sind ja nichts Anderes, als die Riesengräber untergegangener Nadel- und Farrnvegetationen, und Jahrtausende haben an ihnen gebaut. Daher blickt uns denn wirklich von diesen Bäumen statt des jugendfrischen Antlitzes der Gegenwart ein altergraues der Vorzeit entgegen, und jene Waldpatriarchen im grotesk-ehrwürdigen Schmuck ellenlanger Flechtenbärte (Usnea) scheinen wie Häuptlinge, die ihre schwarzen verfolgten Völker sammelten, um hier oben, in der Wildniß der Berge, eine Zuflucht zu suchen. Und freilich, Cultur und Barbarei, beide haben seit Jahrhunderten unermessene Waldstrecken niedergeworfen. Deutschland, Frankreich, Spanien waren nach den Zeugnissen der alten Römer von großartigen Waldungen bedeckt; selbst über viele jener steppenähnlichen Heiden schattete vormals prangender Baumwuchs. Und der edelste dieser Bäume, die „duftgesalbte" Ceder, durch deren Schatten einst Israels fromme Harfe klang — wer wüßte nicht, daß sie längst aufgehört hat, der Stolz Libanons zu sein, und schon fast selber zu einer heiligen Sage geworden ist?

Doch die Phantasie sucht nach anderen, erfreuenderen Bildern. Sie durchbricht die melancholische Verschlossenheit umher und findet auch hier überall Leben und Wechsel. Das Auge unterscheidet den frischgrünen Schimmer junger Nadeltriebe von dem satten Dunkel der älteren, den strafferen Wuchs der Tanne, mit gehaltenem, derben Geäst und keck aufgerichteten Zapfen von dem weicheren des Schwesterbaums und dem dichten Behang seiner Zweige und Früchte. Jene baut hohe Kuppeln, diese gipfelt sich zu Pyramiden. Dazwischen tritt wie verschüchtert mit den lockerzerflirrenden Nadeln die Lärche (Pinus larix), und über all' den Bogen und Spitzen haucht der Odem des schlafenden Waldgeistes. Langsam und ruhig sausen die Nadeln, zuweilen lauter aufwallend und dann wieder sachte ausschwingend, als verrinne droben der Strom der Lüfte. Es liegt etwas wunderbar Stillendes in diesem Getön; alle Leidenschaft löscht aus, alle Hast des Strebens ist beruhigt. Und würziger Duft quillt nieder. Voll

und warm schwellt er die aufathmende Brust, und wie ein längst vergessenes, plötzlich uns entgegenklingendes Jugendlied mit einem Male die alten lieben Bilder weckt, so zieht mit diesem stillen Duft, der um die Christnachtfreuden der Kindheit wehte, wonniges Erinnern in die Seele.

Aber auch zu unsern Füßen sproßt und regt sich Leben in Fülle. Dann und wann steckt ein Trupp von Pilzen die Köpfe hervor. Glatte, giftrothe Fliegenschwämme (Agaricus muscarius) stellen sich prunkend um den alten Ziegenbart (Clavaria crispa), dessen wunderlich wirres Haupt mit herabgefallenen Nadeln bedeckt ist, oder ein anderer dieses „Dämmergeschlechts" breitet seinen mückenumsummten Teller aus. Hier zwischen Steintrümmern und Platten wuchert dichtes, zähes Gebüsch der Preißel- und Heidelbeere (Vaccinium Myrtillus, V. Vitis idaea). Fußhoch steht es, und tropfengleich blicken daran die zarten Blüten; auch die fremdgestaltige Moorbeere (Oxycoccus) zeigt sich mit feinem, frischen Myrtenblatt, die Zierde jedes Brockenstraußes, und dazu gesellen sich tausendfüßige, tausendfingrige Flechten und Moose. Ueber Stein und Stamm und Pfad ziehen sie die lebenzeugende Decke. Hier sind es lange Fasern oder Fäden, da kriecht es raupenartig hin und dort streckt es Korallenzacken; bald tragen sie ein Hörnchen, eine Tasche, einen Becher und bald ein lustiges Hütchen. Unerschöpflich wechseln die Formen dieser zwerghaften Pflanzenlarven und -Masken.

In einer Sandblöße zeigen sich dem schärferen Auge Trichterchen, klein und regelmäßig, als habe der spielende Finger eines Lüftchens sie gebildet. Es sind die Festungen des Ameisenlöwen. Bis zum Kopfe im Grunde versteckt lauert das listige Insekt auf seine Beute, und sobald eine Fliege, eine Ameise an den Rand des Kraters geräth, beginnt es einen Hagel von Sandkörnchen zu speien und setzt das Bombardement so lange fort, bis das Opfer zur Tiefe sinkt und unter den Zangen des Wegelagerers sein Leben läßt. Nicht weit davon sonnt sich eine Kreuzotter. Unwillkürlich schreckt der Fuß zurück vor der widrig unheimlichen Creatur. Aber kaum hört sie den nahen Schritt, so löst sich die schillernde Spirale und gleitet raschelnd in's Heidekraut.

Wo aus verborgenen Zellen Wasser sickert, da riecht es frisch und kühl, und auf den dunkeln Sammet streut der Sauerklee (Oxalis) sein Blätterdrei. Die liebliche Pyrola (Waldmangold) stellt sich ein, nach Schneeglockenart das weiße Blumenrad neigend, der Stern des Schirmkrauts (Trientalis europaea) grüßt, Adlerfarren wiegen ihre Wedel, der Huflattich (Tussilago) entfaltet das große unbewegte Tropenblatt. Wie gern folgt man dem grünen Saume, dem unter Blöcken fortbrodelnden Wasser nach! Es führt durch trauliche Kammern und Nischen, unter eng verschränkten Bogen hin, von denen die Nadeln leise rieseln. Ueber uns hat das Eichhorn Haus und Scheuer, hackt von Baum zu Baum fliegend der Specht, gurrt die Wildtaube. Ein Reh springt erschreckt unter Epilobiumstauden in die Höhe. Seine zierlich aufschnellenden Läufe schlagen knackend zusammen, und ehe man's noch recht gesehen, ist es verschwunden.

Inzwischen hat sich am Himmel eine dunke Wolkenlast zusammengeballt, und Bergfink und Ammer, die Regenstimmen des Waldes, werden laut. Bald weht es feucht und wird tiefstill. Der Wald steht athemlos lauschend. Jetzt rollt ein Donner langsam in die Ferne hinaus. Ein Augenblick noch, dann stäubt es die langen Rücken heran, mit einem Male Alles verhüllend und verlöschend. Brausend strömt der Guß herab, aber unter dem dichten Zweigdach steht man sicher und horcht mit Lust in die Musik des Regens, in das Rauschen und Rieseln, in das Gepoch und Geklopf des Wassers allenthalben. Bald auch blickt die Sonne siegend wieder hindurch. Ueber fernen Gründen verdampft die feuchte Fülle und wandelt in Nebelgewinden um die Kuppen, dort von Neuem sich zu sammeln. Denn der Wald ist der große Wasserspeicher der Länder: ebenso gut wie in den Boden ist er auch in die Luft gepflanzt. In sie greift er hinauf, und wie der Blitzableiter den Blitz, so zieht er die Wolke zu sich hinab, fängt mit den grünen Schirmen Regen und Schnee, häuft sie in seinen Kammern, und läßt sie in Quellen und Bächen oder als Nebel und Gewölk wieder in die Ebene hinausziehen, Leben und Gedeihen zu verbreiten.

Der schwülen Spannung ist erquickende Frische gefolgt. Auf den Erdbeerblättern und den Ranken der Waldwicke schimmern Tropfen. Der



Windbrüche im Tannenwalde.

Harzgeruch zieht stärkend wie Bernsteindampf durch die Bäume, und mit ihm mischt sich das Gewürz der Beeren.

Die Bäume schreiten abwärts, breite Gassen öffnend. Gras sproßt auf, saftige Halme nicken, weißblütiges Galium (Labkraut) zieht saubere Stickereien durch's Grün, ein Grasmückchen läßt sich vernehmen. Alles weist thalhinunter. Da fällt hoch durch den Gurt der Wipfel ein Strahl, und gleich einem Sonnenflügel streift er bis tief vor uns zum Boden hinab. Lichtelfen ziehen die goldene Leiter auf und nieder; sie halten ihre Kerzen an die dunkeln Stämme, daß sie leuchten, hinter den Kanten des Granitblocks schießen sie blitzende Pfeile hervor, und wo aus dem Nadeltrum klugspitzig ein Farrnkraut schaut, zünden sie es an, und so seltsam heimlich gleißt das grüne Flämmchen, als wolle es uns zu gefeiten Schätzen winken.

Hört ihr drunten das Rauschen und Murmeln? Es ist ein rühriger Bach, der eine Bretterschneide treibt. — Wie schüttert das Brausen des Sturzes, das Schwingen der Räder, das Arbeiten der Säge so wundersam durch die grüne Stille! Saubergeschnittene Bretter liegen geschichtet, daneben Stämme übereinandergerollt; frischer Holzgeruch erfüllt Alles umher. Aber man sieht keinen Menschen, das graue Mittelding von Haus und Hütte scheint für sich selber zu schroten und wie zu irgend einem Märchen zu gehören. Man fühlt sich beengt und steigt gern aus dem Druck des Thales zur Berglehne hinauf.

Ein ganzes Purpurfeld zieht da empor: nichts als Fingerhut! Oben aber dröhnt die Axt; dort treiben die Holzschläger ihr Wesen. Sie fällen die Fichte, die Tanne, die hundertjährige Eibe. Die Scheiter werden geklaftert, große Blöcke gespalten oder gesprengt; in einer Grube knistert bei kleinem Gezweig ein Feuer. Auch die Waldwand gegenüber ist bloßgelegt. Mächtige Stämme werden im Frühjahre gehauen und ihrer gerbstoffreichen Rinde beraubt; nun liegen sie in langen Rinnen, in „Holzschurren" umher, in denen sie später den Berg hinabgeschleift werden. Wie riesige Gebeine leuchten sie herüber, wirr und starr hingeworfen: auch dies ein Bild des „langhinstreckenden" Todes. Sprechen sie schon so stumm daliegend die Phantasie an, so noch ungleich mehr in ihrem Fall und Sturze selber. Es

ist eine aufregende, fast ergreifende Scene. Zwei, drei Fuß über der Wurzel setzt die Säge ein. Sacht, aber sicher dringt sie vor, frißt immer tiefer in's Mark, und der schrille Ton wird dumpfer. Unerschüttert, unahnend ragt der Baum in die Lüfte. Um seinen Wipfel spielt noch froh das Licht und manch' bunter Flügel, er schaut noch prangend und freudestolz über Höhen und Thäler hinweg, und hinweg auch über die Menschen, die unten ihn stürzen werden. Indeß hat schon die Säge ihr Werk gethan: der Stamm ist bis zu zwei Drittheilen durchschnitten. Nun werden die Keile in den Schnitt gesetzt. Die Holzhauer greifen zur Axt, und gellend hallt die Wucht ihrer Schläge durch den erschreckten Wald. Ein Zittern geht durch den Stamm — ein Schwanken — die Krone sinkt vor den schwindelnden Blicken oben durch die Luft, erst langsam, dann schnell, und im wachsenden Uebergewicht immer jäher, bis sie brausend, krachend, splitternd durch alle die grünen „Nachbararme" hindurchschlägt. Unter dem donnernden, Alles verschlingenden Sturz bebt der Boden. Ein dunkles Echo wälzt durch die Tiefen des Gebirgs, und dann ist's still, und keine Zweigspitze rührt sich mehr.

Ist die Fichte gefällt, so quillt aus dem Stumpfe noch lange der Saft, bis endlich die Wurzel abstirbt. Aber mittlerweile deckt sich die Waldblöße allgemach mit Grün. Die Senecioarten (Kreuzkraut) mit ihren fliegenden Samen säen sich an, den Vögeln zur Lust; nach Jahren folgt ihnen die hohe Glockenstaude des Fingerhuts; erst wenn auch diese ausgelebt haben, siedelt Gras und Erdbeere und manche andere Blume sich an, und zwischen ihnen schauet ein neues Geschlecht von Baumschößlingen hervor. Acht Jahre daure dieses Zwischenreich des Kreuzkrauts und des Fingerhuts, sagen die Holzschläger.

Weiter in's Dickicht hinein sammeln ihre Buben die Fichtenzapfen. Die schöngeformte Walzenfrucht, die auch in dem knappen Gefüge ihrer Schilder noch den krystallinischen Charakter des Nadelholzes spiegelt, liegt zu Bergen gehäuft; in den harzigen Samen aber wühlen Heere von Ameisen. Hier ist das Sammeln der Zapfen eine leichte Kinderarbeit, dagegen ist sie

auf den Höhen, wo die Tanne herrscht, ungleich mühevoller. Die Früchte drängen sich bei diesen Bäumen nach oben, kerzenartig auf die Zweige tretend, und da in der Maiwärme mit den reifen Samenkörnern auch der Schuppenleib sich löst, so müssen sie im Herbst gebrochen und geschlagen werden. Das ist denn oft ein wagehalsig Stück. Doch der Zapfensucher klettert mit der Gelenkigkeit einer Katze bis in die schwindelnde Spitze, und stehen die Tannen dichter, so schnellt er wohl zuweilen, den Wipfel im festen Schluß der Kniee beugend und schwenkend — ein kecker Reiter — mit einem einzigen Satze auf die nächste Baumspitze hinüber, um sein Geschäft von Neuem zu beginnen.

Bergan, thalab führt der dunkle Pfad. Wir überschreiten wilde Klippenfelder, wo um den einsamen Horst der Falke kreist, wo der Marder lauert, im Gestrüpp die Nachtschwalbe (Ziegenmelker, Caprimulgus punctatus) schläft. Schnarrend, wie ein fliegendes Rad, fährt sie beim Schall der Tritte auf. Es ist ein großartig wüstes Trümmerbild, das uns umgiebt. Unter diesen steinernen Schwellen, tief im Geklüft, grollt der Wildbach; hierher schleudert der Blitz seine Wetterkeile, hier tobt die wilde Jagd der Winde. Verwitterte Baumruinen stehen umher, Waldgespenster, die starre Arme emporheben und uns grausig-scurril anglotzen. Der Sturm schlägt die gewaltige Fichte mitten durch, daß sie knickt wie ein Halm, und hat ein solcher Windbruch („Gotteshau" nennt ihn in frommem Sinn der Erzgebirger) einmal eine Lücke gerissen, so ist damit ein Angriffspunkt gegeben, von dem immer zerstörendere Wirkungen ausgehen.

Wie contrastirt gegen dieses Chaos die freundliche Bergwiese! In sanftgeschwungener Linie, oft muldenartig vertieft liegt sie ruhig in dem dunkeln, schroffen Tannenrahmen. Ein reizender Teppich, gegen welchen keine Wiese der Ebene kommt. Kamille, Orchis, gelb- und rother Klee, Ampfer, Vogelwicken, zahllose würzige Kräuter drängen sich aus dem saftigen Grase. Hier schwirrt der Bergfink um thauige Kelche, bunte Schmetterlinge schweben darüber hin, aber jetzt in der Dämmerung kommt das Reh zur Weide.

Denn immer tiefer dunkelt es zwischen den hohen Stämmen, und langsam zieht das Gebirge in den Abend hinein. Schon ruft auch die Baumeule über uns hin, in den Gründen beginnt's zu murmeln, am Wege die alten Fichten ächzen, Alles reckt und streckt sich phantastisch-formlos, so daß man eilender das Licht eines Gipfels sucht.

Dort glüht die Sonne aus. Wie aus Graals heiliger Schale ergießt sich segnend der purpurne Strom. In das niederbrennende Roth auf den Höhen schlagen die Glocken der Thäler, und nun verhallen auch sie, wie ein stammelnd, selig Gebet.

IV.

Der Laubwald.

— Hier lebt des Lebens welche Fülle!
Ein stummes Räthsel, das sich nie verrathen:
Die Pflanze ist sein Bild und seine Hülle,
Und allwärts grünen seine stillen Thaten.
Die Wurzel holt aus selbstgegrabnen Schachten
Das Maß des Stamms und treibt es himmelwärts,
Ein rastlos Drängen, Schaffen, Schwellen, Trachten
In allen Adern —

Lenau.

Wie der Nadelwald die Gipfel der Gebirge sucht, so tritt der Laubwald gern auf Hügel und Ebenen herab. Jeder stimmt zu der Eigenthümlichkeit seines Standortes: der düster-unbewegte Baumwuchs dort ist nicht charakteristischer als der luftig-heitre hier. Näher gerückt an die Grenze der menschlichen Wohnstätten grüßt der Laubwald im Spiel seiner schwankenden, thauigen Wipfel wie mit heimischerem Laut, und indem er mit der Mannigfaltigkeit seines Grüns das Land überkleidet und die Linie des Gesichtskreises wechselnd bricht, verleiht er der Niederung den ausdrucksvollsten landschaftlichen Schmuck. In welche Fernen er sich auch verliere, fesselt er immer den Blick und lockt den sehnenden Sinn als ein klingender, singender Garten der Wunder.

Wirklich hat die Pflanzenwelt in ihm die ganze Fülle ihrer Kräfte und Reize offenbart und ein Bild entfaltet, das je nach Milde oder Strenge des Himmels, nach Form und Fruchtbarkeit des Bodens, nach Alter und

Zusammensetzung der Vegetation sich auf das Ueberraschendste verwandelt. Wie schön, wenn im Frühling der Hauch wärmender Lüfte die starren Bäume rührt und sie nun den Schnee von der Schulter werfen wie ein drückendes Gewand und wieder frei hinaufstreben in den jugendlichen Aether! Um die Birke zieht sonniggrüner Nebel, die Buche wölbt die Kuppel, und auch um die schwarzen Zacken der Eiche schimmern golden Tausende von Knospen. Alles treibt und ringt hinauf, hinaus an's Licht. Dann wieder im Herbst. Welche unendliche Ruhe liegt da über den Wipfeln! Wie neigt sich Alles zur Rüste! Zwar steht an geschützten Stellen wohl noch ein einzelner Baum im Grün, aber drinnen die hohen Laubgänge leuchten roth und gelb, als blicke farbendämmernd das Licht durch bunte Kirchenscheiben; jedes Blatt glüht aus wie eine stille Flamme — dann fällt es — das Licht verlöscht. Und selbst der winterliche Wald übt noch seine Zauber. Oder wen hätte es nicht ahnend ergriffen, wenn er in die verödeten, beeisten Hallen hinaustrat und überall das stumme, bleiche Glänzen lag? Man glaubt in einem Mausoleum zu wandeln. Da faßt ein Windstoß alle die glitzernden Säulen und Säulchen, daß sie durcheinander klingen und klirren, ein blitzendes Splittern geht die Wände hinab, bis wieder Alles die alte Ruhe deckt.

So bietet der Laubwald immer neue und immer poetische Scenen.

Aber er ist nicht allein ein Schmuck, sondern auch ein Erhalter und Nährer der Erde. Für die Schönheit desselben mag es sogar dem Wilden nicht an Empfindung fehlen; die große kosmische Bedeutung des Waldes aber lernten erst die späten Zeiten einer Alles brandschatzenden Cultur würdigen. Erschreckt haben sie erkannt, daß die Vernichtung der Laubwälder gleichsam den Boden unter ihren Füßen aushöhle, und daß ihre Arbeit, wie sie einst mit dem Chaos begann, fortschreitend mit dem Chaos enden müsse. Denn mit den zahllosen Fächern seiner immer bewegten Zweige und Blätter erregt der Wald, einem Wehre vergleichbar, den Luftstrom zu unaufhörlichen Kreisungen; Gase steigen in ihm auf und ab; was dem Menschen- und Thierleben Verderben bringen müßte, athmet er begierig ein und haucht es wieder aus als Luft des Lebens; Wolken und Nebel, Regen und Thau, Ströme und Quellen gebiert er in seinem Schoße, und

die länderdurchschweifenden Winde sättigt er mit nährenden Elementen. Wie in den Alpen der „Bannwald" den Sturz der Lawine hemmt, so wehrt er am Meeresufer dem Zuge des Dünensandes, und während er um die Saat des Nordländers einen wärmenden Mantel hüllt, deckt er sie im Süden vor dem Strahl der sengenden Sonne. Wo die Laubwälder vertilgt sind, da nehmen die Winde jene Eigenschaften an, welche ihnen Hippokrates beilegt: sie streichen trocken über die Flächen, Vampyren gleich das Mark der Erde saugend, und statt, wie die Orphiker von ihnen sangen, Träger des Lebens zu sein, zeugen sie Siechthum und Tod. Man erinnere sich der Campagna, deren blühende Gefilde seit Jahrhunderten in eine fieberbrütende Oede verwandelt worden. Oder man durchwandere die Westküste des baltischen Meeres und sehe, wie die Düne leisen, aber sicheren Schrittes in's Land schleicht und über ehedem fruchtbare Striche das zehrende Nessushemd wirft. Meilenweit führen die Winde den losgewühlten Staub, bis dichte Vegetation einen Damm entgegensetzt. Aber auch diese vermag, ihrer alten Vormauern beraubt, nicht mehr zu widerstehen. Bald versinkt das Unterholz in der Ueberwehung, selbst die ältesten Bäume erliegen. Denn in alle Fugen und Poren, in die verborgensten Adern des Stammes und Geästes drängt sich die erstickende, versteinernde Saat, und die Menge der gebrochenen oder mastgleich emporstehenden Säulen mehrt sich von Jahr zu Jahr, und immer tiefer hinein verfolgt man die Siegeszeichen der Verheerung. Mit dem Absterben des Pflanzenlebens verschwand auch das Menschenleben von diesen Strecken. Viele Dörfer, in denen sonst Fischer und Hirten sich nährten, sind vom Sande begraben.

Doch ist Deutschland wenigstens nicht waldarm zu nennen; der Süden ist sogar reich daran. Im Norden unseres Vaterlandes aber zeigt die Tiefebene noch manches frische, selbst großartige Waldbild, und über die Berge Thüringens und des Harzes spannt sich noch wie vor Uralters der rauschende Bogen. Man wird eben nicht fragen dürfen, wo die schönere Waldlandschaft sei. Denn der Wald entwickelt hier andere Eigenthümlichkeiten als dort, und wenn es gilt, ein allgemeines Charakterbild zu entwerfen, wird es erlaubt sein, den Blick wechselnd auf beide, auf Höhe und Niederung zu lenken.

Was den Laubwald, zumal in der Ebene, sogleich vom Nadelwalde unterscheidet, ist das vor ihm her und in ihn hineinziehende Unterholz. Das Tannicht springt plötzlich und mauerartig hervor, aber den Laubwald melden lange zuvor die Gruppen der Sträucher und Büsche an. Schwarz- und Weißdorn zeigen den Weg, Brombeer kreuzt umher, die Hasel mit schlanken Schossen, sprödzackiger Maßholder, Buschweide, Faulbaum und Pfaffenhut mischen sich ein, und unter ihrem Gezweige blüht Ehrenpreis und Gundelrebe, summen Bienen und Hummeln. Es ist ein krauses, fröhliches Gewirr. In den Senkungen wächst hohes Riedgras, und wo ein Wässerchen sich verhält, steht Schilf und Iris. Der feuchtschwarze Boden verräth alte Fruchtbarkeit; er schwankt elastisch bei jedem Fußtritt; aber bald führt ein fester Damm waldeinwärts.

Birken drängen sich anmuthig herbei und dunkellaubige Erlen; über sie hinweg schaut die alte Ulme mit wüster Hopfenperrücke auf dem Haupt. Sie nicken und winken weiter, immer weiter hinein in die Waldung selber, wo Eiche und Buche sich sammeln. Und schon sind wir mitten in ihren irren Gängen. Athem der Gesundheit strömt aus allen Röhren, der saftige Geruch ringsum verkündigt das unerschöpfte Leben der Natur, das stumm die großen Wunder thut. Fremd und bekannt weht's uns an: ein Meer geheimnißvoller Kräfte hat sich ergossen, und mit jedem Schritte senkt sich's tiefer, stiller in die Seele. In diesen Frieden scheint der alte Haß nicht dringen zu können, der die lebendigen Geschlechter entzweit; hier umrauscht uns die nahe Gottheit selber, wir sehen, wir hören droben ihren Gang, und ihre Ferse trieft von Segen. So war schon unseren Vorfahren der Wald ein Haus der Götter, und wie der altrömische Philosoph gesteht, daß er nie den Hain betrete, ohne von Schauern des Unendlichen ergriffen zu werden, so sagt ein frommer Christenlehrer der Vorzeit, daß ihm die erhabensten Entzückungen bei stillen Waldgängen überkommen seien, und daß er keine beredteren Lehrmeister gehabt als die Bäume seines Heimatthals. Unsere Dome endlich mit den kühn aufspringenden Pfeilern und den vielgebrochenen Bogen — was sind sie anders als steinerne Wälder, als die Natur in ihrem herrlichsten Schmuck auf das christliche Kreuz gestellt?

Und wie in alten Tempelräumen fließt's dämmernd um Wurzel und Wipfel. Allenthalben webt das Grün seine duftigen Schleier von Licht zu Schatten, von Schatten zu Licht verschwebend. Es faßt uns wie ein holdes Geheimniß, und beschwichtigt und ahnend zugleich sinkt der Blick in seine Tiefe. In der That, wenn in allen den andern Farben der Erde noch immer ein verborgener Hader der Elemente gährt und glüht, so athmet hier Ruhe und Fülle. Dies Grün,

„der Zeuge des ewigen schönen Lebens der Welten,"

fällt wie linder Thau in Sinn und Seele. Es quillt und schwillt in tausend Blättern und Halmen über uns, unter uns, nah und fern, und mit ihm verschmilzt das himmlische Blau zu Einer Herrlichkeit.

Ueberall ruht heiter-ernstes Schweigen; nur hoch durch die Wölbung klingt rauschend der Zug der wandernden Lüfte. Zwar auch der Tannenwald rauscht. Aber dort ist es immer der Eine mächtigbreite, schwermüthig-dumpfe Grundton, als rolle fern ein Meer. Hier in den vielverwobenen Hallen und Lauben wie unendlich wechselt da das luftige Spiel! Man hört das Flattern der Espe und das Geschwirr der Büsche, das Brausen der Eiche und das Rascheln am verdorrten Reis. — Aus Wolkenklüften springt die Windsbraut! Hochherschreitend, wie im Klange der Waffen, kommt sie gezogen und stürzt sich über die Gipfel, die alten Kronen schwanken, die Aeste beugen sich knarrend, und alle die hundert und tausend Stimmen sie münden zusammen in Ein wilddröhnendes Titanenlied. Das ist der Schlachtgesang des Waldes. Aber die Wolkenrosse stürmen vorüber. Leiser wehen die Lüfte, sie flüstern, sie säuseln, sie rieseln Dir zu, nur in weiter Ferne klingt's verworren nach, und um die Glöckchen der blauen Blume spielt noch ein neckender Hauch.

Wie malerisch windet sich die Linie des Fußsteigs durchs Dickicht, mit jedem Augenblicke neue Thore öffnend und schließend! Die Sträucher bilden dunkle Gänge. Sie fassen Dich mit grünen Fingern, hauchen Dir entgegen, hauchen Dir nach, rühren Dir die Schulter und Du blickst um halb erschreckt, als rufe Etwas hinter Dir. Da liegt eine bunte Feder. Dort fliegt ein Rothschwänzchen vom Neste auf. Hier stehen ein paar Pilze, die sich viel wissen mit ihren spitzen Mützen. Hüte Dich! Es ist die Ehrenwache irgend

eines Koboldkönigs; sie werden Dich weglos immer tiefer in's Zauberverließ locken. Hüte Dich! ruft das warnende Vögelchen. Aber Du bist gefangen, ehe Du's noch weißt. Die Eichen schlagen ihr Sturmdach immer zackiger zusammen, immer grandioser schwingen sich ihre dunklen Leiber hinauf, und wie um alte Thurmzinnen schlingt Epheu die Ranken hinan. Die Hagebuche hat längst den schlanken Schwesterbaum verdrängt. Aus dem eisenharten Stamm quellen seltsame Wulste, die Dich fratzenhaft angrinsen. Auch der freundliche Teppich zu Deinen Füßen verschwindet, nur die Orobanche (Schuppenwurz, Lathraea squamaria) streckt ihren Todtenfinger aus dem Moder, und eine Ophrys zeigt ihr Hexengesichtchen. Es wird dumpfstill. Du hältst den Athem an, Du lauschest und horchst. Aber Du hörst nichts, als fern aus den innersten Tiefen den Ruf des Wiedehopfs, über Dir das Knarren eines Astes oder den scharfen Schrei eines Raubvogels.

Alles verkündigt, daß das heitere Reich der Feen hinter uns liegt. Wir haben den düstern Sitz gespenstischer Unholde betreten. Die Dämmerung umher ist zur Nacht geworden, der fromme Waldfriede dem Alpdruck der Furcht gewichen. Dort jener schwarze Kolk blickt er uns nicht an wie ein starres, gebrochenes Auge? Die Nymphäen, die eine breite Straße darüber ziehen, sind es nicht die Fußtapfen finsterer Wassergeister? Die Birken hangen tief und stumm hinein; auch das immer flüsternde Schilf steht unbewegt. Das ganze dämonische Grauen der Wildniß, ihr ewiges Gebären und ihre ewige Vernichtung zeigen sich in allen Abstufungen. Uralte Stämme liegen umher, gebrochen, zerborsten, verwittert, wie Sturm und Blitz sie niederwarfen; andere stehen rindenlos, oft bis auf's Mark verfault, empor oder hangen mit losgerissener Wurzel zwischen Leben und Tod. Oft auch brach ein Baum mitten in der Fülle der Kraft und stürzend schlug er ganze Reihen zu Boden. Aber die Verwesung selber zeugt immer neues Werden. Auf der Leiche des gefallenen drängt sich schon wieder ein anderes Geschlecht gigantisch empor, und wo nicht Bäume den Grund bedecken, da starrt in undurchdringlicher Dichte wüstes Gestrüpp und wucherndes Buschwerk. Betäubender Qualm lagert am Boden; bricht ein spärlicher Sonnenstrahl herab, so steigt er dunstend auf und vermehrt nur noch das Schrecken des Chaos. Hier ist nirgends ein Pfad — selbst der Holzfäller wagt diese



Deutscher Urwald.

Stätte nicht zu betreten, denn allenthalben schleichen trügerische Wasser, die sich unter einem Filze gährender Moose verbergen oder zu grundlosen Sümpfen zusammen rinnen. Ekelhaftes Gewürm brütet in ihnen; aber zur Nachtzeit steigen Irrlichter auf und schweifen mit blauen Flammen um's modernde Geweih des Elenns, und über die Wipfel heult der Uhu.

Das ist der Wald der Ebene, ein Stück deutschen Urwalds.

Schon muß man weite Striche durchwandern, um zu solchen Schauplätzen einer wildwuchernden Natur zu gelangen. Denn die Cultur schwingt immer schonungsloser ihre Waffe, reißt immer neue Trümmer nieder, und will man an kleinem Beispiel die Größe ihrer Opfer ermessen, so möge man sich etwa nur einmal daran erinnern, daß der Bau eines einzigen mäßig großen Kriegsschiffes über zweitausend völlig ausgewachsener Bäume d. h. also den Ertrag von vierzehn Acker Waldland hinwegrafft.

Ehedem war das anders. Cäsar und Tacitus sprechen von Wäldern, die ganz Deutschland überdeckten, und Plinius findet kaum Worte für die Großartigkeit der hercynischen Urforsten. Dort standen Eichen, Mitgeborene der Erdveste selber, die unsterblich den Druck der Jahrhunderte zu überragen schienen. Unabsehbar drängten sich die Stämme, und ihre Wurzeln ineinanderklammernd hoben die gewaltigen Ringer sich selber empor, so daß die Erde berstend aufsprang und sich Thore wölbten, die weit genug waren, um ganze Reitergeschwader hindurch zu lassen. Und mit gleicher Bewunderung schildert zwei Jahrhunderte später der Dichter Claudian die Schauer jener Waldwüsten und die Riesengestalten der Eichen, an denen die römische Axt den Kampf begann. Wer wollte diesem Kampf sein Recht absprechen? Wer wollte die Zeiten zurückwünschen, in welchen die Saat des deutschen Ackers fast regelmäßig dem Froste erlag und der Rhein, den noch kein Rebenufer schmückte, Monate hindurch vom Eise starrte? Und nicht dem Pfluge bloß und dem Lichte der Sonne — jene eisernen Legionen haben auch dem anderen Lichte Bahn geschaffen, in dessen Glanze das alte Heidenthum erblich. Gewiß, wir danken dieser Cultur nicht weniger als Alles. Aber es giebt auch einen Vandalismus der Cultur, eine Barbarei der Civilisation, und diese ist es, die wir verklagen.

Doch wir wenden uns gern ab von solchen Erinnerungen. Denn noch winkt auf Hügeln und Höhen mancher stattliche Wald. Wie schön baut da das grüne Lustzelt sich auf! Wie schwillt und sinkt es im Fluß der Linien und Farben! Frei wiegt sich der Blick auf den bekränzten Firsten oder gleitet ruhesuchend thalhinab, oder verliert sich in dämmernden Buchten.

Ein Erlenpfad zieht gemach hinein; muntere Stimmen grüßen heraus: Grasmücke und Meise in den Büschen, im Wipfel Pirol und Häher, Finkenschlag und Drosselpfiff, und weit herüber ruft Kukuk, der alte Waldprophet — Kukuk! Wie schallt, wie hallt das in die Runde! Dazu blühen die Blumen so sorglos bunt; selber die Schnecke kriecht ohne Dach durch Gras und Moos. Draußen brennt die Sonne, aber laß sie brennen! hier wandelt sich's wie in kühlen Grotten. Jeder Baum ist ein Brunnen, dem aus jedem Blatt die süße Labe quillt, und wenn Dir's nun frisch um Brust und Schläfe weht und Dein Auge auf all' dem tausendfältigen Leben haftet, das er mit seinen Armen deckt, so mag der milde Schattenspender auch Dir wohl wie einer jener Patriarchenkönige erscheinen, die ihre Völker segnend und schützend um sich sammelten. Wer hätte das je im Nadelwald empfunden? Dort drücken die schroffen Wände schwül zusammen, selbst ihr Harzduft erinnert immer an Feuer, und mit den düstern schweigenden Bäumen schweigt auch der Mensch. Aber hier, wo Alles blüht und klingt und duftet, öffnet die volle Lust des Lebens wie von selber Herz und Mund und weckt das Echo mit Gesang.

Bemoostes Geröll wechselt mit sammtnem Rasen. Der Weg klettert auf und ab durch dunkle Nischen, an sonnigen Plätzen vorbei. Manche zierliche Eidechse schlüpft darüber hin, auch wohl einmal ein Haselmäuschen, das erschreckt zwischen Wurzeln verschwindet. Rechts und links aber, durch Stamm und Zweig thut unergründliches Grün sich auf. Da stehn, wie zum Reigen verschlungen, die Eichen, die trotzigen Waldhünen, die Birke wiegt ihr jungfräuliches Haupt im Licht, Ahorn und Buche spreiten die Fächer, und Geisblatt rankt duftend auf. Hoch in den Zweigen schaukelt sich das Eichhorn. Dort lauscht's mit klugen Augen. Und nun ein

Sprung — ein Pfeifen — weg ist's — nur die Blätter rauschen, nur die Zweige schwanken noch nach. Seitwärts in den Gründen glitzern und sprudeln die Wasser in hundert Rinnen munter hinunter. Heerden läuten fernheran. Immer dichter, immer reizender verwirrt sich's umher. Durch's grüne Gegitter zucken silberne Lichter. Alles schillert und athmet und wallt, und doch wieder ruht Alles wie verzaubert. Auch die Libelle steht bewegungslos über Farrkrautschirmen, und der Weih dort oben im Blau scheint mitten im Fluge eingeschlafen.

Du streckst dich in's Moos, in die einsame Stille. Die Blicke sinken träumend hinab in die grünen Tiefen von Kuppe zu Kuppe und ahnen draußen das freie fernliegende Gelände, und nun wieder steigen sie die schlanken Säulen hinauf von Zweig zu Zweig durch's Geschling der Wipfel bis hoch in's leuchtende Blau, und weiße Wolken ziehn darüber hin, wie Traumbilder des Himmels, und Du ziehst mit ihnen sehnend und selig durch die ewigen Räume. Aber während Dein Auge berauscht sich schließt, geht Dir ein neues Fühlen auf. In dem Sprossen und Drängen umher meinst Du die Pulse der Erde näher und lauter klopfen zu hören, und lauschend darfst Du hinabneigen zu den Lebensheerden der Tiefe. Jeder Baum wird zu einer Welt.

Wie aus Quadern mauert sich der Stamm empor, faßt mit unzerreißbaren Ankern die Erde, aber mit der Krone rührt er strebend den Aether und läßt die Wimpel spielen. Und sprengt nun der Riesenleib den ehernen Zwang — wie treiben und wirken die verborgenen Kräfte! Da schwillt der Zellen labyrinthischer Bau, Simse schwingen sich aus und Treppen, Kammern und Schreine sind aufgethan, und wie goldene Schlangen winden sich Adern und Ströme. Unsichtbare Hände keltern geschäftig in krystallenen Schalen der Elemente Mark und Saft, und tragen die Lebensspende auf und ab zu tausend Röhren. Doch oben in den Giebeln hauchen die Erd- und Luftgeister ihren Odem in's zarteste Geäder: da weben sie aus Himmelsthau und Blumenduft den grünen Kranz. Zahllos sprießt Blatt um Blatt. Winde kommen und Sonnenstrahlen und kosen um das liebliche Kind, und die Vögel singen ihm, und die Wolken tränken es; aber es vergeht, verweht nach kurzer Sommerlust, und nun schwebt es

„als freundlich bleiche,
Schimmerreiche
Leiche
Unter des Windes Klagen
Vom Herbste zu Grabe getragen.“
(Rückert.)

Das sind Waldträume. Wem hätte sie nicht schon der Mittag im Schatten der Buche erzählt? Und wen hätte nicht in solchen Stimmungen immer wieder mit alter Kraft das ewige Gleichniß der Natur ergriffen, das die Sagen und die Dichter deuten?

„Gleich wie die Blätter im Walde so sind die Geschlechter der Menschen;
Blätter verweht zur Erde der Wind nun, andere treibt dann
Wieder der knospende Wald, wann neu auflebet der Frühling:
So der Menschen Geschlecht, dies wächst und jenes verschwindet.“
(Homer.)

Aber die volle mystische Glorie des Waldes sieht doch erst die Mitternacht. Wenn da der Mond sein Geisterlicht herab gießt und die Zweige von den Berührungen des Himmels flimmern und beben, dann wehen Ahnungen einer längst versunkenen Welt. Der Berg liegt wie ein schlafender Riese, und die Bäume stehen schwarz und groß. Nur zuweilen rauscht's in den Wipfeln auf, seltsam feierlich, wie Runensprüche. Ein Tauschen und Neigen geht von Baum zu Baum, und die alten Helden greifen träumend nach dem Schwert und ihre Nebelmäntel wehen. Durch's Dickicht schallt dumpf der Trott des fliehenden Rudels und das Rufen der Hinde: denn auch die Thierwelt faßt es mit dunkler Gewalt und treibt sie irrend um. Dann sinkt Alles wieder still zusammen, und die hohen Kronen ragen ruhig hinauf.

Aber lausche genauer! spähe schärfer! wie dennoch Alles summt und athmet, spinnt und webt! Gleich elektrischen Flämmchen knistern die Blätter; in der gespaltenen Rinde der Bäume, in der aufgelockerten Erde wühlt und gräbt verborgenes Leben; ein Igel raschelt den Abhang hinab; ein Vogel flattert auf; tausend geheime ungehörte Stimmen schlagen an's Ohr auftauchend und verschwindend, jetzt plötzlich nah und dann weit, weit hinaus

verloren. Unbestimmt=bestimmt rinnt Alles zusammen in Ein melodisches schimmerndes Getön. Du weißt nicht, ist es das Licht, ist es der Bach, der so wunderbar rieselt, oder singt droben auf ihrem Kahne die Nacht, die einsame Himmelsseglerin, sich selber in Schlummer. Auf feuchtem Steine sitzt der Nix und strählt den greisen Bart, im Grase glimmen grüne Funken — das Elfchen rüstet sich zum Tanz und huscht vorüber,

„vorüber jagt auf Flammenhufen
Erlkönig sein goldmähnig Roß;
Die Geige tönt, die Cymbeln rufen,
Er reitet auf sein Geisterschloß."

(Lingg.)

V.

Das Kornfeld.

Im Korne zwischen seinen Aehren
Durchschlich es mich besonders. Kehren
Die mannigfaltigsten Gesicht'
Aus ihm hervor die Blumen nicht?
Steht es nicht wie des Waldes Mauer
Und ladet zum Verborgnen ein?
Und lebt doch nur so kurze Dauer;
Die Ernte kommt, es fällt der Hain
Der schlanken Halmen, darauf sauset
Der Wind in Stoppeln, wo nichts hauset.
Immermann.

Es ist uns geläufig geworden, wenn wir von Natur und Naturschönheit reden, nur an reine, von Menschenhand unberührte Formen der Landschaft zu denken. Unbewußt oder bewußt liegt dieser Gewohnheit eine richtige Anschauung zu Grunde. Denn wo der Mensch, sei es bildend, sei es zerstörend, eingreift in die Gestaltung der Erdfläche, da ist es fast überall ein Bedürfniß, das ihn treibt, ein Nutzen, den er erstrebt; und wie im Reiche der Kunst, so wird auch in dem der Natur der spröde Zweck meistens der Tod des Schönen sein. Natur und Cultur stellen Gegensätze dar. Aber allerdings keine unvereinbaren Gegensätze. Nichts beweist dies vielleicht deutlicher als der Park oder die Kunstlandschaft, die — wie der Name sagt — eben auf Grundzügen, von der Natur selbst gegeben und im Geiste derselben gefaßt, eine gleichsam ideale Wirklichkeit schafft. Aber man darf vielleicht noch weiter gehen und behaupten, daß keine der Gestalten, in

welche der erobernde Mensch den Boden zwang, jener Poesie ganz entbehre, die aus freier Natur allenthalben weht. Ja, selbst die ärmste aller Culturformen, selbst das Kornfeld hat noch immer einigen Antheil an dem stillen, tiefen Reiz des Erdlebens. Die nachfolgenden Zeilen haben es sich zur Aufgabe gestellt, in dem Bilde, welches sie von unseren Getreidefluren geben, vornehmlich auch diese Seite hervorzuheben. Und gewiß wird, wer diese von vornherein läugnen zu müssen glaubt, doch die großartige geschichtliche, man kann sagen, ethische Bedeutung der Getreidepflanzen und ihres Anbaues so weit anerkennen, um auf sie einmal den unbefriedigt darüber hineilenden Blick sinnend zurückzulenken und die Wahl eines scheinbar so trivialen Themas entschuldigt zu finden.

Es ist bekannt, daß die Kornarten zu den Gräsern gehören. Mit einer seltenen Fülle nährender Kräfte hat die Natur dieses verbreitetste unter den Pflanzengeschlechtern begabt; aber sie verbirgt sich, dem Auge kaum sichtbar, zumeist in jenen glänzenden, zierlichen Stäubchen des Stärkemehls, welche in den Zellen des Samenkorns lagern und den jungen Keim bedecken. Diese unscheinbaren Pflanzen und ihre wunderbare Ausrüstung machen allein ein Leben in unseren Zonen möglich. Sie, samt der Knolle der Kartoffel, vertreten hier bis über den Polargürtel hinaus das Wälschkorn und den Reis, die Palme, die Banane, den Yam und alle die anderen Brotpflanzen, welche bald mit dem Fleisch der Fruchthülle, bald mit dem Mark des Stammes oder dem Mehle der Wurzeln den schwarzen und den braunen Menschen nähren.

Doch allerdings nicht ganz allein in jenem Mehle sammelt sich der sättigende Stoff des Getreides. Die Wissenschaft zählt hieher auch noch eine andere Substanz, den leimähnlichen, faserigen Kleber, der zwischen den Stärkekörnchen vertheilt, mit ihnen und mit dem Pflanzeneiweiß das kunstvolle Gewebe der Zellen erfüllt. Dieser letztere Name erinnert sofort an das thierische Leben; und in der That ein Ei, ein Pflanzenei ist jeder Same, ist auch jedes einzelne Korn.

Gleich dem des Vogels im Nest ruht es im Schoß der Erde, die Sonne legt sich brütend darüber, und in der feuchten Wärme erwacht das verborgene Leben. Bald sprengt es seine Hüllen, und jenem zwiespältigen

Triebe folgend, der die Pflanzenwelt vom Dunkel zum Licht, vom Licht zum Dunkel zieht, drängt das Blättergebilde freudig nach oben, aber die Wurzel senkt sich erdwärts. Wie unzählige Male ist dies stille Wunder des Frühlings belauscht und besungen! Und wie erfreut es immer wieder den Sinn, wenn aus dem ersten Grün, vom Regen getränkt, vom Licht umschmeichelt, der Halm mit saftigen Röhren steigt, wenn Glied auf Glied sich baut und endlich die Aehre hervorbricht und in den Sommerlüften schwankt!

„Himmlische Geister — wer sonst? — sie wandeln zwischen den Furchen
Auf und ab, von Halme zu Halm, und schaffen gewaltig."

(Hebel.)

So wächst sie still und emsig fort die „goldene Kraft" der Aehren, bis die Sichel die gereiften schneidet und der Herbst sie in die Scheunen sammelt. Das ist die Geschichte des Saatkorns.

Wir nennen die verschiedenen Arten des Kornes mit zusammenfassendem Ausdruck Getreide. Das fast undurchsichtig gewordene Wort bezeichnet sie als das „Getragene" (Ahd. gitragidi, Mhd. getregede), das „Erdgezeugte", als Gabe der Erde. Und welches andere Geschenk der reichen Mutter verdiente mehr die Auszeichnung eines solchen Namens? Und welch' ein Rück- und Ausblick käme an Weite dem gleich, der sich an die Verleihung, gleichsam an die Belehnung des Menschen mit dieser Erd- und Himmelsgabe knüpfte?

Jahrhunderte, Jahrtausende thun sich auf, und in die ersten Zeiten des Menschendaseins sehen wir staunend hinaus. Heimat- und obdachlos streift der Jäger durch's Gewälde, horchenden Ohrs beschleicht er das ruhende Wild, oder erjagt im Wettlauf das flüchtige, fordert es mit roher Waffe zum Kampf. Sein blutiges Gewerbe duldet keine Genossen; er bedarf großer Erdstrecken, damit Hirsch und Bison sich nähre, in deren Fell er sich hüllt, deren Fleisch seinen Hunger bändigt, aus deren Blut er neue Wildheit trinkt: einsam wie er gelebt, endet er einsam. Wie ganz anders erscheint neben ihm der Hirt! Sein Geschäft ist nicht mehr der Mord, er nährt, zähmt, erzieht das Thier; schon werden die edleren Kräfte des Gemüthes wach; nach oben zu den ewigen Gestirnen richtet sich sein ahnendes

Auge, und in der Weite der Ebene oder im Thal des Gebirges erhebt er die Stimme zum Wechselgesang. Aber noch folgt er mit dem beweglichen Zelt der weidesuchenden Heerde von Steppe zu Steppe, auch er ist noch fremd und ohne Heimat auf der Erde, und in langen Fehden vertilgt oft ein Geschlecht das andere. Erst wenn er den Jagdspeer und den Hirtenstab weggeworfen, wenn der Pflanzensegen der Erde seine irren Schritte hemmt und ihn die Kunst lehrt säend und erntend mit unblutiger Hand sein Brot zu bauen, wenn er auf die großen Ordnungen der Natur ein stätiges Dasein gründet, dann erst, im Ackerbauer ist der Mensch zum Menschen geworden und mag versuchen die großen Aufgaben der Menschheit zu erkennen und zu lösen. Um die feste Wohnstatt breiten sich umfriedete Marken, gesellt sich mannigfaltiger Schmuck des Bodens; Hütte tritt neben Hütte, auf beschirmtem Altar brennt das Opfer, und bald erwachsen aus dauernder Gemeinschaft die Tugenden und Kräfte der Völker. Nur der ackerbauende Mensch ist zum Herrn der Erde berufen. Vor ihm verschwanden und werden noch verschwinden alle die anderen wilderen Geschlechter, wie dies jener Jägerhäuptling, dessen Rede uns Crevecoun aufbewahrt hat, in der eigenthümlich treffenden Weise indianischer Naturberedsamkeit aussprach. „Seht ihr nicht“, rief er den Missisaes zu, „daß die Weißen von Körnern, wir aber von Fleisch leben? daß das Fleisch mehr als dreißig Monden braucht, um heran zu wachsen und oft selten ist? daß jedes jener wunderbaren Körner, die sie in die Erde streuen, ihnen hundertfältig wiederkehrt? daß das Fleisch, wovon wir leben, vier Füße hat zur Flucht, wir aber deren nur zwei besitzen es zu erjagen? daß die Körner da, wo sie die weißen Männer hinsäen, bleiben und wachsen? daß der Winter, der für uns die Zeit mühsamer Jagden, ihnen die Zeit der Ruhe ist? Darum haben sie so viele Kinder und leben länger als wir. Ich sage also Jedem, der mich hören will: Bevor die Cedern unseres Dorfes vor Alter werden abgestorben sein und die Ahornbäume des Thales aufhören uns Zucker zu geben, wird das Geschlecht der Kornsäer das Geschlecht der Fleischesser vertilgt haben, wofern die Jäger sich nicht entschließen zu säen.“ In der That, eindringlicher konnte kaum die praktische Seite der Wahrheit dargethan werden, daß dem Ackerbauer die Welt gehört. Auf seinem Geschäft, als auf einer

unzerstörbaren äußeren Grundlage ruht zuletzt Alles, was die Menschheit errungen hat in Sitte und Bildung.

Was dem Ackerbau diese geistbildende, sittigende Kraft gegeben, war ohne Zweifel die hier so augenfällig hervortretende Abhängigkeit des Menschenwerkes von der über ihm waltenden Macht und die Nothwendigkeit unausgesetzter, angestrengter Arbeit. Es ist wahr: auf jenen Inseln der Südsee, auf welche die Sonne mit immer gleicher Liebe blickt, führt der Mensch ein müheloseres Dasein. Der Tahitier, wenn er um seine Hütte eine Reihe von Brotbäumen gepflanzt, hat damit nach Cooks Ausspruch genug gethan für ein ganzes Leben, und er darf alles Weitere der Natur überlassen. Er braucht nicht wie der Landmann rauherer Klimate Jahr aus, Jahr ein im sauren Schweiß dem Erdboden seine zweifelhaften Gaben abzuringen und hinterläßt doch in jenen Bäumen noch ein reiches Erbe. Aber dieses beneidete Inselvolk ist eben auch nur ein „Volk von Kindern" und wird es bleiben, so lange nicht eine andere Thätigkeit die schlummernden Kräfte stachelt. Mit Recht ist deshalb von jeher das Ackergeschäft als ein ehrwürdiges, heiliges gepriesen worden, und die Dichtung aller Völker hat aus dem Wachsen und Reifen, aus Saat und Schnitt der Aehren eine Fülle der schönsten Bilder gewonnen. Fromme Gebräuche begleiteten durch lange Jahrhunderte, ja bis auf den heutigen Tag das Leben des Landmanns. Frucht wie Acker sind geweiht und unverletzlich. Gott selber hat die Hand darüber. Wer Getreide vom Felde stiehlt, der erbricht nach altskandinavischem, noch immer gängem Ausdruck, „die Lade, den Schrein Gottes"; wer die Grenze frevelnd verrückt, dessen friedlose Seele geht als Irrlicht in Moor und Sümpfen um.

Wer aber hat zuerst dem ärmlichen Halme das Geheimniß seiner Kräfte abgelauscht? Wer hat das erste Samenkorn gesät? In welchem Thal, auf welcher Flur wurde die erste Furche gezogen? Das sind Fragen, die gewiß ihre Berechtigung haben. Allein wie oft sie auch gestellt, und wie viel Fleiß an ihre Erforschung gesetzt worden: eine Antwort ist noch nicht gefunden. Und sie wird auch schwerlich je gefunden werden, denn die Anfänge des Ackerbaues liegen jenseit aller Geschichte. Mythen und Sagen verhüllen sie, ungleich an poetischem wie an historischem Werth, aber

frommen Sinnes darin alle übereinstimmend, daß sie das brotspendende Korn als eine unmittelbare Gabe des Himmels bezeichnen. Von da herab brachte es eine milde Gottheit und lehrte mit eigenen Händen den Menschen Pflug und Sichel führen und die Kunst der Spindel.

So verehren selbst die rohen Odjibwaindianer den Mais als die „Beere des großen Geistes", und sie erzählen sinnig, es sei der erste Halmbüschel dieses Kornes in Jünglingsgestalt aus den Wolken herniedergekommen; gleich bedeutungsvoll ist die mohammedanische Legende, nach welcher das Weizenkorn zugleich mit Adam aus dem himmlischen Paradiese zur Erde sank, aber im Falle zu seiner jetzigen Kleinheit zusammenschrumpfte, damit der Mensch Mühe habe es zu bauen.

Jedenfalls wird der „leitende Instinct" kaum irgendwo deutlicher in der Geschichte unseres Geschlechts erkannt, als in dem Auffinden des nährenden Kornes, ja überhaupt aller „der Mittel, die der Mensch in den verschiedensten Weltgegenden sowie in den verschiedensten Formen zum Genusse sich angeeignet hat." (Schubert.)

Auch über das Vaterland der Getreidearten hat bis jetzt keine Forschung genügendes Licht verbreitet. Doch scheinen alle Spuren auf die große Heimat im Morgen hinzuweisen; und wäre begründet, daß ein wildes Gras, welches unter dem Namen Aigilops an den Küsten des Mittelmeers wächst, die Urform des Weizens sei, so dürfte man ähnliche für Roggen, Hafer und Gerste annehmen. Die erste und letzte dieser Getreidearten waren im höchsten Alterthume bekannt, und die Gerste, in welcher die Rosse Agamemnons schwelgen, war dieselbe, welche heute auf unseren Feldern steht, wie die Wachtel ihren Lockruf schon aus den Weizenfeldern des römischen Landmannes erschallen ließ. Erst später wird der Hafer genannt, am spätesten der Roggen, der jetzt für den deutschen Norden das wichtigste Getreide ist und wohl vorzugsweise mit dem Namen „Korn" belegt wird. Ihn sollen die Hunnen nach Europa gebracht haben. Wie zuweilen die brandende See aus Trümmern der Schiffbrüche werthvolle Erzeugnisse der Menschenhand oder der Natur an's Ufer schwemmt, so wäre uns, der Ueberlieferung zufolge, diese edelste Gabe aus der verheerenden Flut der Völkerwanderung als Erbe nachgeblieben.

Ueberblicken wir, wohin heutzutage der Bau der Cerealien sich ausgebreitet, so öffnet sich ein weites Gebiet, und Staunen ergreift uns über die unzerstörbare Lebensfähigkeit dieser Pflanzen. Denn von den Hochthälern des Himmalaya und der Cordilleren, 10 bis 13,000 Fuß über dem Meere, bis zu den Eisfjorden Finnmarkens und den Schneefeldern von Jakutzk streckt sich ihr Bereich. Hier, in einer Breite von 62 Grad, wo die Erde mehrere hundert Fuß tief ewig gefroren ist und nur ein kurzer Sommer dieselbe einige Zoll hinab aufthaut, gedeihen noch Halmfrüchte in Menge. So verläugnet sich nirgends der mütterliche Segen der Natur. Wo Reis und Mais nicht mehr gedeihen, da sprießt der Weizen; ihm gesellt sich der Roggen, um bald ihn ganz zu ersetzen, bis endlich Gerste und Hafer an seine Stelle treten, und noch immer ist es dem Culturtriebe des Menschen gelungen, diese Grenzen mit versuchender Hand weiter hinaufzuschieben. Ueberall umhüllt den Planeten dieselbe Atmosphäre, aus welcher in die mikroskopischen Poren der Pflanze die nährenden Gase dringen; überall in der Erde findet die Wurzel den Wasserquell, der die Organe frisch und geschmeidig erhält und ununterbrochen neue Stoffe gestaltet, überall den Kiesel, der dem dünnen Halme Festigkeit und Dauer, gleichsam das tragende Gerüst giebt, das zwar die Sense des Schnitters schartig macht, aber auch dem trockenen Halme noch eine lange Brauchbarkeit und selbst jene lieblich rührende Musik verleiht, welche der Kleinrusse seiner Strohharmonika entlockt. In Gegenden, denen diese Bedingungen des pflanzlichen Wachsthums fehlen, ist auch kein Platz mehr für ein menschenwürdiges Dasein.

Je größer sonach die culturgeschichtliche Bedeutung des Kornes ist, um so geringer erscheint nun dagegen die ästhetische. Die Getreideflur hat wenig malerischen Reiz. In eintöniger, gleicher Linie markt sich Feld von Feld. Es ist, wie der Dichter sagt, die

„— Schrift des Gesetzes, des menschenerhaltenden Gottes;
In den Teppich der Flur hat sie Demeter gewirkt.“

(Schiller.)

Die Schrift des Gesetzes. Gewiß! Aber darf man sie schön nennen? und ist in der bunten Mosaik, in dem schachbrettartigen Getäfel, zu dem die

Ackerstreifen sich zusammensetzen, etwas Anderes sichtbar, als die mühende, regelnde Hand des Fleißes? Es ist die Erde in Knechtsgestalt, die wir sehen, abgerissen von ihren Schultern der stolze Mantel der Wälder, von ihrem Busen das Geschmeide der Wiesen; den freien Schwung ihrer Formen fesselt ein knappes, karges Gewand, für welches der Poet vielleicht lieber die Nacktheit der Wüste tauschen möchte. Oder sind nicht etwa gerade jene Erdstriche, aus deren reichem Segen ein großer Theil Europa's seine Speicher füllt, verhältnißmäßig die ärmsten an schönen Landschaften? Brot, Brot! das ist der einzige Eindruck, den der Wanderer aus diesen weitgedehnten Getreideflächen mitnimmt. Der Gedanke an die Nothdurft des Lebens ist's, der ihn begleitet und festhält.

Und dennoch wäre in dieser Härte ausgesprochen das Urtheil ein unbegründetes. Denn auch das Kornfeld hat seine Poesie, und sie umwebt uns — wie so oft — auch ungesucht.

Wir betrachten das einzelne Gewächs. Es ist duftlos und scheinlos, wie die meisten Gräser. Es hat keine farbige, üppige Blüte, kein schöngeschwungenes Blatt. Wie viel stolzer erhebt sich schon der saftschwellende Schaft des Wälschkorns, um der vielgefeierten Palme ganz zu geschweigen, in deren Schatten und von deren Früchten der Mensch der Tropenzone lebt. Eine spärliche Wurzel, ein dürftiger, kahler Halm, so schwank als könne jeder Hauch ihn knicken, eine einfache Aehre: das ist das Ganze. In das Kleid der Armuth haben sich von jeher die Wohlthäter der Menschheit gehüllt.

Aber wie noch das todte, abgeschnittene Stroh uns vertraulich anspricht, wenn es das Dach der Dörfer so nestwarm und winterlich herbergend überdeckt, so entzückt schon sein erster junger Blätterschimmer. Oft ehe noch die Wiese grünt, grünt das Korn. Aus der Schneehülle selbst hat es Kräfte des Gedeihens gesogen, und fröhlich blickt es in den Frühlingssonnenschein und hinauf in den Aether, durch den jetzt tausend Ströme neuen Lebens ziehen. Wer hätte in solchen Zeiten nicht mitgefühlt die große Erneuerung und Wiedergeburt der Natur? Vor diesem milden, himmelgezeugten Grün löst sich auch der schneidendste Schmerz in Wehmuth und Sehnsucht, und selbst den Bösen rührt ein seliges Erinnern. In die grünen Sprossen aber baut die Lerche ihr Nest, und darüber schwebt ihr Lied, das unermüdliche,

kinderlautige, kreisende Lerchenlied, und es singt und klingt im Morgenroth und Abendschein, unter Regenschauer und Windesrauschen, durch alle Himmel weiterzündend — Ein jauchzendes Schöpfungshalleluja!

Weiter, rascher wächst das Korn. Bald schießt der Halm hervor, aber auf der Spitze trägt er die Speise des Menschen. Da ist zuerst die schwanke, grannenbesetzte Aehre des Roggens, und bald folgt ihr auf kleinerem Stengel die schöne Gerste mit den langen Haarstrahlen, jede Aehre ein schimmernder Schweif, das ganze Feld ein glitzerndes Gespinnst. Dann auf dem saftigen, starreren Halme die massive Aehre des Weizens, der man ihre süße Fülle wohl ansieht, und zuletzt die luftige Haferrispe, des Herbstes zierliches Glockenspiel. Welch' ein zitterndes, flimmerndes Gewimmel beflügelter Körnchen ist das!

„— Wer hat an sidene Fäden
Do 'no Chnöspli gehenkt und dört mit chünstligi Hände?"
(Hebel.)

Gewiß, auch solch ein Halmenfeld ist schön. Sei es, daß es ein stiller Wald träumend in die Luft stehe, oder daß der Wind in seinen weichen Wellen buhlend wühle. Wenn da in den Tagen der Sommersonnenwende die langen Kornwogen dunkellicht aufschlagen und die Hügel hinauf und hinab, und weiter und weiter ziehen und die ganze Fläche jetzt violett, jetzt silbergrau schimmert, dann ahnen auch wir, gleich unseren Vorfahren, im Neigen und Beugen der Halme den Segensgang der befruchtenden Naturkraft. Dann mag noch immer Frô, der schützende Gott, auf seinem Eber durch die Fluren reiten und Gedeihen geben, oder Walpurgis, die heilige Aehrenhüterin, die Saaten weihen. Aber auch ohne diesen frommen Glauben — welches Auge verfolgte nicht mit Lust die reizenden Linien jenes Spiels? Und wer empfände nicht im Anblick dieses stillen Regens und Lebens dem Dichter nach, wenn er darin ein Bild erkennt der im Menschengeist wachsenden und wogenden Gedanken? Oder wer hätte nicht schon, wenn er durch das schlanke Geröhre wanderte, jener Scene gedacht, in welcher Dorothea an Hermanns Arm der neuen Heimat zueilt und mit ihm des wankenden Kornes sich freut,

„Das die Durchschreitenden fast, die hohen Gestalten erreichte" —?

Und was flüstern nun diese schwankenden, wiegenden Halme? Was raunt in diesem leisen Rauschen, in dem es immer wie ein geheimes reifendes Feuer zu knistern scheint? Sie erzählen sich von dem Natursegen, der nun wieder aufgethan ist für so viel sorgende, hoffende, harrende Menschenherzen, aufgethan für Alles, was da lebt. Das ist das unendlich Beruhigende, ich möchte sagen Sättigende im Anblick des Kornfeldes. Es ist die neue Erfüllung der alten Gottesverheißung: „So lange die Erde stehet, soll nicht aufhören Samen und Ernte, Frost und Hitze, Sommer und Winter, Tag und Nacht." Man sieht wieder mit leiblichen Augen die Hand des Himmels, der mit der Erde den Bund geschlossen, und der Staub der blühenden Aehren dampft ein keusch Geheimniß der Natur in blauen Wolken auf und wird zum Opfer der Scholle.

Aber auch an Schmuck will es Gäa, die ewig junge, nicht fehlen lassen. Mitten in die Frucht des Schweißes wirft sie ihre Blüten. Das schlichte Werkelkleid mit buntem Saume zu zieren, drängt sich die Kornblume (Centaurea cyanus) herbei mit der Federkrone aus Himmelsblau, kommt der lustige Rittersporn (Delphinium consolida), der wilde Mohn (Feuerblume, Papaver rhoeas). An der Sonnenlohe selber hat er seine flatternden Blätter angezündet, und in diesem Brande eilt nun auch das Korn zu reifen.

Lange bevor noch die Weizenähre ihr bronzenes, volles Braun zeigt, wenn noch grün die Gerste steht und der Hafer „wie ein Bräutchen im Kirchstuhl" (Hebel), bleicht das Korn. Manches Wetter zog darüber, oft in breiten Flammen schlug der Blitz aus den fernabziehenden Feldern herauf, doch gnädig verschonte der Hagel. Nun ist es todtreif. Aber auch jetzt noch regt es das Gemüth lebendig an, und man fühlt Nichts von dem trüben, öden Eindruck, den eine verbrannte Trift oder ein welker Blumenflor macht. Still, segenschwer, demüthigrührend blickt uns die Aehre an. Komm und brich mich! winkt sie und beugt sich dem Menschen entgegen.

Das ist die Zeit durch die Kornfelder zu wandern.

Es wallt das Korn weit in die Runde
Und wie ein Meer dehnt es sich aus,
Doch liegt auf seinem stillen Grunde
Nicht Seegewürm noch andrer Graus,
Da träumen Blüten nur von Kränzen
Und trinken der Gestirne Schein;
O goldnes Meer, dein friedlich Glänzen
Saugt meine Seele gierig ein! (Keller.)

Ein Gang durch's Kornfeld — Sonntagslust und Sonntagsdienst des Arbeiters, der eine schwere Woche im Schweiß des Angesichts den Boden bestellt! Freude und Sehnsucht der Alten und Kinder! Zwischen den Kornfeldern meines Dorfes wie oft bin ich da umhergeirrt! Da sehe ich auch dich, ehrwürdiger Großvater, wandeln mit den Enkeln im Gespräch oder stehen bleibend in einem langen, dankbaren Blicke alle die Fülle um dich her ermessen und mit zitternden Händen die Frucht der Aehre tasten. Ein frommes Lächeln leuchtet über dein greises Gesicht, und du bist selber ein solcher Acker voll Segen und weißt es nicht in deines Herzens Einfalt.

Ein Gang durch's Kornfeld um Mittag! Welch' eine eigene fast seltsame Poesie liegt darin! Man streift auf den Rainwegen hin zwischen den hohen Aehrengassen, in denen die Glut des Tages sich verfängt. Da drinnen kocht und gährt und arbeitet es unhörbar; die Sommergeister, die Erdmännchen bereiten aus verborgenen Kräften das Manna der Welt. Schwül und glasig zittert die Luft über den weiten Flächen; aber kein Halm regt sich, keine Wolke zieht über die brennende blaue Wüste des Himmels. Alles steht unbewegt im flimmernden Zauber, und der Knabe, den Radel (Agrostemma githago) und Kornblume immer weiter vom Wege ab in den Halmenwald gelockt, schaut ängstlich, ob nicht aus dem schattenlosen Dickicht Frau Hollas, des Roggenweibes, fahlbeschleiertes Gespensterhaupt hervordrohe.

Laß stehn die Blume!
Geh' nicht in's Korn!
Die Roggenmuhme
Zieht um da vorn!
Bald duckt sie nieder,
Bald guckt sie wieder:
Sie wird die Kinder fangen,
Die nach den Blumen langen! (Kopisch.)

Nirgend ein Laut. Nirgend Mensch, noch Thier: fremdes, ödes Schweigen überall. Auch die Lerche ist still geworden; nur die Grille schrillt ohne Aufhören. Wohin euer Auge blickt, Streifen an Streifen glänzen die stummen einsamen Gebreite. Aber gehet weiter! Thalab, wie im Nest versteckt, lugt ein Dörfchen mit seinen Strohdächern und den breitkuppeligen Birnbäumen aus den Feldern; hügelan wartet eine Mühle auf ein wehendes Lüftchen, während jenseit auf grüner Koppe die Rinder mit gesenkten Häuptern in der Sonne stehen und die Wärme trinken. Wie gern verliert sich der Blick in solche Scenen! Wo ist der Fülle goldenes Horn so reichlich ausgeschüttet und das Mahl so voll bereitet für die bedürftigen Kinder der Erde?

Oder wenn Abends die Aehren im Roth des letzten Lichts nicken und die Dorfschwalbe lautlos darüber hinstreicht, wenn dann kühlender Thau über den Feldern webt und aus den Halmen das Rebhuhn girrt, die Wachtel ruft und endlich die Nacht niedersinkt und der Himmelswagen seine Straße hinaufsteigt, oder ein Stern im silbernen Bogen durch die unendliche Tiefe schießt, wie der Traum eines Gottes: immer ergreift es, denn immer ist es die lebengebende, unalternde Natur, die uns in ihre heilige Mutterumarmung zieht.

Christus durch die Aehren wandelnd! Es giebt wenig menschlich schönere Bilder im neuen Testament. Es ist eben ein rechter Parabelgang. Die köstlichen Gleichnisse vom Säemann, vom Weizenacker, von den Garben, von dem was gesäet wird verweslich und auferstehen unverweslich, alle die alten und doch immer neuen Spiegelbilder des Menschenlebens stellen sich wie von selbst dar und bezeugen die innige, gedankenvolle Beziehung, welche zwischen dem Menschen und der ihn nährenden Erde geknüpft ist. Ja, die altchristliche Dichtung steht nicht an den Heiland selbst der Aehre und ihrem Korne zu vergleichen, welches erst zernichtet und dann zum Brot des Lebens wird. Und in ähnlichem Sinne erkennt Calderon unter den streitenden Geschlechtern der Pflanzen die Krone der demüthigen Aehre zu.

Eben um dieser ernsten, ja heiligen Ahnungen und Deutungen willen ist nun auch die Ernte den Völkern mehr als eine bloß weltliche Feier. Wie die Aussaat unter Anruf und Opfer geschah und fromme Bräuche beim

ersten Umreißen des Bodens gepflegt wurden, so war und ist wieder die Ernte gleichsam ein religiöses Werk, ein göttliches Bundesfest. Der Schnitter ist ein Priester, und Abels Garbenerstlingen entspricht noch heute der Aehrenletztling, der „Vergoodendeelstrauß“, den der niederdeutsche Bauer in halbunverstandner, uralter Sitte der segnenden Korngöttin (Frau Gooda d. i. Holla) bald im Felde ausstehen läßt, bald unter heiteren Weisen opfert.

Ist das Korn gemäht und eingescheuert, so ist des Jahres schönere Hälfte dahin. Ueber dem Stoppelfelde liegt schon die ganze Herbstschwermuth. Die Wanderspinnen weben ihren Schleier, die Heimatvögel, lange verstummt, rüsten zur fernen Wanderschaft, vom Himmel hangt trübstilles Gewölk. Nur wenn im Spätherbst die Pflugschar von Neuem die Erde spaltet, belebt sich noch einmal dieses Bild. Die Spuren der Vergänglichkeit schwinden wieder, der neuen Saat wird das Bett bereitet, hoffend strebt der Sinn hinaus, und wie der Scheidende wohl dem Bleibenden ein tröstend grünes Reis zurückläßt, so zeigt uns noch im Vorwinter das Korn ein neues Grün. Mag die Schneedecke es auch bald genug verhüllen, sie hüllt es nur, um es desto sicherer einer künftigen Frühlingssonne entgegenzuführen.

VII.

Bilder aus der Thierwelt.

I.

Das Kameel.

Eile, leg den Sattel auf den Rücken meiner Kameelin,
Leicht, wie der Onager, rüstig, bepolstert mit Fleisch, fest,
Eilig zieht es dahin, die knirschenden Zähne geben den Ton
der Rolle, die das Brunnenseil dreht.
Schon ist's den ganzen Tag gejagt; die Sonne sank.
Noch war mein Kameel frisch wie das Wild, dessen Blick
auf die Stelle der Gefahr gerichtet ist.
Es wird mich hintragen zu Rouman, dem Fürsten,
Dem Ersten der Sterblichen.

Nabega Dhobyani in einer der Moallakat.

1.

Wenn die Wiederkäuer überhaupt mehr als irgend ein anderes Thiergeschlecht bestimmt scheinen, um kraftgerüstet und geduldig das Joch der Dienstbarkeit auf sich zu nehmen, so gilt dies im höchsten Maße und in ganz besonderer Weise von dem Kameel. Hornlos und widerstandslos ist dieses Heerdenthier zu jedem Mühsal geboren, welches der auf eine unwirthbare Erde geworfene Naturmensch ihm auferlegt. Eben darum aber hat auch wohl kaum ein zweites Geschöpf eine so großartige Bedeutung in der ersten Geschichte und Cultur unseres Geschlechtes erlangt.

Minder begabt als das Pferd, und nicht, wie dieses, über alle Erdgürtel verbreitet, ist es vorzugsweise dem wüsten- und steppenbewohnenden Nomaden Asiens zugesellt. Es ist sein Reichthum und Schutz, sein Nährer und Pfleger, sein Gefährte und Freund, in dem er der Gottheit

höchstes Geschenk verehrt. Der Beduine weiß, daß er Eins ist mit diesem Thiere, daß er ihm Leben und Freiheit schuldet. Ohne die wunderbare Ausdauer und Fügsamkeit seines Kameels würden jene ungeheuren Strecken, in denen nur der Chamsin die glühenden Schwingen regt, auch ihm unnahbar sein. Aber da hat die sorgende Natur mitten in dieses Sandmeer nun eben das Wesen gesetzt, welches allein seinen Schrecken trotzt und in der pfadlosen Oede die sichere Bahn zu wandeln vermag.

Das Kameel ist in der That das „Schiff der Wüste", wie es seit Jahrhunderten der Araber so treffend als dichterisch genannt hat. Leicht wie ein Nachen über die Welle gleitet sein Schritt über die Kiesfläche; jedem Winke gehorsam, trägt es den Beduinen und seine Habe, wohin diesen immer der nie rastende Wandertrieb führt, und vergebens wäre es, die Spur des Flüchtigen zu verfolgen. Das Kameel hat die „Füße des Windes", selbst das schnellere Roß müßte im Wettlauf bald erlahmen, wenn es auch gleich geschickt Hunger und Durst, Glut und Staubwirbel ertragen könnte. So schweift der Beduine, freier als der Schiffer auf seinem Elemente, kühner und ungebändigter als der Jäger der Berge, durch die Steppen, aus Herzensgrunde den Fellah verachtend, der an die Scholle gebunden, unter dem Fuße seiner Dränger sich beugt. In der Wüste, im Kreise seiner Kameelheerden, weiß der Beduine sich jeder menschlichen Gewalt entrückt, und unbekümmert um alle Genüsse und Vortheile der Civilisation jenseits der Sandberge, streicht er bald friedlich und wie sein Thier mit dem Wenigsten begnügt, als Hirt umher, bald naht er als gefürchteter Räuber den bebauten Grenzen seiner Wildniß.

Das ist das Bild der Nomadenwelt noch heute in derselben Ureinfachheit, wenn auch nicht in derselben frommen Weise, wie zu den Tagen der Erzväter. Und für diese ursprüngliche Lebensgestaltung ist das Kameel vor Allem geschaffen, und schon insofern ein wirklicher Träger der Geschichte unseres Geschlechts. „Es ist", wie Karl Ritter sagt, „die Hauptbedingung des nomadischen Völkerlebens auf der Stufe patriarchalischer Entwicklung in den heißen, fast tropischen, vorzüglich aber subtropischen, regenärmeren Länderstrichen des Planeten."

Hiernach wird es nicht mehr befremden können, daß die Geschichte des Kameels sich in dasselbe Dunkel zurückverliert, wie die der ältesten Menschheit. Sie weist über die beglaubigte Zeit hinaus, und ohne zu berichten, wann und wie die Unterjochung des Thieres stattgefunden, führt sie uns dasselbe sogleich im Dienste des Menschen vor. Schon Abraham's und Hiob's Reichthum bestand in Tausenden von Kameelen (1. Mos. 12, 16; Hiob 1, 3; 42, 12), und als die von Midian und Amalek gegen Gideon, den Richter in Israel, heraufzogen mit Kriegsheeren „an Menge wie Heuschrecken", waren auch „ihre Kameele nicht zu zählen für der Menge, wie der Sand am Ufer des Meeres" (Richter 7, 12).

Aber das Kameel erscheint allerdings nicht bloß auf den Orient beschränkt. Abgewendet von den eigentlichen Gestadezonen wie von den Gebirgsländern (nur im Norden von Afrika nähert es sich ihnen), die südliche Halbkugel nicht übersteigend, erfüllt es fast ein Drittheil der alten Welt. Von Jenesei und Baikal bis Ganges und Indus, von Don und Ural bis Nil und Niger reichen die Grenzen seines Gebietes; aber indem es im Süden die Zone des Elephanten und im Norden die des Rennthieres gleichsam fliehend berührt, breitet es sich am zahlreichsten über das Löwen- und Dattelland aus.

Dieses wunderbare Thier ist wunderbarer und häßlicher gestaltet als irgend ein vierfüßiges. Aber mag hier sogleich im Voraus hinzugesetzt werden: wenn irgendwo der Nutzen die Häßlichkeit in Schönheit zu verwandeln vermag, so ist dies hier der Fall.

Ausgehend von dem auch den Alten bekannten Abscheu des Pferdes gegen das Kameel, stellt die Lessing'sche Fabel dieses letztere dem ersteren als Zerr- und Schreckbild gegenüber, geschaffen, um dessen unbegnügte Eitelkeit zu strafen. Das Pferd war klagend vor den Göttervater getreten und hatte schmächtigere Beine, einen längeren Hals, eine breitere Brust erbeten und den Sattel, den der Reiter ihm auflegt, als angebornes Eigenthum verlangt. Da quoll Leben in den Staub, und vor dem Throne Jupiters stand das häßliche K a m e e l: das Thier mit den höheren und schmächtigeren Beinen, mit dem Schwanenhalse, mit der breiteren Brust und dem anerschaffenen Sattel. Das Pferd aber zitterte beschämt und

entsetzt, und erblickt seitdem nie mehr ohne Schauder das Mißgeschöpf. — So erzählt die Fabel. Aber wie wirksam diese Scene immer entworfen ist, so scheint doch vom naturgeschichtlichen Standpunkte aus die Aehnlichkeit des Kameels mit dem Pferde kaum noch beträchtlich genug, um als Motiv einer solchen Situation gebraucht zu werden. Eher noch möchte die dem tübetanischen Kameelnamen Nja-bong, d. i. Höckeresel, zu Grunde liegende Anschauung gerechtfertigt sein, da sie wenigstens auf einer gewissen inneren Verwandtschaft der Charaktere beruht. Aber auch schon ein flüchtiger Blick auf das Kameel zeigt, daß diese Thiergestalt ganz aus den Formen und Maßstäben der übrigen Vierfüßer heraustritt.

Man kann sagen, das Kameel vereinige gleichsam in groteskem Gesamtbilde die Typen der verschiedenen Wiederkäuer. Aus dem großen, plumpen Rumpfe dringt vorn, fast zwischen den Beinen, der mächtige Giraffenhals. Aber er steigt nicht stolz und steil empor, wie bei diesem Wüstenrenner und seinem Gefährten, dem Strauß, sondern gesenkt und in langer Biegung krümmt er sich heraus, um dann erst mühsam sich aufzurichten, als balancire er wie ein Hebel die eigene Körperlast, oder als strecke er sich erwartend dem Joch entgegen. So scheint hierin schon der dienende und duldende Charakter des Thieres ausgesprochen. Auf diesem Halse steht ein unverhältnißmäßig kleiner Kopf mit entschiedenem Schaftypus. Die Stirn kurz, die Nasenlinie einfältig langgezogen und gebogen, die Oberlippe gespalten, die Unterlippe hängend und beim Fressen immer höchst ernsthaft nach dem Takte malmend, das Ohr klein, das Auge in großer Halbkugel gläsern hervorstechend, die ganze Physiognomie gähnend, stupid. Auch die starr geradausgekehrte Stellung des Kopfes, die in einer eigenthümlichen Wirbelbildung ihren Grund hat, trägt dazu bei, diesen geistlosen Ausdruck zu verstärken, obschon gerade sie von den Orientalen häufig gepriesen wird. Der Rumpf selbst schiebt in seiner Masse nach vorn, mehr dem Hirsch- als dem Stierleibe ähnelnd. Der breiten zottigen Brust mit den stämmigeren Vorderfüßen steht das hagere Kreuz mit den hohen Hinterbeinen entgegen, über welche ein Kuhschweif hinabfällt. Mitten aus dem Rücken endlich erhebt sich der Höcker, der Thurm dieses wundersamen Gebäus, auch er gewissermaßen ein Symbol des lasttragenden Schicksals. Dem genährten

Weidethier schwillt er (mit dem Dichter zu reden) „gleich eines Schmiedes Blasebalg" in runder Völle, wie er dem darbenden, übermäßig angestrengten zu einem magern Hügel zusammenschrumpft; er ist der Sattel des Reiters und das Proviantmagazin des Thieres, die unschönste und zugleich die nützlichste Mitgift der Natur. Von Brust und Kinn hängt ein langer Bart herab, die Fußgelenke und den Bug bezeichnen kahle Schwielen, eckig ungethüm steht die ganze Gestalt auf den knochigen Beinen: kaum daß ihr der lenkende Beduin bis an die Hüfte reicht. Eine solche Erscheinung ist imposant nur durch ihre abenteuerliche Häßlichkeit. Vertieft sich dazu ihre Farbe aus dem gewöhnlichen Gelbbraun in's Schwarze, und verwandelt sich der Höcker, wie bei dem baktrischen Kameel in ein Doppelgebirg, so wird Lucians Märchen begreiflich, daß einst ganz Alexandrien, durch den ersten Anblick des bis dahin unbekannten Geschöpfes in Schrecken gesetzt, die Flucht ergriffen habe.

Doch nun sehe man die monströse Gestalt sich in Bewegung setzen. Allerdings ist die Haltung unbeholfen. Keine Spur von dem frei ausgreifenden, stolz die Scholle zurückwerfenden Schritte des Pferdes. Schaukelnd schwankt das Thier auf und ab, auch darin dem Schiffe ähnlich; aber gleichmäßiger, sicherer und wie oft! schneller als der wellendurchfurchende Kiel theilt es die Sandwogen, vom Aufgang bis zum Niedergang des Tagesgestirnes ununterbrochen dahinziehend. Seine breiten, schwieligen Sohlen tragen es, ohne zu versinken, über die Wüste, und so leise schreitet dieser plumpe Fuß, daß kaum ein Ohr sein Nahen vernimmt. Ueber Sand, Trümmer und Felsen sieht man plötzlich ein hochgerecktes, weitgestrecktes Thier daherkommen, still und fast feierlich wie eine wandelnde Wolke. Es liegt, dünkt mich, schon in diesem Gange etwas von dem sanften, ernsten Wesen des Kameeles. Weiß doch der arabische Improvisator die festlichen Tanzbewegungen der Braut in seiner kühnen Bildersprache nicht würdiger zu vergleichen, als mit dem gemessenen Schritte des Kameelweibchens.

Aber mit der Gestalt hebt und belebt sich zugleich die Physiognomie. Das Auge, das unter den Brauenknochen so dumpf und ausdrucklos hervorstarrte, blickt ruhiggroß umher. Es sucht vertrauend den Menschen. Und wenn es nun unter dem Schatten der Wimpern langsam umrollt und der vielfarbige Stern bald in Schwarz, bald in Weiß zu schimmern scheint,

dann strahlt aus ihm ein solcher „seelenvoller, fast erhabener" Ausdruck, eine solche Milde und Sanftmuth, daß es nicht mehr überrascht, von Reisenden zu hören, es weine im Schmerz. Das kleine, scharfhörende Ohr richtet sich auf, die Nase öffnet gleichsam saugend ihre Spalten, der Hals reckt sich höher: das ganze Thier ist ein anderes.

Auch der Charakter entfaltet dem Beobachter erst allmählich seine stillen Tugenden. Es durchdringt sich in ihm der phlegmatisch-melancholische Sinn der Wiederkäuer mit dem mehr cholerischen der Pachydermen. Gleichmüthig, sanft, ergeben, „ein Sohn der Geduld", wie sein Herr, der Beduin, trägt es mit diesem und für diesen alle Beschwerden der Wüste. Es hungert und dürstet mit einer Genügsamkeit ohne Gleichen, wandelt in Sonnenbrand und Nachtfrost durch Sand und über Felsgeröll, kaum am Abend seiner Bürde erledigt, nur dann und wann mit dem Stachelgestrüpp der Mimosen den langverhaltenen Hunger stillend. Zutraulich schmiegt es den Hals an seinen Führer, folgt ohne Zaum und Zügel dem bloßen Wort, lauscht der gesprächigen Rede und verdoppelt seine Schritte, vergißt jedes Mühsal, wenn die Rohrflöte klingt oder der Chor der Huddis die alten Heldenlieder von Iran und Turan anstimmt. So harrt das Kameel Wochen, Monate lang aus, und strengt, dem schmeichelnden Treiber zu gefallen, seine letzten Kräfte an, bis es niedersinkt und ein über den ganzen Körper hervorbrechender Schweiß sein nahes Ende ankündigt. Dennoch würde es zu diesem Dienste, dem jedes andere Geschöpf erliegen muß, nicht tauglich sein, wenn seiner Hingebung und Treue nicht zugleich eine hohe Gelehrigkeit zugesellt wäre. Das Kameel ist ein geistreicheres Thier, als der erste Anblick verräth, und vielleicht eben so sehr Erzieher als Zögling des Wüstenhirten. Es erklettert den Felsen, es schwimmt durch den Strom, es zieht das Floß und den Pflug, es trägt den leichten Reiter und das schwere Geschütz, steht im Treffen, jagt in Angriff und verstellter Flucht dahin, und zeigt dem Bernsteinsucher am Meeresstrand, wenn sein scharfes Auge das Harz im Mondlicht flimmern sieht, niederknieend den kostbaren Fund.

Sind diese Eigenschaften des Thieres, so zu sagen, mehr passiver Art, und entbehren sie jenes stolzen Glanzes, durch den das Pferd besticht, so zeigt doch auch das Kameel erregtere Affekte und selbst wilde Leidenschaft.

Da fällt sogleich seine wahrhaft rührende Jugendliebe auf. Keinen Augenblick vergißt die Kameelmutter des noch frei neben dem Lastzuge trottenden Füllens, sie bewacht jeden seiner Schritte, dem verlorenen läuft sie nach, bis es aufgefunden ist, und beklagt das todte in ergreifenden Jammerlauten und mit „strömenden Thränen" Tage und Nächte hindurch. Und wie der Liebe, so ist das Kameel nicht minder des höchsten Muthes fähig. Wenn die Horden der Beduinen ihre blutigen Fehden auskämpfen, ist das Kameel ihr Schutz und Trutz. Den Hals hoch aufgerichtet, das Auge funkelnd, stürmen sie im kühnsten Wurf der Schenkel dahin. Das Klirren der Schwerter, das Krachen des Gewehrfeuers, das Geschrei der Führer entzündet in dem friedlichen Thiere die wildeste Kampflust. Mit Windesschnelle, kaum von dem Pferde gefolgt, dringt es vor; doch auch im höchsten Ungestüme noch jedem Worte des Reiters horchend, stürzt es ebenso wieder zurück aus dem Bereiche der feindlichen Geschosse.

Diesen Muth steigert die Brunst, aber mehr noch grausame Behandlung zu einer Wuth, in der das Thier nicht bloß über seinesgleichen herfällt, sondern nicht selten sogar dem Menschen Gefahr droht. Es werden dann alle die Untugenden des phlegmatisch-cholerischen Temperaments an ihm wahrgenommen. Seine Ausdauer verwandelt sich in Störrigkeit, seine Sanftmuth in Stumpfsinn, seine Dankbarkeit in nie vergessende Nachsucht. Träg und schreiend widersteht es der Belastung, sucht boshaft zu entspringen, und weist dem Treiber das Gebiß, aus dem die hakenartigen Raubthierzähne drohend hervorblitzen. Er ist verloren, wenn er nicht schnell sich der furchtbaren Schneide entzieht — ein Biß würde ihm den Kopf kosten. Wer erkennt hier noch das vielgepriesene „Thier ohne Galle"? das fromme, duldsame Geschöpf des Arabers? Aber freilich wer wird sich über solche Entartung noch wundern, wenn er sich erinnert, mit welcher empörenden Härte der Kabyle dieses Geschöpf tyrannisirt! Ein Leitseil roh um die Lippen desselben geschnürt, über Klippen und Schlünde dahinsprengend, und wenn dem müden Thiere die Kraft versagt, es mit unter den Bauch gebundenen Dornen und Feuerbränden zu neuem Laufe spornend — so hetzt der Barbar sein Kameel, bis es zusammenbricht, um dann über das

verendende herzufallen und mit scharfen Kieseln aus seinem zuckenden Körper Fleischstreifen zu einem Biwachtschmause zu reißen.

Wohl liegt bei einem solchen Thiere die Frage nach seiner Urheimat nahe. Aber diese Frage ist um so schwerer zu beantworten, je weiter sich mit den Jahrhunderten die Peripherie seines Verbreitungskreises ausgedehnt hat. Ursprünglich vielleicht auf den arabisch-libyschen Wüstenstrich beschränkt, ist es den Eroberungs- und Handelszügen der vorderasiatischen Stämme nach Norden und Süden gefolgt. Im frühesten Alterthume mochten es Hebräer nach Aegypten gebracht haben, doch ward das dem verachteten Hirtenstande zugehörige Thier erst nach vielen Jahrhunderten heimisch. Die nordafrikanischen Völker lernten es später kennen; in keinem der punischen Kriege findet man das Kameel, ein Siegesbülletin Cäsars erwähnt es zuerst unter der dem König Juba abgenommenen Beute. Die Perserkriege führten es auf europäischen Boden. Das Heer des Xerxes begleiteten Karavanen von Lastkameelen, über welche, nach Herodot's Erzählung allabendlich die thessalischen Löwen verheerend sich herwarfen. Aber damals so wenig als später, bei dem Anstürmen der Gothen gegen die Römergrenze, fand das Wüstenthier Eingang im Occident. Epochemachend wurden in der Geschichte des Kameels erst die Siegeszüge des Islam. Es erscheint da gleichsam als ein Träger des Mohamedanismus. Denn über ganz Nordafrika drang es mit dem Koran zugleich, und wie es über die Meeresscheide von Gibraltar noch einmal hinüberschritt nach Europa, wenn auch nur zu kürzerer Herrschaft: so sehen wir es im Süden zu den Kokoswäldern des Ganges und Indus hinabziehen, um auch dort eine muselmännische Aera zu begründen. Den Kriegsschaaren Sultan Mahmud's, der im Jahre 1024 aus Kabulistan aufbrach, um den größten noch übrigen Braminentempel bei Somnath zu zerstören, führten allein zwanzigtausend Kameele den nöthigen Wasservorrath durch die Wüsten von Multan und Sind nach.

In ähnlicher Weise verbreiteten die Mongolen das Kameel über die Gobi, in die pontischen und uralischen Steppen, bis nach Sibirien. In diesen Ländern ist es jetzt noch zu Haus. Es lagert vor den spitzen Filzzelten des Kirgisen, dessen höchster Reichthum es ist; der Tatar spannt es, mit dem Joch, zwischen Hals und Buckel, an die Deichsel seines kornbeladenen

Karrens; der Kalmücke behängt es mit Glocken und zieht singend, Weib, Kind und Götzenbilder auf dem Rücken des Thieres, durch die Salzsteppen; der Samojede treibt es samt dem Rennthiere zugleich in seinen Sumpf- und Waldweiden umher, und der Buräte reitet, wenn Schnee die Thäler füllt und die Flüsse schwellt, auf dem Kameele sicher hindurch, welches er zum Schutze gegen das feindliche Klima in dichte Hüllen genäht hat. „Das Thier der trockenen und tropischen Sahara ist zu einem Wasserthier an der Schneegrenze Sibiriens geworden." Statt des Chamsins und seiner glühenden Sandtromben umbraust es die nordische Wjuga. Millionen blitzender Eisnadeln erfüllen die Luft und dringen wie Pfeilspitzen überall ein, der Schnee kreist in Wolken fallend und wieder emporstiebend, Erde und Himmel zu einem Chaos vermengend, in welchem jede Spur eines Weges verschwindet; aber das Kameel wandert hindurch. Ein Strom schießt durch die Steppe. Das Kameel scheut den ersten Schritt in das ungewohnte Element, es zögert, tritt hinein, und nun einmal von der Welle ergriffen, schwimmt es auf die Seite gelegt, ohne Ruderschlag, gleich einem geschwellten Luftballon hinüber, leichter fast als jedes andere Thier. Aber dies ist auch die äußerste Grenze im Norden, bis zu welcher das Kameel zu kommen vermag, und es ist hier längst nicht mehr das edle Thier von Iran und Nedschd. Seine Gestalt ist klein, sein Haar lang und zottig, sein Gang langsam, sein Sinn widerspenstig. Ebenso bezeichnet das Indusdelta in Asien und die Nigermündung in Afrika die äußerste Südgrenze seines Vordringens. Denn da, wo die tropischen Regengüsse das grasreiche Land in Schlamm auflösen, erweicht sein zäher Schuh, und das Thier stürzt mit auseinandergleitenden Hinterfüßen zu Boden, oder es erkrankt in der feuchten, fieberbrütenden Schwüle. Das Kameel ist, wie schon oben gesagt, insbesondere nur für die trockenen, freieren Kiesflächen des Planeten bestimmt. Es ist das natürliche „Complement der Wüste", dem in Europa nicht sowohl das Klima, als vielmehr das „Agriculturleben der Civilisation" entgegensteht, während in den regenarmen Steppen der Südhemisphäre, auf den Hochebenen des Kaffernlandes und Madagaskars, die Giraffe an seine Stelle tritt.

Diese Natur des Kameeles und diese Beschränkung auf die Nordhälfte der alten Welt weist auf Arabien und Innerasien als seine Heimat. An

der Grenze der Wüste Schamo lebt es noch heute wild oder verwildert; es wird gejagt, aber läuft so schnell, daß der bestberittene Jäger es nur selten mit seinem Pfeile erreicht. Anders ist es in Arabien. Hier erscheint das Kameel, wie bereits bemerkt, seit Urzeiten nur als der treuausharrende Gefährte des Menschen, und die Hunderte von Namen (Bochart zählt sechshundert, Hammer sechstausend), mit denen die bilderreiche Sprache des Arabers das Thier belegt, sind fast eben so viel Ausdrücke der dankbarsten Schätzung und Liebe.

Aber noch tritt ein anderer Unterschied hervor, auf welchen schon Aristoteles aufmerksam gemacht hat. Jenes wilde Kameel der heutigen Mongolenländer, von den Alten das baktrische genannt, hat durchgehends zwei Höcker (Trampelthier, δίτυλος bei Diodorus). Sein starkes, wolliges Haar, das an Nacken, Stirn und Schenkel zottig herabhängt, schützt es in den rauhen Klimaten seiner Heimat; der gedrungene, massige Körperbau befähigt es, größere Lasten zu tragen und länger auszudauern, sein Fuß geht in kürzerem, aber sicherstem Schritt. Es ist vorzugsweise das Bergthier. Darum wird es in den heiligen Büchern der Zendvölker als der Erstling der Thiere gepriesen, „nur geschaffen für die Reinen.“ Das einhöckerige, arabische Kameel mit schlanken, beweglichen Gliedern, kleinem und gestrecktem Kopf, feinen, kurzen Haaren, erscheint dagegen mehr als das Laufthier der Ebenen und Wüsten. Seine Gestalt ist edler, sein Ausdruck intelligenter, doch mag es früher erliegen.

Obwohl nun äußerlich beide Arten augenfällig genug von einander abweichen, so wird dieser Unterschied doch nicht allzusehr betont werden dürfen, da ihm nur geringe innere Unterschiede entsprechen. Besonders hervorzuheben ist bei dem baktrischen Kameele der einfachere Bau des Magens. Denn hier gehen Pansen und Haube völlig in einander über, während bei dem einhöckrigen Thiere die vier Abtheilungen des Magens deutlich gesondert sind. Die Meinung Büffon's, der Doppelhöcker sei nur aus einer Ausartung hervorgegangen, bleibt daher unhaltbar. Aber wohl hat man andrerseits immer zu erwägen, daß jedenfalls auch das Kameel, wie andere Hausthiere der Völker, das Ursprüngliche seiner wilden Gestaltung durch die Cultur verloren hat.

2.

Om el Bel, „Mutter der Kameele“, so nennt der Araber die Mitte seiner Halbinsel, das steinige Hochland von Nedschd. Mit Stolz und mit Recht. Denn hier ist wirklich das eigentliche Zuchtland des Kameels, und hier am ersten könnte dessen Urheimat gesucht werden. Zahllose Heerden durchziehen die Steppen; noch heute wie vor Alters versehen sich die Nachbarvölker aus Nedschd mit edlen Thieren, ohne je den Reichthum des Landes zu erschöpfen.

Den hohen Werth des Kameels erkennend, hatte der Beduin es schon in der vormohamedanischen Zeit geheiligt, und tausend Sprüche, Sagen und Lieder feierten dessen Lob von Geschlecht zu Geschlecht. Zahlreiche Schriften sind allein seiner Natur und Zucht gewidmet; ja selbst in die deutsche Thiersage trat das wunderbare Geschöpf der Fremde ein. Es ist nach der Lehre des Korans aus derselben Erde geformt als Adam, und wie durch das irdische Leben begleitet es den Araber auch in jenes zukünftige. Ohne Dattel und Kameel würde der Himmel, in dessen Wolkenzügen und Sterngruppen er nur die Bilder ziehender Kameelheerden sieht, für ihn eine Oede sein. Den Brunnen Zenzem, den lange verlorenen, welchen Engel in der Wüste öffneten, um Hagar zu tränken, fand ein Kameel wieder auf: hier ward Mekka gebaut. Als der Prophet nach Medina flüchtete, entriß ihn die Schnelligkeit seines Kameels den Verfolgern; es rastete nur Einmal, und auf dieser Stelle erhob sich die erste Moschee. Von einem Kameele herab verkündete er seine letzte Offenbarung, auf einer Kameelstute ohne Flecken (Nagah) ist er in das Thor des Paradieses gezogen. Kein höheres Besitzthum giebt es und kein höheres Opfer als dieses Thier; Blutrache verfolgt den Frevler, der es tödtet. So hatte übermüthig vergossenes Kameelblut einst den Vernichtungskampf der Bakhr und Taghlebiten entzündet, der über ein Menschenalter währte, obschon beide Eines Stammes waren. König Kuleib, der das friedlich weidende Thier niedergeschossen, war der Erste, der die That mit dem Leben bezahlte. — Will das arabische Weib dem Manne schmeicheln, so nennt sie ihn zärtlich: „Mein Kameel!“ und in der Todtenklage der Verwittweten wiederholt sich am häufigsten der Ausruf: „O du Kameel des Hauses, wer hilft mir meine Last tragen?“ Das

Kameel, der treue Gefährte, dem der Araber Alles dankt, konnte nicht bloß sein Sklave bleiben, es wurde zu seinem Freunde, zu seinem Bruder, ja zum zweiten Vater der ganzen Familie, die ihn so sehr verehrt, daß er mit Theil nehmen muß an ihren häuslichen Gebeten, Waschungen und jedem frommen Brauch. Mit seinem Kameele theilt der Araber Alles, was ihn selbst betrifft, Speise und Trank, Arbeit und Erholung, Lust und Leid, Leben und Tod; bei seinem Kameele schwört er, wie bei Himmel und Erde.

Die Geburt des Kameeles ist daher ein wichtiges, festliches Ereigniß; man begrüßt das junge Thier bei seinem Erscheinen mit dem Freudenrufe: Es ist uns ein neues Kind geboren! Trifft sich dieses auf dem Wanderzuge durch die Wüste, so nimmt es der Beduin liebkosend auf den Arm, läßt es dann einige Stunden auf dem Rücken der Kameelmutter ruhen; auf der nächsten Station stellt er es ihr schon zur Seite. Die jungen Thiere sehen höchst sonderbar aus. Die Biegung des Maules tritt bei ihnen viel stärker hervor, als bei dem alten Kameele, und giebt dem Kopfe eine gewisse Aehnlichkeit mit dem eines Habichts. Dabei tragen sie den wolligen Körper höchst unbeholfen auf den langen Beinen und sind sehr eigensinnig. Kaum berührt erheben sie ihr unangenehmes Geschrei. Schon zeigt sich der Höcker, aber noch keine Spur von Schwielen, die indeß ebensowenig, als jener, altererbte Male der Sklaverei, sondern vielmehr die natürlichen Polster des gehenden und ruhenden Wüstenthieres sind. Hat das Füllen sein viertes Jahr zurückgelegt, so wird es gezähmt, indem man ihm die Vorderfüße durch ein um den Kopf geschlungenes Seil fesselt und es zwingt, auf gewisse Zeichen niederzufallen und sich zu erheben. Nun, da es abgerichtet, beginnen die Mühsale des Lasttragens oder der Eilzüge durch die Wüste; das Kameel tritt in den Kreis des Nomadenlebens oder in den Dienst des völkerverbindenden Handels, und hier erst zeigt sich ganz die Einzigkeit und die hohe Bedeutung des Thieres.

Versetzen wir uns in die Karavanserei.

Es ist Mitternacht vorüber, der erste fahle Schein des Morgens, „der Wolfschweif", wie die Beduinen sagen, streicht über den Himmel. Dunkle, plumpe Massen lagern, Felsblöcken gleich, im Sande; es sind die Kameele der großen Handelskaravane. Zwischen ihnen schleichen in langen Mänteln

Beduinen umher, den Thieren die Fußgelenke zu entfesseln: denn die Stunde des Aufbruchs ist gekommen. Alle kostbarsten Erzeugnisse der Natur und der Menschenhand liegen hier in Ballen und Kisten aufgestapelt. Seide aus Indien, Shawls von Angora, Sammet aus Brussa, Baumwollengewebe von Mosul, damascenische Säbel, persische Dolche, arabische Lanzen, Straußfedern vom Kap und indisches Elfenbein, Perlen von Bahrein, duftende Oele, Gummi, Weihrauch, Myrrhen, Granatäpfel, Datteln, Schnee vom Atlas für eines Pascha's Keller: alle diese Seltenheiten liegen hier bei einander vereint, und die Kameele tragen sie vom Senegal nach Mogador, von Bagdad nach Mekka, von Dschidda nach Kairo, von Tombuktu nach Alexandrien. Jedem einzelnen Thiere wird eine Last von 4 bis 6 Centnern aufgelegt, die in dem hölzernen Sattelgerippe, mit welchem der Höcker umzäunt ist, ihren Hauptschwerpunkt hat. Das Kameel giebt seine unruhige Verwunderung über die Bejochung zu erkennen, aber es ist nicht widerwillig, und besonnen erhebt sich das mächtige Thier, wenn es seine Last erhalten, in dem gewohnten Zickzack: erst halb auf den Vorderfüßen, dann langsam und wie prüfend mit den Hinterfüßen, zuletzt richtet es sich vorn ganz auf. Ueberbürdet der Treiber das Thier, so bricht es, seine Ohnmacht fühlend, in ein Jammergeschrei aus, bis die Last erleichtert wird. Treffend nennt es der Araber deshalb auch „das schreiende Schiff", und er achtet dieser klagenden Stimme wohl. Fährt er aber dennoch fort, das Kameel zu beladen, so wird das Geschrei desselben schwächer, und findet es auch da noch nicht Gehör, so stößt es bald nur noch einzelne Seufzer aus; wenn es endlich schweigt, schweigt es für immer. Es bleibt am Boden liegen, weder Gewalt noch Liebkosungen, weder Hunger noch Durst bringen es von der Stelle; es erwartet ruhig den Tod.

Nach zwei Stunden ist die Karavane gerüstet. Das Signal zum Aufbruch wird gegeben, und ein Kameel hinter das andere gebunden, je 10 bis 20 zu einem Ketar (Kette) vereinigt, setzen sich die Hunderte von Thieren allgemach in Bewegung, bis der ganze Zug in einer unabsehbaren, staubaufwirbelnden Linie sich entrollt. Voran reitet auf einem Maulesel der Führer der Karavane, ein hagerer Araber, die lange Flinte über der Schulter. Den Kameelen zur Seite gehen die Treiber; es sind athletische,

schweigsame Neger oder redefertige Söhne der Wüste. Auf dem Rücken der Lastthiere sitzt der Kaufherr, die Hand wachsam an Dolch und Säbel gelegt, sitzt der Pilger, den ein frommes Gelübde zur Kaaba treibt, der phlegmatische Türke im hohen Feß, der Franke, der unbeholfen hin und her schwankt, und weiterhin in Körbe gepackt, je zwei auf einem Kameel, verschleierte, neugierkluge Weiber. Um den Zug aber schwärmt auf kleinen sehnigen Pferden oder hoch auf kleinen Dromedaren die Schaar der Beduinen, welcher das Geleit der Karavane obliegt. Ein weißbärtiger Scheich führt sie an; immer tummeln sie sich, schießen hierhin und dorthin, lauschend, lachend; die Federbüschel ihrer langen Lanzen, ihr weißer, faltenreicher Burnus, ihr schwarzes Haar flattert im Winde.

Jetzt steigt die Sonne empor; über die Wüste rollt der goldene Strom, rein und hehr, wie da er zum ersten Mal über die werdende Veste sich ergoß. Die Karavane kehrt sich dem aufsteigenden Lichte entgegen und begrüßt den Herrn der Schöpfung. Aber ihr Gebet ist stumm; der Mensch feiert und ist still mit der feiernden, stillen Natur. Nichts hört man, als die heisern Kehllaute des Kameeltreibers oder das Getön der Glöckchen, mit denen er sein Thier behängt. Und höher erhebt sich die Sonne, ihre Glut strahlt herab und wieder von der Erde auf. Der Huddi geht rüstig im Schatten des gleichmäßig fortschreitenden Kameels einher, farbenbunte Märchen blühen ihm aus dem Sande entgegen; er träumt von sprudelnden Brunnen, von Palmen mit goldenen Aepfeln, von Zauberern und Drachen, die im krystallenen Schloß Rubinen und Karfunkel hüten. Oder er erzählt dem Kameel von seinen eigenen Geschichten, Thaten und Thorheiten, und freut sich des Zuhörers, der ihm mit gespitzten Ohren lauscht. „Nun berichtet er ihm, um es zu neuer Ausdauer zu spornen, von seiner Race und Abstammung, von seinen rühmlichen Vorfahren, von den Wegen, die sie zurücklegten, von deren Freundschaft und Begebenheiten mit seinen eigenen Ahnen, und verheißt ihm zahlreiche Nachkommen. Dann lobt er es als sein bestes Kameel, bläst ihm Tabacksrauch in die weiten Nasenflügel, verspricht ihm eine baldige Heirat, nennt es Bruder, küßt es, singt ihm Liebes- und Kriegeslieder vor." Bei ihren scharfen Takten preßt das horchende Thier die Kinnladen zusammen, es knirscht mit den Zähnen und dreht den



Das Kameel.

Kopf nach dem Sänger hin, dem es dankbar die Hand leckt. Jede Ermüdung ist vergessen, und trotz seiner Bürde legt es unglaubliche Strecken zurück, zur Wonne des Gebieters. In der That sollte man nicht meinen, die Natur habe dem Kameele diesen geistigen Sinn für Musik und Gesang zu der Dauer und Kraft des Körpers als einen zweiten, vielleicht noch mächtigeren Hebel hinzugegeben, um die jedem anderen Geschöpfe unüberwindlichen Beschwerden der Wüste zu überwinden?

Zeigt sich doch das Thier einmal lässig oder störrisch, so fehlt es dem feurigen Araber nicht an Zorn, Schimpfreden und Vorwürfen, wie gegen einen menschlichen Widersacher. „Es muß sich die Namen Hundssohn, Jude, Nazaräer, Ungläubiger gefallen lassen, und oft hören, daß es seinen Wohlthäter vergessen habe, der es geschmückt und ihm Amulete gekauft, um es gegen den „bösen Blick“ und andere Fährlichkeiten zu schützen. Aber sein Kameel zu prügeln, dazu läßt sich der edle Araber nie herab. Nur durch das Wort lenkt er das kolossale und doch so willige Thier, oder durch den Fuß, mit dem er ihm vom Sattel aus sanft auf den Nacken tritt, oder durch den Stab, mit dem er es nur zu berühren braucht, um ihm die Richtung zu zeigen, welche es gehen soll.“ Wenigen Thieren legt er einen Zaum an, und selbst von diesen sagt das arabische Sprichwort, wenn eine Maus den Zaum ergreife, könne sie das Kameel führen, wohin sie wolle. „So bleibt die große Maschine sich fast ganz selbst überlassen, ein wahres Wunder, mit schwerer Last im gleichmäßig abgemessenen Schritt, oder unbelastet in dauernd flüchtigster Bewegung, die von nichts unterbrochen wird.“ Während das Pferd immer nur gelenkt und beachtet sein will, da jeder Windstoß, jedes raschelnde Blatt seine Phantasie in Schrecken setzt, läßt sich der stoische Gleichmuth des Kameels von keinem vorübergehenden Wechsel oder Zufall beirren.

Es ist Mittag. Die Sonne steht lothrecht am stahlblauen Himmel und drückt mit unbeschreiblicher Schwere auf Mensch und Thier, um den Horizont aber lagert schwefelfarbiger Brodem. Die Beduinen haben sich dichter in ihren Burnus gehüllt, aus dem nur die schwarzen Augen hervorfunkeln; zusammengekauert sitzen sie auf ihren Pferden und Dromedaren, Lanze und Säbel über den Sattelknopf geworfen. Die Treiber schleichen matt neben

den Kameelen, die Märchenerzähler sind still geworden, auch die Rohrflöte ist verstummt. Das Knistern des unter den Füßen der Thiere zusammenrieselnden Sandes ist der einzige Laut in der unendlichen glühenden Weite, aber er klingt dem peinlich gespannten Ohr wie meilenfernes Rauschen eines Katarakts. Umsonst sucht auch das Auge nach einer Spur des Lebens. Da ist nirgends Baum noch Strauch, nirgends selbst nur ein Schimmer dürftiger Halme. Nie, das sieht man, hat der Fuß des Fremdlings in dieser Oede geweilt, als um sie zu fliehen und wieder zu menschlichen Stätten zu gelangen. Grabhügel und Gebein, Tod und Verwesung in allen Gestalten sind die einzigen Spuren der Hunderte und Tausende, die diese Straße der Schrecken gezogen. Langsam kreist der Aasgeier in den Lüften, der Schakal schleicht lauernd hinter den Sandbergen hervor: sie machen Jagd auf Leichen.

Die Karavane lechzt, denn schon sind die Wasserschläuche geleert, und die Kameele haben den letzten aufgesparten Trunk aus der schwammigen Kammer des Magens heraufgepreßt, die Zunge zu feuchten. Es ist der fünfte Tag seit der letzten Tränke, die „Khims", die Durstzeit muß enden, wenn nicht Thier und mit ihm Mensch erliegen soll. „Käme im Sturm eine schwarze Wolke, rissen Blitze die Schleusen des Himmels auf, es würde den Schmachtenden Labung bringen; das Gebrüll des Löwen wäre ihnen erwünscht, würde es doch ersehntes Land verheißen."

Plötzlich dämmert ein dunkler Streifen auf. Maschallah! Die Spiegelung! Ein Strom, ein Meer rollt seine Wellen, schlanke Stämme steigen empor und wiegen ihre Kronen, Mauern mit flatternden Fahnen, friedliche Hütten, sonnige Gärten — Alles, was das fiebernde Hirn sich ausmalt, da liegt und ragt es in die Luft! Aus Glut und Dunst haben die Djinns der Wüste diesen verderblichsten aller Zauber gewoben. Wehe dem Reisenden, der dem lockenden Gebilde folgen, der seinen Durst aus diesem leuchtenden Becken löschen wollte! Immer weichend würde es ihn immer weiter hineinziehen in das Reich des Todes, bis jede Umkehr unmöglich. Die Karavane hat ein stilles Gebet gemurmelt und zieht langsam, muth- und hoffnungslos von dannen.

Immer unerträglicher wird der Durst, jeder Athemzug wirft einen Feuerbrand in die Pulse. Einzelne Kameele der Nachhut erheben ein Angst-

gebrüll, sie taumeln und zittern, denn das Maß der Kräfte ist erschöpft. Ihres Schicksals bewußt strecken sie sich stöhnend auf den Sand, indeß ihre sanften Augen trauernd die weiterwandernde Karavane verfolgen und wie hülfesuchend umherirren. Religiöse Scheu verbietet dem Araber, das treue Thier zu tödten; er darf es nur des Fleisches wegen, und auch dann noch hat er eine fromme Sühne nöthig. Aber schon sind Geier und Schakal nahe, krächzend und mit schwerem Flügelschlage kommt die Schaar der Raben, um die Beute, noch vor dem Erlöschen des letzten Lebensfunkens, zu zerfleischen. Der Zug schleppt sich weiter, und unbemerkt bleibt wohl ein pilgernder Nachzügler, ein verlechztes Weib zurück. Ihre Thiere sind gefallen. Sie machen einen ohnmächtigen Versuch, der Karavane zu folgen. Bald sinken sie nieder, und den Burnus über das Haupt gezogen, das Gesicht nach Mekka gewandt, betten sie sich todtergeben zum letzten Schlaf, der sie freilich oft erst nach langen, schweren Stunden erlöst. So sterben sie einsam in der Wildniß, kein Grab deckt sie, und nach wenig Tagen vielleicht hat der Smum die letzten Spuren ihres Daseins verweht. Das ist das Loos so Vieler in der Wüste. Aber welche Macht wendet das gleiche Schicksal vom Haupt der Karavane, die immer matter dahinwankt?

Die Sonne sinkt. Die Schatten der Ziehenden gleiten seltsam über das hochgelbe Sandmeer, als gebe der Tod selber dem Zuge sein Gespenstergeleit. Da mit einem Male wirft das Dromedar des Scheichs den Hals hoch auf; es schnaubt mit den weit geöffneten Nüstern des emporgestreckten Kopfes und stößt ein wieherndes Geschrei aus. Wasser! Wasser! Aus Stundenferne saugt das Thier einen feuchten Luftstrom: den unwahrnehmbaren Dunst des Quells. Es bäumt sich und mit wilder Hast stürzt es, seine letzte Kraft aufbietend und jede Bande sprengend, der Wasserstelle zu, und ihm nach mit einem Freudenschrei die ganze Karavane. Jedes Auge leuchtet, die todtesmatten Glieder durchzuckt elektrisches Feuer. Bald auch ist das Thal der Oase erreicht. Eine Palme hebt den Wipfel hinan, zu ihren Füßen schlägt die Tamariske das Zelt ihrer dichten Zweige auf, unter denen sich flüchtend das Laufhuhn der Wüste verbirgt; aber zwischen Gräsern und Binsen murmelt der Quell, der lebenspendende Bach. Er hat die Karavane gerettet.

Die Kameele haben getrunken, die Treiber rufen ihr schmetterndes Krri! und nun lagert sich das Thier. Aber vorsichtig und in demselben Tempo, in welchem es sich erhebt, legt es sich nieder. „Es biegt ein wenig das Knie, erst des Vorderbeins, dann das andere, und fällt mit der ganzen Wucht seiner Last und seines knochigen Körpers auf die Gelenkschwielen nieder; dann zieht es auch die Hinterbeine wie die hohen Schenkel einwärts gegen die vorderen hin und senkt sich da eben so gewichtig nieder; die Kniegelenke pressen sich wie Scharniere zusammen, und der ganze Körper, mit dem was er trägt, lastet rückwärts auf der Croupe, bis der gewaltige Koloß zu der vollkommen ruhigen Lage gelangt, die ihm eigenthümlich ist." Nun erst, da es auf den sieben Schwielenpolstern der Brust ruht, kann es entlastet werden; die abgelösten Ballen bleiben zu beiden Seiten des Thieres auf dem Boden stehen; das Kameel zwischen ihnen erhebt sich seiner Bürde frei und geht auf die Weide. Es begehrt nichts als Dornen, aber sein scharfes Gebiß zermalmt die eisenfesten leicht und mit Lust, als seien es Halme.

Inzwischen taucht die Sonne am Horizont hinab, ein glühender Rubin, und übergießt die ganze schauerlich-großartige Wildniß mit Purpur, um im nächsten Augenblick zu versinken und Alles in Dämmerung zu hüllen. Die Zelte sind aufgeschlagen. Man hat sich gelagert, Feuer prasseln auf, von geschäftigen Händen genährt und bei jedem neuen Aufwurf die Lohe in die Nacht hinausstrahlend. In malerischen Gruppen stellt und lagert sich die Karavane umher. Dort an der Palme lehnt ein Neger, regungslos, wie ein Bild aus Erz. Er gedenkt der Heimat, der Hütte am Niger, der wogenden Grasflur, der rauschenden Wälder, drin Jaguar und Tiger hausen. Hier, neben den Kameelen, die mit ihren großen glänzenden Augen wie nachdenkend in die Feuer sehen, lagern die Treiber zum Schlafe bereit. Hinter ihnen, um ein zweites Feuer, kauern Beduinen; sie spielen, treiben Possen oder schmauchen aus langen Pfeifen und „reichen die Trinkschale des Gesprächs umher." Vor jenem Zelte aber sammelt sich im phantastischen Gemisch der Trachten und Waffen der große Kreis der Reisenden: Araber, Türke, Fezzaner, Jude und Frank in Einer Runde. Sie horchen einem Derwisch, der aus „Tausend und Eine Nacht" erzählt, oder einem fahrenden Improvisator, einem Hariri der Wüste, dessen kecke Lieder der

schwirrende Ton der Rababa begleitet, und werden nicht müde, den Sänger durch ihre preisenden Maschallahs oder durch einen Regen blinkender Dirrhem zu immer neuen Weisen zu begeistern.

Allmählich nahet Mitternacht. Der Mond wirft sein Märchenlicht auf die Scene und kämpft auf den weißen Zeltwänden und den blanken Damascenern mit den Fackelscheinen der niederbrennenden inneren Feuer. Nur die äußeren schlagen noch immer mächtig empor. Sie wehren dem Schakal, der heiser bellend das Lager umschleicht, und zeigen, gastliche Leuchten des Sandoceans, dem einsamen Schiffe der Wüste die Bahn zur Karavanserei. Bei ihnen wacht der Scheich und sein Tribus; aber über das Lager hat der Schlaf die leise Decke gebreitet.

Tiefe Stille; nur zuweilen knistert das gesunkene Feuer;
Nur zuweilen kreischt verspätet ein vom Horst verirrter Geier;
Nur zuweilen stampft im Schlafe eins der angebundnen Rosse;
Nur zuweilen fährt ein Reiter träumend nach dem Wurfgeschosse.
(Freiligrath.)

Und bleichen nun die Sterne, ist Kanopus und Orion am Horizont erloschen, dann erhebt sich mit neuer Kraft die Karavane. Tage um Tage vergehen, Sonnenglut wechselt mit Nachtfrost, bis endlich die grünen Fluren der Fellahs aufleuchten. Im Goldglanz des sinkenden Abends erheben sich die Kolosse der Pyramiden und die kahlen Abhänge des Mokkatam; zwischen ihnen rollt majestätisch der Nil, breitet mit ihren Hunderten von Thürmen und Domen, mit ihren Moscheen und Palästen ohne Zahl die altsarazenische Khalifenstadt sich aus: Kahira, „die Mutter der Welt.“ Die Karavane hat ihr Ziel erreicht. Und schon warten die Nilbarken der Schätze, sie dem Meere zuzuführen, und das Meer wird sie hinübertragen nach Europa, in die Bazars der Weltstädte, in die Schlösser der Fürsten, in die Museen der Wissenschaft, in die Hallen der Industrie.

So ist denn das Kameel in einem noch höhern Sinne als in dem des Beduinen „das Wüstenschiff“, der wirkliche Träger und Führer, nicht eines irren Hirten und Räubers, sondern des Handels und der Bildung ganzer Völker. Durch das Kameel allein sind jene heißen Erdstriche, welche der „Ocean ohne Wasser“ trennt, mit einander verbunden; sie sind nicht mehr

vereinzelte unzugängliche Inseln, nicht die disjecta membra der magna mater, sondern lebendige Glieder, eingefügt in den Dienst und die Kraft des großen Weltganzen. Das häßlichste der Thiere ist das nützlichste; das anspruchloseste Geschöpf hat den großartigst weltgeschichtlichen Beruf, es ist, wie Karl Ritter so geistvoll sagt, „der Vermittler, der von Anfang der Schöpfung bestimmt war, die continentalen Völker auf friedlichen Bahnen zusammenzuführen und den Verkehr zwischen dem Orient und dem Occident ebenso anzubahnen, wie die menschliche Kunst durch das Meerschiff die Gestadewelten des Erdballes einander gegenseitig, wenn schon in späteren Perioden, befreunden sollte."

3.

Die gegebene Schilderung hat vorzugsweise nur des Lastkameels (Dschämmel) gedacht; aber noch bleibt das Laufkameel oder Dromedar (griech. *Δρομάς*, von *δρομός* der Lauf; arab. Hadschin, Maherry, Sabayi, persisch Revahié = fliegendes Kameel) zu erwähnen. Ist jenes das eigentliche Karavanenthier, so ist dieses das Thier der Beduinen, der Renner, der den plündernden Haramy von einer Wüstengrenze zur andern trägt. Zeigt jenes in der struppigen Behaarung, in dem geschundenen Körper und dem schwereren Gange die Merkzeichen der Dienstbarkeit: so ist dieses wohlgenährt, glänzend, schlank, von freiem, fast stolzem Ausdruck. Es steht wie der Zelter neben dem Ackerpferde, und ist, wie dieser, ohne einer andern Art anzugehören, nur durch Zucht und Pflege gehoben.

Von seinem zweiten Jahre ab zu jenem eigenthümlichen Trabe gewöhnt, in dem es die beiden Beine der einen Seite immer zugleich aufhebt, statt wie das Pferd sie zu kreuzen, entfaltet es eine bewundernswürdige Ausdauer und Schnelligkeit. Mehemed Ali ritt einst die 25 deutschen Meilen von Suez nach Kairo, um einer Verschwörung der Mameluken zuvorzukommen, in zwölf Stunden auf seinem Dromedar und sein Page, am Schweif des Thieres sich anhaltend, erreichte laufend mit ihm Kairo. Und doch ist dies nicht das Höchste, was ein Dromedar zu leisten vermag. Im Beginn des letzten ägyptisch-türkischen Feldzuges wurde eine Eilbotschaft von Akra nach

Kairo geschickt. Diese Strecke von 95 deutschen Meilen sollte der Kurier, so lautete der Befehl, bei Verlust seines Kopfes binnen drei Tagen zurücklegen, und der Beauftragte übergab seine Depesche schon in der Hälfte des dritten Tages. Ja Diodor erzählt von medischen Domedaren, die in einem Tage 1500 Stadien (etwa 37 deutsche Meilen) zurücklegten, womit auch Strabo übereinstimmt. Das mächtige Thier, das mit langen Schritten aus weiter Entfernung plötzlich zur Stelle ist, hat etwas fabelhaft Großartiges. Kaum hat der heranreitende Rakeb (Hadschinreiter) dem Begegnenden sein Salem Aleik zugerufen, so ist er, ehe noch der fromme Gruß erwiedert werden kann, dem Auge schon entschwunden, denn das Dromedar schießt wie ein Pfeil vorüber. Dabei ist sein Schritt leichter und von sanftwiegendem Takte; der Araber sagt von dem trabenden Omankameel: Sein Rücken ist so weich, daß du eine Tasse Kaffee trinken kannst, während du auf ihm reitest. Der ungewohnte Europäer zwar empfindet nichts davon. Mit Mühe und stets in Gefahr herabzufallen, erklimmt er das Thier; er klagt über die harten, erschütternden Stöße desselben, und nimmt sich meist nicht viel anders aus, als ein hin und hergeworfener Waarenballen. Wie schön reitet dagegen der Araber! Da erkennt man sogleich den Fürsten der Wüste! Sieben bis acht Fuß über dem Boden, vornehm-nachlässig zurückgelehnt an den Sattelstuhl, der auf dem Höcker steht, den linken Fuß gegen den Hals des Thieres setzend, schaut er freien, gebietenden Blickes umher. Die Hand stützt sich auf den Säbel, der rothe Turban umleuchtet das ernste Haupt wie mit Flammenschein, der Bart rollt lang herab, „glänzend von Tugend": als jage ein Geisterkönig vorüber, so prächtig stolz die ganze Erscheinung!

Aber welcher Arm könnte ihn auch erreichen? Durch das Thor der Wüste zieht kein Eroberer, ihn zu knechten; kein Pferd kann ihn erjagen, schnell wie die Wolke vor dem Winde eilt er dahin. Als Muley Abderrhaman verbannt und verfolgt aus seinem Reiche flüchtete, suchte er die Wüste: er hatte nur zwei Dromedare; das eine war mit seinem geretteten Schatze, dem Goldstaube, beladen; das andere, immer gesattelt und gezäumt, stand stets zur Flucht bereit: so entging er seinen Feinden. Ebenso hatte einst ein Dromedar den Darius Hystaspis glücklich durch alle Gefahren des skythischen Feldzuges hindurchgetragen. Der dankbare König errichtete ihm eine Ruh-

und Pflegestatt, Gaugamela hieß er sie, Haus des Kameeles, das Andenken des Thieres auch ferner Zeit zu bewahren.

Gleich dem Lastkameele, ja besser noch, hungert und durstet das Dromedar Tage lang. In seinem Magen hat es, wie jenes, den sparenden Wasserquell, und vermag es einmal nicht mehr den ärmlichen Shuturdorn zu finden, so ist, wie das arabische Sprichwort bezeichnend sagt, „der Höcker seine Speise." Es saugt das fettige Zellgewebe desselben gradweis ein, um ihn freilich erst nach Monaten, zu ruhiger Weide gelangt, von Neuem zu ersetzen.

Unsere Schäfer rühmen sich, jedes Thier ihrer Heerde zu kennen; aber um wie vieles vertrauter steht der Kameelhirt (Deridschi) mit den seinen! Zieht er aus zu irgend einer Fahrt, so bittet er für sie:

O Herr bewahre sie vor allen drohenden Gefahren!
Laß ihre Glieder eiserne Säulen sein!

und kehrt er heim, so erschallen Lieder zu Preis und Dank der schnellen Läufer. Unter Hunderten kennt der Beduin die Spuren seines Kameeles heraus; an ihren flachen oder tiefen Eindrücken sieht er, ob es leicht oder schwer ging. Hat er sich verirrt, so läßt er ruhig das Thier gewähren, denn es findet auch in der unwegsamsten Wildniß den Weg. Am Tage ruht und geht der Müde in seinem Schatten, des Nachts wärmt es ihn, wacht sein leises Ohr für ihn. Es tränkt ihn mit seiner Milch, kleidet ihn mit seiner Wolle, speist ihn, wenn es endlich nach 30 bis 50 Jahren treuer Dienste untauglich wird, mit seinem Fleische; selbst das Schlechteste an ihm ist dem Beduinen noch nutzbar. Hat der Beduin ein Kameel, so hat er Alles: denn es leistet ihm mehr als Pferd, Rind und Schaf zusammen; er bedarf nichts weiter. Man biete ihm alle Reichthümer, von denen seine Märchen erzählen, und fordere ihn auf, das bewegliche Zelt der Wüste zu lassen und sein festes Haus an den Wassern des Nil unter den Palmen zu bauen, und er wird dem beredten Sprecher verachtend den Rücken kehren. Wie den Schiffer das Brausen der Wogen und das Gebrüll der Stürme, wie den Alpenjäger der Donner der Lawinen und das Eis der Gletscher: so lockt ihn die Wüste, die freie, unendliche. Auf dem Rücken des Kameels sie kühn

zu durchziehen, am Oasenquell zu ruhen und den langen Durst in langen Zügen zu stillen, das dünkt ihn eine größere Herrlichkeit, als im Bann der Grenzen zu wohnen und von der Fülle der Güter zu schwelgen.

Der Europäer hat Mühe, sich aus seiner Civilisation heraus in eine so ursprüngliche Lebensweise zu versetzen. Er muß die Söhne der Wüste sehen und hören, wenn er ein Bild dieser schrankenlosesten Unabhängigkeit, dieser stolzen, obschon rohen Einfachheit, dieses kühnen, abenteuernden Raub- und Hirtenlebens gewinnen will. So werde denn hier zum Schluß ein solcher wilder Beduinenklang aus dem Liede Shanfarat's, des Dicklippigen, des Sängers vom Stamme Azd vernommen.

Er war Mahomed's Zeitgenosse, schnell im Laufe, wie ein Pferd, „der Mann des Blutes und der Beute, halb Wolf, halb Hyäne," wie er sich selbst nannte. Er hatte geschworen, hundert Mann vom Stamme der Benu Salama zu tödten. Sobald er Einen des Stammes erblickte, faßte er zum Bogen und schoß ihm durch Auge und Hirn. Neunundneunzig hatte er getödtet, allen Nachstellungen entrinnend, bis er von Asir, dem Schnellsten aller Schnellen, bei nächtlicher Weile an einem Brunnen erschlagen ward. Als später ein Benu Salama an der Quelle vorüberging, trat er auf den Schädel des erlegten Blutfeindes und verwundete sich am Fuße, so daß er sterben mußte. So hatte Shanfara, sagt die Legende, noch im Tode den hundertsten Feind gefällt und seinen Schwur gelöst. — In dem Gedichte dieses wildesten aller Beduinen heißt es:

Kinder meiner Mutter, sattelt eure Thiere; ich suche andere Gefährten als Euch.

Alles ist bereit, das Nachtgestirn strahlt, die Kameele sind gerüstet, sie sind bereit aufzubrechen, wohin es auch sei; schon liegt der Sattel auf dem Rücken.

Ich suche in der Ferne ein Asyl, wo keine Verfolgung; ich kenne die Einsamkeit, in der sich Jeder vor dem Haß der Seinen verbergen kann. Dahin! Dahin!

Da finde ich schon andere Gefährten als Ersatz für mich: den hartherzigen Wolf, den glatten Leopard, die Hyäne mit der dicken Mähne.

Der Fehlende wird da nicht um seines Fehles willen verfolgt; sie stoßen

jede Beleidigung zurück; Keiner weicht feige; — an Muth übertreffe ich sie aber alle.

Ich fühle mich verlassen von jenen Menschen, die man durch Wohlthaten nicht bezwingen konnte, deren Nähe keine Reize gewährt.

Ihren Mangel spüre ich nicht, wenn mich nur Dreies nicht verläßt: Mein unverzagtes Herz! Mein funkelndes Schwert! Mein langer, mächtig schwirrender Bogen!

Wenn er seine Pfeile schnellt, dann zittert die schöne Schnur, an der er jetzt über dem Köcher hängt; die Pfeile im Köcher rauschen dann, wie die Klagetöne der Mutter, der ihre Kinder geraubt sind.

Durst kann ich ertragen; die Weiber kann ich lassen; vor keinem aufrauschenden Vogelflug erschrecke ich; nie bangt mir, wenn der Vogel Strauß sich zeigt.

Ich bin nie unbewaffnet, meine Seele nie ohne Muth.

Wenn mein Fuß die Kiesel der Wüste beschreitet, so müssen sie Funken sprühen und in Stücke zerklaffen.

Ich besiege den Hunger durch leere Vertröstungen, bis er zuletzt zu Nichts wird.

Ich verschlucke den dürren Staub der Erde ohne Feuchte, und will den Retter nicht, der mir durch seinen Trank zu gebieten sucht.

Ich kann Alles ertragen; nur keinen Schimpf kann meine Seele ertragen!

Wie ein hungriger Wolf ziehe ich in der Morgenfrühe von Wüste zu Wüste.

Den grimmen Hunger packe ich zusammen in meine Eingeweide, wie die Hand hundert Fäden in sich zusammenfaßt.

Die Erde ist mein Bett; ausgestreckt auf den Rücken, aus dem die knochigen Wirbel hervortreten; den Kopf gestützt auf den sehnigen Arm.

Ich bin der Sohn der Geduld — und das ist auch mein Gefährte, das Kameel.

II.

Das Elennthier.

Siehst du den Geier über jenen Tannen?
Aufs Wild herab bald senkt er das Gefieder;
Es lüstet ihn das Elenn der Savannen —
Dort sollst du sehen, stürzt' es leblos nieder.

Freiligrath.

Während bei dem Kameele die Gestalt der Wiederkäuer in mißförmiger Extravaganz erscheint, ist dagegen der Hirsch eines der edelsten Thiere dieser Gruppe, ja aller Vierfüßer überhaupt. Sein Körper vereinigt Stärke mit schwungvoller Anmuth; im schlanken Zug des Halses und der Füße giebt sich der Renner, im Zackenschmuck des Geweihs der Herrscher der Wälder zu erkennen, und sein frisches Auge darf mit dem der Gaselle wetteifern. Wir kennen aus eigener Anschauung nur die nächsten Glieder dieser Familie; aber sie sind eben auch zugleich die schönsten.

Ein Hirsch im stillen Bergsee die Krone spiegelnd, oder stolz und verwundert die freie Waldstraße hinabschauend; eine auf der Halde äsende Rehgruppe, die einen ruhend, die anderen in zierlichen Sätzen umherspringend und mitten im Spiele immer sichernd, immer aufschauend und beim leisesten Geräusch in die grünen Schatten davonschnellend, eine Hinde, die ihr Junges zur Tränke führt: das sind Scenen, denen gewiß schon Jeder einmal mit stillem Entzücken gelauscht hat. Indeß gehören auch sie bereits zu den Seltenheiten, und wenn wir das Hirschgeschlecht in seiner Massen-

haftigkeit und ganzen natürlichen Wildheit, wenn wir die historisch bedeutendsten Vertreter dieser Thierordnung sehen wollen, so müssen wir den Norden der alten und neuen Welt aufsuchen.

Unter ihnen steht das Elenn (Elch, Cervus alces) obenan. Der alte Name bezeichnet es als das schnelle und starke Thier, denn es ist wirklich nicht sowohl eine schöne, als vielmehr eine gewaltige Erscheinung. So hoch als ein Pferd und länger gestreckt als dieses — es mißt acht Fuß — erfüllt seine Gestalt beim ersten Anblick fast mit Schrecken und ist wohl geeignet uns in jene Zeiten zurückzuversetzen, in denen die kühnen lobebären Helden unseres Volkes mit Schwert und Speer das Dickicht der Wälder durchzogen, um Ur und Bison zu fällen.

„Darnach sluoc er schiere einen wisent und einen elch
Starcher ure viere und einen grimmen schelch,“

heißt es von Siegfried in jener verhängnißvollen Jagd des Nibelungenliedes.

Ein plumper Kopf, halb dem Pferde, halb dem Stiere zugehörig, hängt ihm groß und schwer am mähnigen Nacken. Auf ihm lastet mit Schaufeln und Gabeln gerüstet das Gehörn, zuweilen von der Schwere eines halben Centners; unter ihm aber quillt ein langer Bart hervor. Dunkles, starres Borstenhaar erhöht den imposanten Eindruck des Thieres, das man nicht ganz mit Unrecht den „Elephanten des Nordens“ genannt hat. Sein Gesamtgewicht steigt bis zu zwölf Centnern.

Will der kurische Edelmann dem deutschen Gaste zur Winterzeit ein Fest bereiten, so veranstaltet er gern eine Elennhetze. Denn das Elenn ist ein echt baltisches Wild, und die Jagd desselben hat noch Etwas von jenem chevaleresken Ceremoniell, mit dem das mittelalterliche Waidwerk sich umgab. In der Frühe eines Decembermorgens ist der Wald, in dessen Brüchen das Elenn wohnt, von Schützen und Treibern umstellt. Das Jagdhorn erschallt. Seinen langgezogenen Tönen antwortet ein zweites. Gleichzeitig klingt der eigenthümlich melancholische, fast melodische Jagdruf der Treiber aus weiter Ferne her, zuerst nur schwach und vereinzelt, dann allmählich lauter und immer näher heranrückend. Noch vernimmt man kaum, wie das durcheinandergehende Ticken der Uhren bei einem Uhrmacher das Geklapper der

Stöcke, womit sie an die Bäume schlagen. Aber plötzlich schreien sie lauter, die Hunde schlagen heiser, in einzelnen Sätzen an: das Jagdthier ist aus dem Lager aufgestanden. Bald fällt ein Schuß — Halang! (d. i. Elenn) — ein zweiter — Halang! Halang! Schon klingt Alles ganz nahe, schon hört man die brechenden Aeste — Halang! Halang! — Immer neue Schüsse — immer neues Rufen. Aber umsonst späht das Auge zwischen dem schwarzen Gewirre des Unterholzes umher. Endlich stäubt der Schnee, endlich splittern und knattern die Aeste und hervor trabt schüttelnden Hauptes der riesige Hirsch. Jetzt könnt ihr ihn in seiner ganzen Größe sehen. Eure Pferde aber wenden sich wiehernd und schaudernd. Seine schnaubenden Nüstern — faustgroß aufgebläht — seine tiefherabhangenden Ohren, die klatschend an die Kieferbacken schlagen, die emporgesträubte Mähne, das laute Knacken der Hinterzehen, der dumpfe Trott seiner Flucht: Alles dies giebt ein wildes, mächtiges Bild. Kein Strom, keine Eisfläche würde seinen Lauf hemmen; sogar über die grundlose Decke der Moore trägt ihn sein Huf, der sich mittelst einer besonderen Vorrichtung bald enger zusammenschließen, bald zu größerer Fläche ausbreiten kann. Aber jetzt fällt ein Meisterschuß: der Hirsch macht zwei ungeheuere Sätze und verschwindet im Dickicht. Hunde und Jäger ihm nach. An einen Baum gelehnt ist er in die Knie gesunken. Wie er seine Feinde gewahrt, rafft er sich mit verzweifelter Kraft auf, sich zum letzten Kampf zu rüsten, er senkt Nacken und Geweih — da giebt ihm ein neuer Schuß den Tod. Und wieder blasen die Hörner. Man sammelt sich, und hat der glückliche Schütz die saubere „Cüree“ beendet, so geht unter Freudenschüssen und Fanfaren der Zug heimwärts. Vor der Rampe des Herrenhauses wird die tannengeschmückte Beute niedergelegt, die Edelfrauen kommen herbei, und indem sie über die ausgestreckten Läufe des Thieres hinwegschreiten, schmettern abermals die Hörner, schallt jauchzendes Hussah. Denn mit diesem Schritte erst ist das Jagdwerk gleichsam geweiht. Wie über einen gefallenen Helden werden die Gewehre über dem Elch in die Luft gefeuert, und so schließt feierlich das kriegerische Spiel.

In dieser Weise jagt man in den Ostseeprovinzen das Elenn.

Strenge Gesetze beschränken indessen auch hier, wie im nachbarlichen Schweden, die Lust der Schützen, um die völlige Ausrottung eines Thieres

zu verhindern, das einst durch ganz Deutschland verbreitet und selbst Griechen und Römern nicht unbekannt war. Cäsar sah es in den hercynischen Wäldern. Es habe Füße ohne Gelenke, sagt der sonst so besonnene Beobachter, und könne, wenn es gefallen, sich nicht wieder erheben, daher es im Stehen schlafe und so von den Jägern überrascht werde. Der fabulirende Plinius aber überbietet seinen Gewährsmann noch dadurch, daß er hinzusetzt, die überhängende fleischige Oberlippe nöthige das Thier rückwärts schreitend zu weiden. Wichtiger ist eine von Diodorus aufbehaltene Ueberlieferung. Ein furchtbares feuerathmendes Thier, Alcis genannt, kam nach Phrygien und entzündete die Wälder dieses Landes, so daß bald der unlöschbare Brand über die Gebirge hinweg bis nach Indien schlug. Ueber das Meer sich zurückwendend trug es die Flamme nach Phönizien, Aegypten und Libyen, zuletzt in die Länder des Abends. Dort erlegte Athene das dämonische Geschöpf. Es kann kaum ein Zweifel sein, daß in dieser Erzählung eine Erinnerung an unermeßliche Waldbrände nachklingt, deren Anlaß man nicht kennt. Das friedliche Elenn, dem entfesselten Elemente vorausfliehend, gestaltete sich der dichtenden Phantasie zum Ungeheuer, und ward nicht bloß als der Bote, sondern als der Urheber des Verderbens betrachtet und verfolgt. So verwechselt der rohe Naturmensch Ursach und Wirkung.

Der Größe des Elennthiers entspricht seine Stärke. Ein einziger Schlag des Fußes tödtet den verfolgenden Wolf, und selbst kühne Jäger flüchteten vor dem ergrimmten Hirsch, der noch im Sterben gefährlich ist. Sein Gang, so schwer er schwankt, vermag sich zum reißenden Galopp zu steigern, sein Ohr vernimmt das Fallen eines Blattes, das ihm den lauernden Feind verräth; seine Haut ist so stark, daß sie von einer Pistolenkugel kaum durchdrungen wird. Daher gehörte zu dem Kostüme der Helden des dreißigjährigen Krieges immer der Elennkoller. Gustav Adolf trug einen solchen in der Schlacht von Lützen, und die Sage erzählt, daß Wallenstein oft im dichtesten Kugelregen ritt — ein gefeites Haupt — und sich den Pulverschmutz vom Lederpanzer wischte. Aus Allem sieht man, daß Kurland, als es den Elch zum Wappenthiere machte, kaum ein gewaltigeres wählen konnte.

So phlegmatisch-trotzigen Sinnes das Elenn zu sein scheint, so leicht läßt es sich zähmen. Es hat, wie in seiner Gestalt, so auch in seinem Charakter Etwas vom Rinde. Doch soll die Zähmung in Rußland und Schweden verboten sein, weil zuweilen Verbrecher durch die außerordentliche Schnelligkeit des Thieres entrannen. Unter der Regierung Karls XII. bediente man sich ihrer zur Beförderung von Staatscourieren, die auf diese Weise täglich 36 schwedische Meilen zurücklegten.

Das dunklere amerikanische Elenn (Musethier, Moose-deer, C. alces americanus) kann nur als klimatische Abart angesehen werden. Es unterliegt der ausgedehntesten Verfolgung, indessen kommen in den Thälern Kaliforniens angeblich noch Heerden von zweitausend Stück vor. Die Indianer überjagen sie entweder auf Schneeschuhen oder fangen sie durch Lockung. Das Instrument, dessen sie sich bedienen, ist ein Horn aus Birkenrinde. Dämmert der Abend, so schleichen die Jäger auf die Heide, und vom Gipfel eines Felsen oder Baumes herab schallt nun das Horn in die weite, lauschende Stille. Nichts kann größere Gefühlserregungen hervorrufen, als wenn man, in wollene Decken gehüllt, am Saume der waldumgürteten Ebene sitzt, der Mond durch die Nebel dringt, die wilde Scene schwach erleuchtet, dann an der Oberfläche einer Granitklippe aufblitzt und endlich mit ruhigem Licht in dem Gewässer eines Sumpfes und auf den bethauten Sträuchern der Moorweide funkelt. Nichts kann, wenn nun die rohen Töne der Lockpfeife über dem wiederhallenden Walde ausgeklungen, aufregender sein, als die dem Rufe folgenden Augenblicke des Horchens. Kaum sollte man glauben, daß das menschliche Ohr einer solchen Spannung fähig sei. Und wenn dann, weit über die Hügel daher und durch das Föhrengebüsch hindurch die dröhnende Stimme eines männlichen Elenns Antwort schickt und endlich der König des amerikanischen Waldes aus den Bäumen hervortritt, und schnaubend und brüllend auf dem Blachfelde steht, eine nebelumdampfte Riesengestalt: dann ergreift den Europäer ein übermächtiges Gefühl des Schreckens und der Kampflust zugleich; er faßt kaum wissend, was geschehen soll, nach der Büchse und duckt sich in's schützende Gesträuch, um von hier aus die Kugel zu senden. Oft entgeht noch das tödtlich verwundete Thier seinen Verfolgern. Es sucht mit den letzten

hinschwindenden Kräften eine Schlucht, ein Thal, um dort im tiefsten Waldversteck einsam zu verenden. — Die Jagd auf den Schneeschuhen, die nur im Februar und März betrieben wird, gilt für edler; denn sie fordert große Anstrengung, Ausdauer und nicht selten auch den kühnsten Muth. Franklin erzählt die Geschichte einer solchen. Mehrere Jäger hatten sich zu gemeinschaftlicher Verfolgung verbunden. Aber obgleich die blutige Spur schon am vierten Tage die Krankheit des Elenns verrieth, setzte dieses die Flucht fort und ermüdete seine Feinde bis auf Einen, der, nachdem er zwölf Stunden geruht, das Thier endlich einholte und erlegte. Die Indianer verarbeiten die starke Haut zu Nachen, und schätzen das Fleisch für das edelste Wildpret, ohne daß sie einen Versuch unternähmen, dies nutzbare Geschöpf zum Hausthiere zu machen.

III.

Das Pferd.

Gedrungen, rund von Huf, die Fessel lang,
Welch' Aug' am kleinen Kopf! die Nüstern weit,
Breitbrustig, fein von Gliedern, drall im Gang,
Dickschweifig, schlichte Mähn', im Kreuze breit:
Schaut, welch' ein Roß! Kein Mangel kann es drücken —
Ein stolzer Reiter nur den stolzen Rücken!

Jetzt rennt's dahin, jetzt wurzelt's an der Erde;
Rührt sich 'ne Feder, seht ihr's pfeilschnell jagen,
Wohl wettet's mit dem Wind, wer Sieger werde:
Ha, ob es läuft, ob fliegt, wer kann es sagen?
Hört ihr durch Mähn' und Schweif des Sturmes Lieder?
Wie wogt das Haar, als wär' es ein Gefieder!

Shakespeare.

1.

Als Richard der Dritte in der Schlacht von Bosworth sich ringsum von Feinden bedrängt sieht, die sein Leben suchen, ruft er verzweifelnd über das Blachfeld hin nach einem Pferde. „Ein Pferd! — mein Königreich für'n Pferd!" Wenn es noch ein Heil gab, so konnte nur die Schnelligkeit dieses Thieres es bringen, und der Preis, den der fliehende König bot, war nicht zu hoch. Doch Richard ruft umsonst; er fällt unter dem rächenden Schwerte seines Gegners. Aber was ihm verweigert blieb, das hat Unzähligen schon das treue Pferd gebracht: Rettung aus Todesnoth. Schon um dieser einen Thatsache willen würde dem Pferde der Vorrang vor allen

anderen Thieren zuerkannt werden müssen. Aber es verdient diese Stelle auch in jeder weiteren Beziehung.

Denn an ihm scheint gleichsam die Natur den ganzen Reichthum der Gaben erschöpft zu haben, welche sie dem Thiere vorbehielt. Schönheit, Kraft, Dauer, Schnelle, Muth — jeder Vorzug ist ihm verliehen, und kaum hat deshalb je der Naturmensch eine größere Eroberung gethan, als da er den Nacken desselben beschritt, es zu seinem Diener und bald zu seinem Freunde zu machen. Das Pferd ist dadurch ein welthistorisches Thier geworden.

Wäre aus der Geschichte des Menschen dieses Geschöpf hinweggenommen, wir würden in der That uns dieselbe schwer zu denken vermögen. Giebt es doch noch jetzt zahlreiche Stämme, deren Dasein ganz an das Pferd gebunden scheint. Was Ammonius und Jornandes von den Hunnen erzählen, daß sie auf ihren zähen, zottigen Reitthieren sitzend und liegend alle Geschäfte verrichteten, kauften und verkauften, aßen und tranken, Rath hielten und schliefen, als seien sie Eins gewesen mit dem Pferde: dasselbe gilt noch immer in gleicher Ausdehnung von den Reitervölkern, welche die Steppen Asiens und Amerikas nomadisch durchschwärmen. Ohne das Pferd weder ein Alexanderzug noch eine Völkerwanderung, weder ein islamitisches Weltreich noch ein christliches Ritterthum; ohne das Pferd mit Einem Worte wären alle jene großen Bewegungen, welche hochflutartig die Welt erschütterten und in ihrem innersten Grunde aufregten, nicht möglich gewesen, und die Völker hätten still und dumpf auf ihrer Scholle sitzend, nie die altgewohnten Gränzen verlassen, um wandernd, kriegend, abenteuernd und colonisirend das Menschheitsband von Land zu Land zu schlingen.

Schon in vorgeschichtlicher Zeit, wo aus ferner Dämmerung die ersten Gestalten auftauchen, erscheint neben dem Menschen das Pferd. Keine Ueberlieferung hat den kühnen Namen aufbewahrt, der es zuerst gebändigt. Aber bedeutsam erzählen die Sagen, daß der Mensch es als ein unmittelbares Geschenk von den Himmlischen empfing. Als im Wettstreit mit Athene Poseidon um das Land der Hellenen warb, stieß er, es mit dem höchsten Gut zu schmücken, welches seine Götterhand verleihen konnte, den schaffenden Dreizack in die Erde, und aus ihr hervor sprang freudewiehernd

das Roß. Auf sturmfüßigen Rennern jagen die Olympier über die Wolken, unter dem feuerflammenden Hufschlag der Asen zittert die Himmelsbrücke, und der Riese der Edda verbirgt sich vom Verfolger bedroht in Ohr und Haupt seines zauberkundigen Rosses. Ja die Unsterblichen erziehen und pflegen sogar die Pferde ihrer sterblichen Lieblinge. Diomedes verspricht sich ewigen Ruhm, wenn er die erlauchten Rosse des Aeneas, die Zeus einst geschenkt, erbeute, und die griechischen Königstöchter halten es nicht unter ihrer Würde des Thieres zu warten, das den Vater aus der männermordenden Feldschlacht siegreich und unversehrt zurücktrug. Wen kann es noch Wunder nehmen, daß von Hiob und Pindar an die Dichter es gepriesen, daß die größten Künstler alter und neuer Zeit das Roß in Marmor und Erz gebildet haben?

Aus der mächtigen Brust strebt wie gebogener Stahl der Hals, mähnenumwallt, und hebt das edle Haupt empor mit den klugvordringenden Augen und dem aufhorchsamen Ohr. Die kraftstrotzende Rundung der Rumpfgestalt, aus der im vollen glänzenden Strahl der Schweif herabfließt, trägt der Fuß zierlich und doch stark. Denn im hürnenen Huf ist ihm Hammer und Keule gegeben. Ungeduldig scharrt er den Boden, das Auge blitzt, die Nüster dampft, herausforderndes Wiehern schmettert in die Lüfte!

Schon diese Stimme allein würde das Pferd über die meisten anderen Erdthiere hinwegstellen. Germanen und Orientalen glaubten darin den Ruf der Zukunft zu vernehmen, und wir wenigstens müssen gestehen, daß — den Löwen ausgenommen — kaum je aus der Brust eines Thieres ein heroischerer Klang hervordrang. „Sein Wiehern ist wie eines Königs Machtgebot", sagt Shakespeare. In jubilirender Höhe beginnend, rollt es stark und immer stärker schwellend die Schallhöhlen der Gurgel hinunter, bis es mit einem tiefhervorgestoßenen, erschütternden Laute endet. Den Reiter ergreift ein eigenes Gefühl, wenn ihm hinter dem emporgeworfenen Haupte des Rosses der wilde Schrei durch Herz und Glieder zittert. Und doch stimmt sich dieses Gewieher selbst zu weichen und milden Tönen, wenn es dankbar die Liebkosungen des Herrn erwiedert, und die verhauchenden Seufzer des sterbenden Pferdes bleiben Jedem unvergeßlich, der sie etwa einmal auf einem verlassenen Schlachtfelde vernahm.

Man betrachte weiter die Bewegung des Thieres. Bei welchem andern wäre sie so mannigfaltig, so ausdrucksvoll, so individuell? Wo sonst gäbe der Rhythmus, sei es des würdevoll gemessenen Schritts, sei es des stürmenden Laufes sich so zugleich dem Ohre wie dem Auge kund? Welches andere Thier prägte seine stolze Spur so fest dem Boden ein und schwebte doch so leichten Fußes darüber hin? Sonipes (Klangfuß) nennt es mit vortrefflichem Ausdruck der Römer, und Xenophon sagt, des edlen Rosses Huftritt töne gleich der Cymbel. Wie majestätisch bäumt es sich empor! Wie kühn springt es an! Einem Vogel gleich schießt es dahin feuerschnaubend, schaumwerfend, schwebt über der Kluft, dreht sich im Wirbel, um von Neuem davonzufliegen, gleichsam den Raum verschlingend und die Schollen hinter sich in den Abgrund schleudernd, und nun ein Ruck des Reiters — und regungslos, wie aus Stein gehauen steht es da. Wahrlich, man begreift wohl, warum Dichter und Rhetoren so gern bei diesem Bilde verweilen, warum sie sprechen vom hochtrabenden Gange der Rede, warum sie die Sprache, die Dichtung, ja das Leben, die Seele, das Schicksal selbst mit dem Rosse vergleichen, das nur den kühnen Bändiger dulde, den Schwächling zu Boden werfe.

Eine solche Gestalt schien sich selbst die feinste Erregbarkeit der Sinne fordern zu müssen. Der Mustang der Prairieen riecht wie das Kameel der Wüste aus weiter Ferne den Quell und rettet den verschmachtenden Reiter; aber ebenso wittert unser in die Enge der Ställe geschlossenes Pferd den verborgen glimmenden Brand. Es wirft den Kopf empor, bäumt sich, schnaubt, und aus seinem Auge stiert Schrecken und Furcht: denn es kennt die Gefahr. Sein Ohr, das der Araber dem schlanken, immer spielenden Schilfrohr vergleicht, faßt jeden Laut, und mitten in der Steppe darf der Gaucho ruhig schlafen, da der Stute selbst der schleichende Tritt des Jaguars nicht entgeht. Nahe an das Ohr stellt sich das Auge, als wollten beide Sinne sich zu Einer Alles durchdringenden Kraft vereinigen. Die Schärfe dieses Organs erprobt sich auch noch im Dunkel. Ein phosphorischer Schimmer scheint von ihm auszustrahlen, und der Orientale sagt in seiner hyperbolischen Weise: es erkenne in der Nacht selbst ein weißes Haar aus der Milch.

Mit dieser Ausrüstung verbindet sich eine gleich bewundernswürdige Intelligenz und Charakteranlage, so wie eine Dauer und Kraft, die nur von wenigen Geschöpfen überboten wird. Schon aus der edelruhigen Physiognomie leuchtet eine gewisse Klarheit und Einsichtigkeit hervor („Falte denkender Menschlichkeit" sagt Lavater). Man sieht aus jeder Bewegung des Auges, der Nüstern, des Ohres, aus dem leisen Spiel dieser, man könnte sagen, monumentalen Stirn, wie es dem Gebieter den Gedanken vorwegnimmt, wie es Deut und Wink, Wort und Ruf bedenkt, begreift, befolgt und immer sich lehren lassen will. Wozu ist dieses Thier nicht gebraucht worden! Was haben Kunstreiter mit ihm versucht und geleistet! Es giebt die Stunde an, beantwortet Fragen, springt durch Papierwände, stellt auf's bloße Wort hin sich krank, hängt den Kopf, schwankt, sinkt, bricht zusammen und liegt wie todt. Es läßt den Buffo auf sich sitzen und seine tragikomische Nänie plärren, es läßt sich die Beine auseinanderrecken, die Finger in's empfindliche Ohr bohren — aber auf's bloße Wort wieder, es durch den Henker abholen zu lassen, springt es auf und rüstet sich munter zu neuen Proben. Es kennt jeden Weg, den es auch nur Einmal gegangen, und findet ihn sicherer als der Mensch, selbst in finstrer Nacht. Der berauschte Fuhrmann darf sich und sein Gefährt getrost dem Gedächtnisse des Thieres überlassen. Und wer hätte nicht schon mit Lächeln und Verwunderung bemerkt, wie genau es das Wirthshaus, vor dem es etwa einmal eine Handvoll Körner bekam, in dankbarer Erinnerung behält und sogleich vom Wege daraufzulenkt, als wollte es den vergeßlichen Führer corrigiren?

Aber vielleicht noch größere Eigenschaften sind sein Gehorsam und seine Ergebenheit. Es folgt, und jederzeit, in Spiel und Ernst; fast möchte man sich verleitet fühlen zu sagen, es folge, weil es die Pflicht erkenne. Wenn der Beduine Kraft und Willigkeit seines Pferdes mit all' den wagehalsigen Künsten eines Wüstenritts versucht hat, wenn er es über Klippen und Gründe, durch Staub und Sonnenglut gehetzt und endlich müde vom Sattel springt, dann wirft er dem gewaltigen Thiere sorglos den Zügel über den Hals, und es geht ihm nach auf Schritt und Tritt mit der Treue eines Hundes und der Sanftmuth eines Lammes. Da ist nichts von Knechtsfurcht; es ist die freie und deshalb so rührende Anhänglichkeit des befreundeten

Dieners. Dominum generosa recusat (den Zwingherrn weis' ich stolz zurück) schrieb die Stadt Pisa auf ihr Roßwappen. Ganz richtig. Das Pferd will eben, daß man seine Würde erkenne, es bei seiner Ehre fasse. Denn ehrliebender ist kein Thier. Hat man doch mehr als einmal beobachtet, daß es auf der Rennbahn den schnelleren Wettläufer mit den Zähnen zurückhielt. Wie fühlt es sich im Schmuck der schimmernden Decken! Wie fast menschlich-eitel schüttelt das arabische Pferd die Silberglöckchen, mit denen es der Reiter behängt hat! Aber wie nervig ist seine Anmuth, wie stolz seine Koketterie! „Großherzig" nennt es der römische Dichter, einen „Krieger und Sieger."

Es spottet der Furcht und erschrickt nicht, und fliehet vor dem Schwert nicht,
Wenn gleich wider dasselbe klinget der Köcher und glänzet beides Spieß und Lanze.
Es zittert und tobet, und scharret in die Erde, und achtet nicht der Trompeten Hall.
Wenn die Trompete klinget, spricht es: Hui! und riecht den Streit von ferne, das Schreien der Fürsten und Jauchzen.

(Hiob, 39.)

Auch dem alternden Thiere versagen seine Tugenden nicht. Im rührenden Bilde vergleicht daher Orestes den greisen Erzieher, der ihm die Seele zum Werk der Sühne entflammt, dem königlichen Roß,

Das, ob auch wohlbetagt,
Nicht bebt im wilden Drang der Schlacht
Und hochaufreckt das muth'ge Ohr.

(Sophokles).

Und wie im Kampfe selber ist es ein Held auch im Sterben. Mit markdurchdringendem Schrei empfängt es wohl den tödtlichen Streich; aber ist es getroffen, so fällt es schicksalergeben in sein Blut.

Wie nahe scheint es nun gelegen zu haben, daß der dichtende Sinn der Völker dazu fortging, diesen Thieren menschliches, ja übermenschliches Wissen, gleichsam einen Dämon der Weissagung zuzuschreiben! Die prophetischen Sonnenrosse der Perser und die der deutschen Herthapriester sind bekannt; am großartigsten aber und in genialer Vertiefung erscheint dieser Zug bei Shakespeare. In jener Mordnacht, der König Dunkan zum Opfer fällt, faßt plötzlich seine Rosse die furchtbare Ahnung mit der Gewalt des Wahnsinns. Sie,

Die Kleinod' ihres Bluts
Brechen verwildert ganz aus ihren Ställen
Und stürzen fort, sich sträubend dem Gehorsam,
Als wollten Krieg sie mit den Menschen führen —

bis sie in ihrer Wuth sich selber würgen.

2.

Der Verein so glänzender Vorzüge machte das Pferd zu einem Thiere ohne Gleichen. Es ward der Gehülfe und Genoß, der dem Menschen nicht allein auf das ehrenreiche Feld der Waffen folgte, sondern willig und treu auch zu der ruhmloseren Arbeit des Friedens sich bot.

Allerdings mußte erst der Mensch das Pferd veredeln. Er hat jene Naturanlagen entwickelt und eine Mannigfaltigkeit von Racen hervorgerufen, wie etwa nur noch beim Hunde. Vergleicht man den störrischen, struppigen Wildling der Gobi mit den stolzen Gestalten unserer Marställe, dann erkennt man diese erziehende Macht des Geistes, und das Pferd erscheint uns mit Recht als eine Neuschöpfung des Menschen. Wo es unter seiner verständigen Hut und Pflege steht und vor Entwürdigung bewahrt wird, ist es überall schön, in welchem Dienst es erscheine und welchem Stamme es angehöre. Was für ein vornehmes Bild giebt die Attelage, die ein Achtgespann gleichfarbiger Rosse durch die Straßen der Czarenstadt reißt! Hinter den schnaubenden Thieren steht unter einem Jochbogen, wie unter einem Triumphthor, der bärtige Lenker in hoher pelzverbrämter Mütze, um den flatternden Kaftan den Silbergurt geschlungen und unaufhörlich mit den Pferden plaudernd, jetzt mit Scheltworten sie anregend und dann mit tausend Schmeicheleien sie wieder versöhnend. Oder man erinnere sich an jene kolossalen Thiere der Napoleonischen Heere, die mit blaurothen Quasten betroddelt, blumenbemalte Scheuklappen vor den Augen, ihrer vier bis sechs hinter einander geschirrt, die Last der Geschütze über die Schlachtfelder schleppten. Selbst unsere hochgethürmten Frachtwagen, vor denen der friesische Hengstzug schnauft und stampft und bei jedem Schritte die Messingplatten seines Kummets klingelnd zusammenschlägt, bilden eine zwar schwerfällige, aber immerhin malerische Erscheinung.

Je näher der Mensch dem Pferde tritt, um so mehr spiegelt es gleichsam dessen geistigen Widerschein. Einen engeren Bund aber hat der Mensch niemals mit einem Thiere geschlossen, als der Reiter mit seinem Rosse. Er hat die Kraft des Thieres zu der seinen hinzugenommen, hat seinen Muth dem Thiere eingehaucht, und dieses leiht ihm die Schnelligkeit des Blitzes. In der That, wer zuerst gewagt, sich auf den starken Nacken zu schwingen, mußte ein Heros sein. Man darf es dem Entdecker Amerikas wohl glauben, daß die Völker der neuen Welt die niegesehene Zwiegestalt seiner rossetummelnden Reiter für Dämonen hielten und erschreckt die Flucht ergriffen. Und doch reichten wenige Jahrzehnte aus, diese zitternden Söhne der Steppe in ein Reitervolk von der vollendetsten Geschicklichkeit umzuwandeln und so dem ganzen amerikanischen Festlande einen anderen Charakter aufzuprägen. Es giebt außer dem Beduinen und dem Kirgisen kaum einen wildkühnern Menschen als den Gaucho der Pampas. Träg, fast vorsichtig am Boden schleichend, sein Pferd lässig einige Halme raufend, werden beide, Roß und Reiter, zu anderen Wesen, sobald dieser nur die Hand auf die Mähne des Thieres legt. Er springt hinauf, seine hagere Gestalt schnellt empor, ein elektrisches Feuer scheint beide zu durchströmen, sie zu Einem Körper, zu Einer Seele zusammenzuglühen. So saust der Gaucho dahin, das Roß jauchzt wiehernd auf, mit dem Schweif des Reiters Rücken peitschend, und in einem Augenblicke zeigt nur noch am Horizonte die Staubwolke die flüchtige Spur. Da darf man denn wohl mit dem Dichter sagen:

> Du Reiter selbst mit deinem Rosse
> Bist ein phantastisches Gedicht!
>
> (Freiligrath.)

Darwin erzählt, wie ein Kazik derselben einst aus einem mörderischen Treffen entrann. Der greise Häuptling warf sich auf ein bereit stehendes Roß ohne Sattel und Zügel; mit sich nahm er seinen kleinen Sohn. Um vor den Kugeln der verfolgenden Spanier gedeckt zu sein, schlang er den einen Arm um den Hals des Pferdes und legte nur ein Bein auf dessen Rücken. So auf einer Seite hängend, an seiner Brust den Knaben, schoß er pfeilschnell davon, immer den Kopf des Pferdes streichelnd und mit

feurigen Liebkosungen es zu immer neuem Lauf entflammend. Die Verfolger strengten sich auf's Aeußerste an; dreimal wechselten sie die Pferde; aber vergebens. Bewundernd sahen sie endlich selbst die nackte braune Gestalt dieses Wüstenmazeppa und sein weißes fliegendes Roß in der Savanne verschwinden.

Dem Reiter erst erprobt das Pferd seine ganze Treue. Es warnt den gefährdeten, hilft dem kämpfenden, über dem gebliebenen klagt es und legt sich auf sein Grab zu sterben. Darum sind von den redenden, weinenden Rossen des Achilles an alle die Heldenthiere der großen Völkerkämpfe in Sage und Gedicht durch die Jahrhunderte hindurch verherrlicht. Aber Schöneres ist außer dem Liede vom Pferde des Vevros, das dem gefallenen Jüngling mit seinen Silberhufen die Gruft gräbt, und an die Liebste und den Bruder die letzten Grüße des Sterbenden bringt, um dann gleich ihm in's Schattenreich hinabzusinken — etwas Schöneres und Ergreifenderes ist außerdem nicht gedichtet worden, als Bayart in den Haimonskindern. Wie Pegasus die griechische, so ist Bayart die deutsche Apotheose des Pferdes. Oder wen rührte es denn nicht mit tragischem Schauer, wenn er liest, wie dem Kampfroß die Mühlsteine angebunden werden und es dennoch immer wieder über die Fluten des Rheines emportaucht, mit zärtlichem Auge nach seinem Herrn schauend, bis dieser zuletzt, den Jammer zu enden, die Blicke wegwendet vom kläglichen Schauspiel und nun das edle Thier versinkt?

Es konnte nicht anders sein: ein solches Geschöpf mußte der Mensch lieben. Der Araber nimmt es mit in sein Zelt, seine Kinder spielen und schlafen unter den Füßen, auf dem Rücken desselben; es ist Aller Freude, Reichthum und Schutz. „Dreierlei Arbeit", sagt ein orientalischer Spruch, „darf der Edle thun ohne zu erröthen: die Arbeit für den Vater, für den Gast und für das Pferd"; und jedes Gerstenkorn, das man ihm giebt, erkauft nach dem Koran einer Sünde Vergebung. Gleich dem Kameele nimmt es an den Festen der Familie, aber auch an deren Trauer Theil; es wird in die Gebete mit eingeschlossen und büßt mit dem Reiter und für denselben. Als Suhrab, der junge Perserheld, gefallen, da weiß die schmerzüberwältigte Mutter nicht, wie sie ihr Leid ausweinen soll:

Das Roß war ihr gebracht, geschwind von Schritten,
Das er in alter froher Zeit geritten,
Den Kopf des Renners an den Busen preßte sie,
Mit heißen Zähren seine Mähne näßte sie,
Sie küßte ihm die Stirn mit Jammerruf
Und drückte ihr Gesicht auf seinen Huf,
Sie zog die scharfe Klinge des Suhrab,
Lief zu dem Pferd und hieb den Schweif ihm ab.

(Rückert.)

Auch unsere Vorfahren ehrten das Thier in beinah menschlicher Weise. Das salische Gesetz stellte den Raub eines Pferdes dem eines Knechtes gleich; ja bei den Alemannen hatte, wer dem Pferde eine Wunde schlug, dies zu entgelten, als habe er den Reiter selbst getroffen. Und an den Ufern des Doubs, in der französischen Freigrafschaft gilt noch heute das Pferd als ein Mittelglied jener Gruppe, die aus den nächsten Angehörigen des Hauses besteht. Es waren ihm bis in die letzten Zeiten Vorrechte eingeräumt, welche Knechten und Mägden versagt sind. Der Zelter, welcher der Dame des Hauses zum Lustritt oder zur Fahrt dient und selbst die Kinder gutmüthig auf seinen Rücken nimmt, hat Eintritt in das Gesellschaftszimmer oder den Speisesaal, darf aus der Hand der Herrin weiches Brot holen und aus einer Schale, die ihm eigens bestimmt ist, vom schäumenden Rebensaft zaudernd schlürfen.

Aber bei alledem lohnt der Mensch dem gealterten Diener nur allzuoft tyrannisch. Die Zeit, während deren das Pferd im Vollbesitz der Kräfte bleibt, ist keine lange. „Sieben Jahre für den Bruder, sieben für mich, sieben für den Feind", sagt der Araber von seinem Thiere, die Dauer und gleichsam die Werthstufen desselben zu bezeichnen. Mit dem Beginn des dritten Jahrzehnts erlahmt es. Der Sporn hat seine Weichen mit Narben bedeckt, das Eisen seinen Huf zerrissen, die Schenkel schwellen, das Auge dunkelt, es senkt lebensmüde das Haupt. Dennoch wird ihm keine Ruhe gegönnt; eine rohe Hand fesselt es an den Lastkarren und führt die Peitsche mit grausamer Uebung, bis es ein schmachvoller Tod erlöst. Das ist das Greisenloos des Pferdes, das schon bei den Griechen sprichwörtlich geworden war.

3.

Es war gewiß der Mühe werth, das ursprüngliche Vaterland und die Geschichte eines solchen Thieres zu ermitteln. Aber wie bei dem Hunde und dem Kameele werden diese Fragen vielleicht auch hier ungelöst bleiben. Mannigfache Spuren scheinen nach Hochasien zu weisen, und dort suchen wirklich einzelne Forscher die Heimat des Pferdes. Gewiß ist, daß auf den Hochrücken der Mongolei ungeheure Heerden umherschweifen: kleine zottige Renner mit boshaft blickenden Augen, in denen man kaum noch das edle Roß erkennt. Doch können diese mindestens ebensowohl wie die Mustangs von Amerika vor Jahrhunderten von wandernden Völkern zurückgelassen und in der Freiheit entartet sein. Zu Hunderten und Tausenden durchirren diese Wildlinge die Steppen, den Menschen fliehend und im Kampfe mit Bären, Wölfen und Jaguaren ihre Stärke messend. Ein schöner Anblick ist es, sie in langen Zügen friedlich weiden zu sehn, wie sie dabei immer witternd und spähend den Kopf emporheben, während wachsame Hengste die Heerde umkreisen. Aber plötzlich ergreift wohl ein unerklärbarer Schrecken die Schaaren — man hört aus der Ferne, wie Meeresbrausen ihren donnernden Huf, immer näher wälzt sich's heran, und als hetze sie der Prairiegeist selber, so stürmen sie daher, mitten durch das Lagerfeuer der Reisenden, durch das einsame Gehöft des Kolonisten, eine dämonische, wildwiehernde Jagd, die alles Gethier der Steppe in ihre rasenden Wirbel reißt und meilenweit die Erde beben macht. Die Nebelseen der Ferne, aus denen man bald nur noch die mähnenumflatterten Köpfe der Thiere hervortauchen sieht, verhüllen endlich ganz die räthselhafte, auch den Indianer mit Furcht erfüllende Erscheinung. Solche Scenen mögen an die Gespensterrosse der Apokalypse erinnern, auf denen Hunger, Krieg und Pest mit ihrem grausen Gefolge einhersprengen.

Das Pferd, soviel ist klar, bot sich dem Menschen nicht willig zum Dienst, wie das Kameel, und da es auch nicht bloß halbgezähmt blieb, wie Renn und Elephant, so mußte seine widerstrebende Kraft im Kampfe überwunden werden. Dies konnte nur das kühne Werk des Reiters sein. Das Pferd ist eben deshalb ohne Zweifel Jahrhunderte zuvor, ehe es der

Wagenlenker in's Gewühl der Schlacht trieb und der Landmann an den Pflug schirrte, allein das Lastthier des Reiters gewesen. Auch darf man annehmen, daß die Art seines Fanges und seiner Zähmung eine allen Völkern ureigene und gemeinsame war, wie sich etwa der Gebrauch von Bogen und Pfeil bei allen Völkern wiederfindet. Den langen Wurfriemen über dem Haupte schwingend jagt der Pferdebändiger dem Rudel nach. Er hat sich ein Roß ersehen und verfolgt es stundenlang in athemloser Hetze. Da mit einem Male schleudert die nie fehlende Rechte dem Flüchtling die Schlinge um Fuß oder Genick, und gefesselt bricht es zusammen mitten im Lauf. Auf das hingestreckte rauchende Thier springt blitzschnell der Reiter. Er faßt es in die Mähne, die Peitsche saust, der Sporn bohrt in die Weiche — und wie das geängstete Roß sich bäume, wie es renne, es schüttelt den eisernen Reiter nicht ab und erkennt besiegt den Herrscher. So zähmt der Gaucho und der Hirt der Camargue, der Kirgise und der Czikos der ungarischen Heiden noch heute das feurige Roß. Solche Reiter und solche Thiere mochten einst die numidischen und parthischen Geschwader zum Schrecken der römischen Legionen machen; ein solches Roß hat auch den kühnen Barciden über die Alpen und von Schlachtfeld zu Schlachtfeld getragen.

Aber welche Mannigfaltigkeit von Racen erzeugte nun die Kunst des Menschen im Verein mit den umbildenden Einflüssen der Klimate, innerhalb deren das Pferd sich fast über die ganze Erde verbreitete! Welch' ein Wechsel selbst nur in der Farbe! Milchweiß und falb, schwarz und goldbraun, getigert und gescheckt zeigen sie fast alle Stufungen des Kolorits. Unter ihnen galt das weiße Pferd bei allen Völkern als vorzüglich edel, als das echte Fürsten- und Priesterroß. Aber es fehlte keiner Farbe an Bewunderern, vielmehr wurde jeder derselben gleichsam eine bestimmte Tugend zugeschrieben. Nur vom Schecken sagt der Araber: „Flieh ihn wie die Pest, er ist ein Bruder der Kuh!“ Und doch erscheint gerade das doppelfarbige Streitroß in der Geschichte in besonderen Ehren, von dem Bucephalus Alexanders und dem Rosse des Attila bis auf jene Schecken herab, welche die blutigen Helden des Bauern- und des deutschen Krieges trugen. Doch nun vergleiche man vollends die Größe, den Bau, die ganze Lebensweise der verschiedenen Pferdearten. Man stelle neben das

elephantenähnliche Thier, welches die Porterfässer durch die Straßen von London schleift, den zwerghaften Ponny, der schon zu Augustins Zeiten im Circus das Becken schlug und Possen trieb, und bewundere neben beiden den gasellenartigen Renner des Sportsman, den eigentlichen Tory unter den Pferden. Mit welcher Grandezza hebt der Andalusier den stolzen hochgefesselten Huf! wie schwer und derb, aber auch wie arbeitstapfer schreitet dagegen der bezottelte Fuß des Brabanters! wie sicher steigt das Saumthier des Aelplers über den Abgrund! wie flüchtig rennt das kleine Korsenpferd, oft zwei Reiter auf seinem Rücken! wie unermüdlich trabt der struppige Klepper der Ukräne mit dem diebischschlauen Kosacken durch Moor und Schnee und Sand! Es braucht nicht eben erst gesagt zu werden, daß mit einer solchen Verschiedenheit der Gestalt und der Organisation überall auch eine Verschiedenheit der inneren Begabung Hand in Hand geht, wie denn der achtsame kundige Hörer schon am bloßen Gange die Natur des Pferdes errathen mag und sofort wenigstens das edle Thier vom gemeinen Karrenpferde unterscheidet.

Wäre eine eingehende vergleichende Charakteristik der Pferdearten eine jedenfalls dankbare Aufgabe, so hätte der Hippolog zugleich auch die für die Geschichte des Thieres epochemachenden Zeiten zu schildern. Er würde — natürlich abgesehen von den Orientalen — unter den Völkern des Alterthums die Griechen, nicht die Römer hervorzuheben haben. Denn selbst schlechte Reiter würdigten diese die Bedeutung des Pferdes für Krieg und Frieden allzuspät. Erst als die Araber auch den Süden Europas ihrer Herrschaft unterwarfen, begann hier eine wirkliche Pflege und Zucht des Pferdes, und wie der Maure das Ideal orientalischer Ritterlichkeit darstellte, so trat ihm nacheifernd bald der deutsche und wälsche Kreuzfahrer zur Seite. Es war das andalusische Pferd, aus arabischem Blute entsprossen, recht eigentlich das Thier dieser und der nachfolgenden Jahrhunderte. Eine neue Epoche begann erst wieder, als mit dem Ausgang des Mittelalters England, das einst schon dem Cäsar kriegsgeübte Reiter entgegenführte, das wahre Gestüt- und Zuchtland des europäischen Pferdes wurde. Jakob I. verpflanzte das Roß des Orients auf brittischen Boden und erzog so jenes Geschlecht von Rennern, die wie Firetail in einer Minute wohl eine englische Meile

zurücklegten, und die Niemand herrlicher beschrieben hat als Shakespeare. In Deutschland erwarb um die gleiche Zeit Günther von Oldenburg den Ruf, die trefflichsten Pferde zu besitzen. Christine von Schweden nannte ihn den Erzstallmeister des römischen Reiches. Denn er hegte nicht bloß zu eigener Lust 1500 Rosse von ausgesuchter Schönheit, sondern versah auch aus seinen Marställen die meisten Höfe Europas. Noch lebt das Prachtexemplar eines Oldenburger Rosses, der Kranich, im Andenken der Menschen. Es mochte ein gewaltiges Bild sein, wenn es, den stattlichen Grafen auf seinem Nacken, dahinflog, indeß die über sieben Fuß lange Mähne wie ein Königsmantel über den Boden rauschte.

Das schönste aller Pferde aber bleibt immer das persisch-arabische. Ein elastischeres und dauernderes, genügsameres und feurigeres, sanfteres und stolzeres Geschöpf hat es nicht gegeben. Und wie im Alterthum schon die Ebene von Nisäa um ihrer Rosse willen hochgefeiert worden, so hat die „volle Krippe“ (wie jenes Gefilde jetzt heißt) noch heute den gleichen Ruhm. Die dort heimische Atakrace, die Haymourrace der Sahara und die Kohlani der arabischen Halbinsel können als die Urtypen dieser Thiere betrachtet werden. Sie sind geboren „aus Feuer und Wind.“ Zu ihrer Stammmutter sprach Allah: „Ich habe dich erschaffen ohne Gleichen; die Güter der Welt werden zwischen deinen Augen ruhen; ich will dich glücklich machen vor allen Thieren, denn stets wird Liebe zu dir im Herzen der Menschen wohnen. Du wirst fliegen ohne Flügel, und deinen Rücken werden nur besteigen, die mich erkennen.“ Man muß dieses herrliche Thier sehen vor dem Zelte der Wüste, den Kopf zwischen den Beinen, die lange schwarze Mähne wie einen beweglichen Sonnenschirm ausbreitend und mit dem purpurbemalten Schweife seine bronzenen Weichen bewedelnd; man muß es sehen in der Pracht seiner Schabracken, bedeckt von einem rothen Seidennetz, behängt mit klingelnden Nesteln, welche bis auf die Nüstern herabfallen und bei jeder Schwingung des Halses den glühenden, stolzen Ball seiner Augen bald verhüllen, bald entschleiern. Hauptsächlich muß man es sehen in einer Masse von zwei-, dreihundert: die einen im Staube gelagert, die andern mit Ringen gefesselt, noch andere los und ledig, mit einem Sprung über die Reihe der Kameele setzend, die sich ihrem Lauf entgegenstellen.

Dort steht eine Gruppe an der Hand schmucker Neger und legt kosend den Kopf auf die Schulter dieser Knaben, während hier eine vierte Schaar auf der Weide sich tummelt. Eins springt gegen das andre auf, oder sie reiben sich behaglich die Stirnen, oder lecken gegenseitig ihr schönes goldglänzendes Haar. Unglaublich ist die Beweglichkeit und Durchsichtigkeit dieser Thierphysiognomie. Alle ihre Gedanken malen sich in Auge, Lippe und Nüster so rasch und deutlich, als die Empfindungen auf einem Kindergesicht. Ein ungewohnter Anblick, ein fremder Laut erfüllt sie mit Widerwillen und doch mit Neugier; bald werden sie zutraulich und entfalten nun die ganze Anmuth ihres Spiels. So schildern die Reisenden das arabische Pferd.

Der Dichter Mahomet-Ebn-Mansur begann alle seine Lieder mit dem Lobe dieses Thieres, und möchte man nicht zustimmen, wenn der Beduine singt:

Mein Roß ist aller Rosse König
Und alles Volk ist seines Ruhmes voll!
Sag nicht, es sei mein Pferd.
Sag du, es sei mein Sohn,
Denn es ist goldeslauter.
Es jauchzt, wenn um sein Ohr
Die Saat der Kugeln saust,
Und ruft dem Adler: Komm herab,
Sonst steig' ich auf zu Dir!
Hört es der Jungfraun Sehnsuchtslieder,
So wiehert's hell vor Lust;
Es naht wie bettelnd mit der Hand
Und wirbt um ihrer Liebe Zeichen,
Und hat so sanften Fuß,
Daß es schier tanzen könnte
Auf Mirjams schönem Busen
So leicht, so zier,
Als rührt' ihn nur dein kecker Finger!

IV.

Die Katze.

> Von der Parteien Gunst und Haß verwirrt,
> Schwankt ihr Charakterbild in der Geschichte.

Es giebt Stillleben, Idyllen im Stübchen der Großmutter, die man nie vergißt. Vor den Fenstern des lieben Hauses blüht der Kirschbaum und die Bienen summen und wühlen in den Kelchen. Innen, im Gemach tickt die Uhr, duftet ein Veilchenstrauß, liegt stummer, goldener Sonnenschein; aber auf den Polstern des Armstuhls streckt sich die Katze. Sie ruht im Halbschlaf und schnurrt. Wen hätte solch' ein Bild nicht irgend einmal schon traulich angesprochen? Und wer hätte in solchen Stimmungen wohl daran gedacht, daß das weiße sammetne Thier mit den sonnenblöden Augen und dem müden Gemurmel geradewegs vom Volk der Löwen und der Tiger stamme? Aber wer — so darf man die Frage umkehren — hätte sich wiederum wohl noch nicht daran erinnert gefühlt, wenn er nun dasselbe Thier im Kampf mit seinesgleichen oder mit dem gefürchteten Hunde gesehen: den Rücken steilgekrümmt, den Schweif wild ringelnd, aus den Tatzen rasche, grimmige Krallen hervorschnellend, mit sprühendem Zischen den Gegner fordernd?

Die Katze ist ein Raubthier vollkommenster Art, freilich in winziger Verkleinerung. Dies bezeichnet ebenso launig als treffend der griechische Mythus, wonach Hekate, da Apollo sie durch den Löwen zu schrecken meinte,

gleichsam als Travestie des Ungeheuers die Katze schuf. Auch die deutsche Thierfabel hebt die Verwandtschaft derselben mit den Raubthiergeschlechtern entschieden heraus. Der Kater tritt da in hoher Gesellschaft auf, wird vom Fuchse, selbst vom Bären „Ihr" und „Neffe" angeredet, wie er seinerseits dem Meister Reineke das respektvoll-vertrauliche „Oheim" giebt, und fast überall erscheint er als Helfer und Genoß des rothhaarigen Räubers.

Mehr noch als die furchtbaren Katzen der Tropenzone und die wilden unserer Wälder, ist die Hauskatze auf lauernde List gestellt. Sie ist ein Nachtthier. Ihr Gang geduckt, ohne Tritt, fast kriechend, mit hängendem Kreuz und gekrümmten Hinterfüßen. Zu zähster Kraft gesellt ihr Körperbau die lockerste Weichheit. Wenn sie nach ihrer Weise zusammengekugelt daliegt auf dem warmen Pfühl oder unter dem scheinenden Ofen, so erkennt man kaum noch eine Gliederung, es schwillt alles im rundesten Umriß: das Thier ist in sich gerollt wie ein Muff.

Der stumpfgespitzte Kopf ist eulenartig und doch nicht ohne einen gewissen menschenähnlichen Ausdruck, die Stirn schön gewölbt, das Ohr klein, aber immer lauschend und wunderbar feinhörig. In ihm spannt sich die Psyche der Katze auf's höchste; man kann sagen, sie habe eine „Ohrseele." Von minderer Schärfe mag vielleicht das Auge sein. Und doch giebt es wohl nur Wenige, welche die grüngelbglimmende Kugel nicht schon einmal im Dunkeln erschreckt hätte. Es ist gegen volles Licht sehr empfindlich und verengert sich mit der wachsenden Helle so sehr, daß der Augapfel um die Mittagszeit nur noch wie ein haardünner Strich erscheint. Nach Mittag erweitert er sich allmählich wieder, und arme Chinesen benutzen so die Katze gewissermaßen als Stundenzeiger. Desto durchdringender sieht das Katzenauge in der Dämmerung; eben jener senkrechte Spalt, in den die Pupille sich zusammenzieht, verschärft den Blick und giebt ihm die stechende Spitze, welche das Thier beim Herabstürzen auf seine Beute niemals fehlen läßt. Niedlich geschnitten und immer geschnäuzt ist die Nase, das Maul rund, klein, ganz entgegengesetzt dem frechvordringenden Fuchsmaul, das Gebiß das schärfste. Kein Vierfüßer hat größere Beißkraft.

Um diesen Kopf biegen sich die Schnurrhaare her, die Fühlfäden des Thieres, auf denen die Sicherheit seiner Wahrnehmungen nicht

zum kleinsten Theile beruht. Sie bilden emporgerichtet einen Kreis von dem Umfange des Körpers, und mit diesen Tastern soll die Katze z. B. sogleich ermessen, ob irgend ein Paß in Dorn und Hecken für ihre Wenigkeit noch praktikabel. Aber auch der lange, schmeidige Schwanz ist kein müßiger Schnörkel. Er ist voll feinster Empfindung, gleichsam der Seele anderer Pol und eben deshalb ein so bedeutsam pantomimisches Glied. Eine Katze ohne Schwanz ist um ihres Wesens besseren Theil verkürzt, und haben böse Buben ihn gefällt, dann verbirgt sie ihre Schmach in Einsamkeit und achtet trübsinnig selbst der Mäuse nicht mehr.

Den ganzen, auf's Schlüpfen gebauten Körper deckt glatter Pelz. Wie den Vogel das Federkleid, hüllt er in dichter Füllung die Magerkeit der Glieder und giebt jene weichen, gefälligen Linien, welche vornehmlich die Schönheit der Katze bedingen. Er wechselt mannigfaltig in Zeichnung und Farben, vom zartesten Weiß bis zum martialischsten Schwarz, so daß ein solcher schwarzer Kater daliegt wie ein Stück Nacht, aus dem nur die grünen Augensterne hervorblitzen. Auch giebt es Blondinen unter ihnen. Die meisten aber sind gar schön gezeichnet mit Flecken, Tüpfeln und Streifen, weiß mit schwarzen Strümpfen, blaugrau mit weißer Kapotte, wie eine Klosterfrau u. s. w. Dabei ist das Haar sehr weich. Weiches Haar aber deutet Aristoteles auf Furcht, und paßt dieser Satz nun zwar besser auf den Hasen, so wird er doch auch an der Katze nicht völlig zu Schanden. Denn scheu ist die Katze allezeit, zu offenem Kampfe nur entschlossen, wenn jede Flucht abgeschnitten, und dann mit der kühnen Seele richtet sich auch der zornige Pelz empor.

Auf seidenweichen Zehen, den Muskelhals eingezogen, den Leib schleppend, die Füße stets zum Sprunge bereit, schleicht die Katze umher und jagt in allen Ecken nach kriechender, fliegender Beute. Am liebsten jedoch nach Mäusen. Die Katze läßt von Mäusen nicht, sagt ein altes Wort, und schon in der ältesten Ursprache der Erde, im Sanskrit, heißt sie deshalb **Akubuk**, d. i. Esser der Mäuse. Selbst Salomons Weisheit mühte sich vergeblich des Thieres Neigung zu bezwingen. Sein Kätzchen hatte gelernt einen Leuchter zierlich darhalten, aber da er nun im Wettstreit mit Morolf die Kunst der Katze pries und diesem ein Mäuschen aus dem

Aermel hüpfte, ward die Katze irr und es schwankte der Leuchter bedenklich, und als nun ein zweites und gar ein drittes Mäuschen hervorsprang: da erwachte übermächtig die alte Würgernatur, den Leuchter wegwerfend war sie wieder die Mäusejägerin.

Als solche ist sie jetzt allenthalben verbreitet, ein unentbehrliches Hausthier, und doch oft mehr gehaßt als geliebt. „Wer die Katze lobt, kennt kein anderes Thier" heißt es in einem finnischen Spruche.

Freilich gilt dies eben nicht allgemein.

Aegypten, in dessen Niederungen wir vielleicht die ursprüngliche Heimat der Hauskatze zu suchen haben, hat sie im hohen Alterthum heilig gehalten. Das kornreiche Nilland erkannte den Werth der Mäusevertilgerin, und wie dem Ibis und dem Ichneumon wurde auch der Katze göttliche Verehrung zu Theil. Neben den wundersamen Figuren der Pharaonen begegnet auf zahlreichen Denkmälern ihr Bild, und in dem tausendjährigen Staube der ägyptischen Grabkammern finden sich zuweilen ganze Lager von Katzenmumien, balsamirt und sorgsam umhüllt.

Herodot, der alte kundige Weltfahrer, und nach ihm Diodor erzählen von diesem Cultus. Die Katze war der Göttin Bubastis geweiht (einer Venus im ägyptischen Geschmack), und die gleichnamige Stadt muß ein wahres Katzenstift und Katzenparadies gewesen sein. In Tempeln wohnten sie, wurden köstlich gepflegt, und riß endlich doch der zähe Lebensfaden, so setzte man sie feierlich bei. Eine Katze tödten war ein Verbrechen, welches nur mit dem Leben gebüßt werden konnte; traf der Aegypter irgendwo einen Katzenleichnam, so erhub er, das Unglück und seine Unschuld kund zu thun, lautes Klaggeschrei. Der Tod des Thieres setzte das ganze Haus, den ganzen Gau in Trauer, und mit geschorenen Augenbrauen gingen die Leidtragenden einher. Ja, es gab exaltirte Verehrer, welche eine etwa in der Fremde aufgefundene Katzenleiche mit heimnahmen, denn sie hatten so wenigstens den Trost, das geheiligte Gebein mit ägyptischer Erde decken zu können. Auch der Islam hat dem Thiere diese Gunst bewahrt. „Ehret die Katzen, denn sie umschwärmen euer Haus bei Nacht!" heißt es in der Ueberlieferung Mohammeds, und es war eine hohe Auszeichnung, als einer der ersten Gläubigen des Propheten den Beinamen „Katzenvater" erhielt.

Die Derwische in Kairo haben sogar einen besonderen Katzenscheich, der verpflichtet ist, jeder obdachlosen Katze ein Asyl zu gewähren. Die Moscheen nähren deren eine große Zahl, und fromme Moslems setzen wohl bedeutende Summen aus, um Katzen zu speisen (Katzenfreitisch). Aehnliche Vermächtnisse kommen in Afghanistan vor.

Im Abendlande war eine derartige Verirrung der Religiosität unmöglich. Die Griechen und Römer mochten die Katze überhaupt weniger beachten und bedienten sich statt ihrer meist des Wiesels zur Vertilgung der Mäuse. Doch war das im nächtlichen Dunkel sehende Thier, wie auch die Eule, der Weisheitsgöttin, der γλαυκῶπις Ἀθήνη heilig. In anderer Weise widmeten die Germanen die Katze der holden, thränenschönen Frouwa: ein Gespann weißer Katzen zog ihren Wagen durch die Lüfte, und mancher heutige Gebrauch und Glaube mochte sich vor Alters daran knüpfen. Aber heimisch geworden ist die Katze in Europa erst mit der Völkerwanderung, am spätesten in Skandinavien und England. Einen Beweis hiefür geben die wälischen Gesetze des Howell Dha aus dem zehnten Jahrhundert. Denn wer eine Katze der fürstlichen Kornspeicher tödtete oder stahl, hatte diesem Gesetze zufolge ein ungeschoren Schaf nebst Lamm oder soviel an Weizen zu entrichten, als nöthig war eine aufgehängte Katze zu bedecken, von der Schwanzspitze zur Nasenspitze in Hülle und Fülle. In Amerika haben die Europäer dieses Thier eingeführt, und nach Kalifornien gingen noch in diesen Jahren Transporte theuerbezahlter Katzen zur Kolonisirung.

Jetzt nimmt die Katze überall neben dem Hunde ihre Stelle ein, wie groß auch der Gegensatz und die Feindschaft zwischen beiden Geschlechtern.

Bi hunden und bi katzen
was je biten und kratzen

sagt schon Freidank.

Das Wesen des Hundes ist geradsinnig, tief, treu, theilnehmend und tapfer bis zur Aufopferung. Seines Gleichen hat er nicht in der Thierwelt. Die Katze ist immer ein halber Wildling. Ferne von dienstbarer Unterwürfigkeit hat sie sich einen unbezwinglichen Freiheitstrotz bewahrt. Adel eines freigebornen Geschlechts, sagen ihre Lobredner, und mit Emphase ruft sie selbst beim Dichter aus:

Auf dem Dach in freier Luft
Eine freie Katze bin ich.

(Heine.)

Allein in der That ist das doch nichts als roher Egoismus. Sie hängt selten am Menschen, fast immer nur am Ort, so daß schon der grübelnde Witz der Talmudisten die Frage aufwarf: warum die Katze ihren Herrn nicht erkenne, da doch der Hund es thue? Die Antwort Ben Jadoks war barock genug. Wenn Derjenige, erwiederte der Rabbi, so von der Speise der Maus (der Speck) genießt, schon das Erlernte vergißt — dies war allgemeiner Glaube —, um wieviel vergeßlicher wird Der sein, der die Maus selber speist!

Wo des Hundes Gelehrigkeit und Intelligenz uns staunen macht, da setzt die Katze nur ihre gewissenlose List entgegen; aber doch überflügelt sie den bei aller Treue etwas täppischen Genossen mit allerlei schmeichelnden Künsten und Weisen.

Denn Falschheit und List ist einer ihrer Grundzüge. Sie ist dafür sprichwörtlich geworden, und selbst in der todten Welt der Gesteine spielen noch die Namen Katzengold und Katzensilber (metallähnliche Glimmerarten) darauf hin. Auch spricht ihr ganzes Erscheinen, der ganze schlangenhafte Körper diesen Charakter deutlich aus. Hat die Katze gleich des Fuchses vielberühmte rothe Höslein nicht, so steht sie doch dem glatten Schelm nur wenig nach. Ja im Märchen überlistet sie ihn je zuweilen, und er tröstet sich dann mit der sauren-Traubenphilosophie. Si is mi to krumm, sai de voß, da satt de katt met 'ne worst oppem boome (Sie ist mir zu krumm, sagte der Fuchs, da saß die Katze mit einer Wurst auf dem Baume). Vortrefflich benutzt die deutsche Thierfabel diese Wahlverwandtschaft. Als es gilt den Räuber Reineke vor Gericht zu stellen und ein Ende zu machen all' den Gräueln und Klagen, und als der ehrenfeste Bär an dieser Aufgabe schon schmählich zu Grunde gegangen, da ist am ganzen Hofe Nobels nur Ein Mann, der Alle geschickt genug dünkt, die verfängliche Post nach Malepartus zu überbringen. Dieser Mann ist Hinze, der Kater. Vergebens bemerkt er, daß er zu klein sei solchem gefährlichen Werke.

Du beredest mich nicht, versetzt' ihm der König, man findet
Manche kleine Person voll List und Weisheit, die manchem
Großen fremd ist. Seid Ihr auch schon kein Riese gewachsen,
Seid Ihr doch klug und gelehrt. Da horchte der Kater und sagte:
Euer Wille geschehe! und kann ich ein Zeichen erblicken
Rechter Hand am Wege, so wird die Reise gelingen.

Aller List Anfang ist das „Trau, schau, wem?" Vorsichtig, mißtrauend, argwöhnisch ist die Katze gegen Alles, auch gegen den Menschen. Auf eine gewisse Entfernung läßt sie wohl den Fremden herankommen; aber dann mit einem Sprung ist sie auf und davon, blitzschnell und spurlos davon, wie ein Vogel. Vor Hunden flieht sie, sobald sie ihrer ansichtig wird, und an Schlupfwinkeln fehlt es ihr nie. In höchster Noth springt sie auf einen Baum, schaut wohlgemuth aus ihrer Warte und läßt den Kläffer unten austoben. Sie kennt alle Gelegenheit ihres Aufenthalts, zumal in der Küche. Giebt es da etwas zu naschen, ein gebackenes Fischchen oder vom Milchhafen die Sahne, so wartet sie gewiß immer den günstigen Augenblick ab, und hat sie ihr Gelüst gestillt, so liegt sie in der nächsten Minute mit schlafenden Augen unter dem Ofen. Wie listig belauert sie im Garten den armen Vogel! den kleinen, vorwitzigen Graurock von Staaren, der zum ersten Male sich aus dem Nestchen gewagt und stürzend unter ihren Krallen sein Leben läßt! Von Luke zu Luke kriecht die Katze, spazirt von Dach zu Dach. Sie hat nichts Arges im Sinn, will sich sonnen, aus stiller Höhe die Welt beschauen; oder sollte sie's doch auf ein Schwälbchen abgesehen haben? Die klugen Vögel kennen ihres Herzens Tücke. Aber sie wissen sich sicher im luftigen Reich. Schaarenweis, in wildem Wettflug, kreischend und schreiend schießen sie auf das kauernde Thier, jetzt von dieser Seite, jetzt von jener, klatschen ihr mit den langen, pfeilgeschwind vorübersausenden Schwingen um Backen und Ohr, wie sie sich auch schüttele, bis sie, der übeln Posse satt, verstimmt das Weite sucht. Ein andermal wird es ihr besser glücken. Und habt ihr sie nie auf der Mäusejagd gesehen? auf den alten Böden, wo die verstaubten Truhen und Laden stehen? Durch das dämmernde Dunkel schlüpft ein Sonnenstrahl, als wollte er den ehrwürdigen Plunder aus dem Schlafe wecken, aber Alles bleibt still. Todtleise hat die Katze sich herbeigeschlichen, vor einer Ritze

lauert sie geduckt, sie hat da drinnen das Stimmchen der Maus gehört. Unverwandt stiert sie auf das Mausepförtchen. Da lugt die kleine heraus mit den scheuen, schwarzen Augen; jetzt hüpft sie hervor, aber ehe sie noch die Feindin gewahrt, im Nu hat diese sie schon ergriffen.

Jedermann kennt das marternde Spiel, welches die Katze mit der Gefangenen beginnt. Statt sie mit scharfen Krallen zu packen und zu würgen, drückt sie dieselbe nur nieder, rollt sie wie einen Teig, schüttelt sie, läßt sie wohl einen Augenblick los, doch kaum wagt das Thierchen, das wie ein Häuflein Angst am Boden liegt, zu fliehen, so sitzt die Katze ihm wieder im Nacken, um von Neuem ihren wollüstigen Muth zu kühlen. So steht auch hier neben der List die Grausamkeit. Sind doch selbst die eigenen Jungen vor dem Blutdurst des Katers nicht sicher, trotz der Katze mütterlicher Hut.

Man müßte sich wundern, wie ein solches Thier noch Duldung und gar Gefallen der Menschen gewönne, hätte es nicht auch seine Lichtseiten. Es ist eben an jedem Bösewicht noch immer ein gutes Haar. Und da darf man nun wohl sagen — oder dürfte man es nicht? — daß in der Katze schier etwas Mädchenhaftes liege. Sie ist eben darum ein Liebling, und oft ein sehr verzärtelter, der Frauen, was denn ebenso bezeichnend sein mag, als die Vorliebe des Männergeschlechts für Hunde. Vor die Thür des Invaliden gehört der Hund, wie in den Schoß der alten Base die Katze. Diesen sympathischen Zug haben Sage und Dichtung wohl beachtet, und der Froschmäusler weiß ausführlich zu berichten, wie die Katze ursprünglich eine falsche Dirne gewesen, die zur Strafe verwandelt sei; und wo Bröseldieb auf seiner ersten Ausflucht in die Welt die Katze erblickt, erzählt er geblendet von der Erscheinung:

Es saß im Hauß im Sonnenschein
Ein schönes weisses Jungfrewelein,
Seine äuglein glentzten hell und klar,
Es leckt vnd schlichtet seine hahr,
Küsset die hend, vnd wusch sich rein
Vber die zarten wängelein.

Das hertz im leib verlanget mir,
Das ich nur möcht tretten herfür,
Dasselb mit adelichen sitten
Vmb seine lieb vnd freundschaft bitten,
Küssen ihre schneeweisse hend,
So hätt all meine sorg ein end.

(Froschmeuseler. Ausgabe 1595.)

Dies führt uns hier, wo wir gewissenhafte Bilance zu ziehen haben, auf eine Cardinaltugend der Katze. Das ist ihre Reinlichkeit. Mit dem scharfen, hakenbesetzten Zünglein strählt und glättet die Katze jedes Haar ihres Pelzes, und die einzigen Stellen des schmiegsamen Körpers, welche diese Striegel nicht erreicht, Braue und Stirn, säubert das saubergenetzte Pfötchen. Immer putzt sie sich; kommen Gäste in's Haus, so sagt es ihr der vorahnende Genius, und sie macht ihre Toilette mit gedoppelter Sorgfalt. Man sehe sie nach einem Regen über die Straße gehen. Wie vorsichtig, wie jüngferlich, wie delicat! Ueberall sucht ihre leichte Sohle die reinsten Steinchen aus. Deutsche Enthusiasten preisen den Gang der Pariserinnen, die über den Koth der alten Lutetia mit zierlichkeckem Schuh hinwegeilen; aber jedes Kätzchen thut es ihnen zuvor an Sicherheit und Nettigkeit. Lauert sie am Rande des Teiches auf ein Fischchen, so streckt sie wohl einmal, vom Triebe verführt, die Pfote in's Wasser, doch rasch und wie erschreckt zieht sie zurück und schüttelt so lange, daß auch kein Tröpfchen mehr haftet. Ueberhaupt fürchtet sie das nasse und doch so lockende Element; sie hat, mit den Alten zu reden, eine κρᾶσις ξηρὰ, ein trockenes d. h. mit Feuer gesättigtes Temperament, und darum ist eine „gebadete Katze" allerdings immer ein sehr herabstimmender, beweglicher Anblick.

Auch das Schamgefühl der Katze ist gleichsam nur eine Strahlenbrechung jenes obenangestellten Charakterzuges. Und hier wirft sie den Hund, dessen Cynismus schon den Alten verrufen war, in tiefen Schatten. Während dieser dreist allen Blicken sich aussetzt, sucht die Katze das geheimste Versteck. Rabbi Jochanan sagte: Wenn das Gesetz den Kindern Israel nicht wäre gegeben, so hätten wir Zucht und Art von der Katze gelernt. Zucht und Art — gewiß, der Rabbi hat Recht, dafür ist die Katze ein Muster. Alles an ihr ist fein und hat Schick. Mit lässiger Grandezza,



Die Katze.

leicht und bedacht schleicht die weiße seidene Angora durch die Blütensträucher der Salons in Faubourg St. Germain; auf den schwellenden Divans darf sie ruhen, hat am Kamin ihren Ehrenplatz, so recht eine Staffage für diese schimmernden, intriguanten Stillleben. Unhörbar leise ist ihr Schritt und Sprung, wie kaum eines anderen Gethiers. Darum gehört zu den Wunderdingen, aus denen allein die Fessel Fenrirs, des götterfeindlichen Wolfes, gewoben werden kann, neben dem Bart der Weiber, dem Speichel des Vogels und dem Schrei der Fische auch der Schall des Katzentritts. Item, ihre Stimme ist fein, zartbesaitet und doch des mannigfachsten Ausdrucks fähig. Die Katze ist kein Prahler und Polterer wie der Hund. Es erschreckt kein auffahrendes Blaffen, kein jauchzendes Geheul: aus der Tiefe des Innern zieht sich der empfindungsvolle, langsam und verlangend durch alle Vokale durchläuterte Laut. Man höre, in welchen weichen, schmelzenden Tönen sie der Köchin, hinter deren Rücken eben ein Topfdeckel zerbricht, das Unglück verkündet: „Amarei, Amarei, wär hät dä Hafedeckel verheit? D'r Klaus. D'r Klaus." (Anna Marie, Anna Marie, wer hat den Hafendeckel zerbrochen? Der Klaus. Der Klaus.) Die Welt spricht von Katzenmusiken, weiland Lichtwer hat sie mit klassischer Bosheit beschrieben; aber wenn alle Creatur Ein großes Organon ist und selber aus dem Munde der Unmündigen und Säuglinge dem Schöpfer ein Lob bereitet wird, so mag auch der Katze nächtlich Lied nicht länger verunglimpft werden. Und was käme nun gar ihrem Schnurren gleich, dieser sanften Brummstimme des Wohlbehagens, in der das reiche Gemüth dieses Geschöpfes ausklingt! Ganz dahingegeben an die „süße Gewohnheit des Daseins" liegt die Katze, und indem sie die Häutchen ihres Kehlkopfs — von der Mutter Natur ihrem Geschlecht verliehenes Tambourin — erschwirren läßt, umspinnt sie auch den Hörer mit einem magnetischen Netze.

Daß eine so weichgeschaffene Seele nicht gern auf harten, kalten Fliesen ruht, kann nicht befremden. Im warmen Bett, im Sophawinkel ist das Reich ihrer Träume; auf dem Fensterkissen, von der Sonne beschienen sich strecken, in einer Schürze lagern, von linden Händen gestreichelt, das ist ihr Vorrecht. Es zieht auch sie das „Ewig-Weibliche." Rollenhagen singt:

Sie wollen gern bey Weibern sein,
An jhrem Kleid sich schmücken sein,
In jhren Menteln rugen, schlaffen,
Wo sie es nur je können schaffen,
Als ob sie jhres gleichen wehren
Vnd mitgenossen jhrer Ehren.

Der Hund mag ihr solches Loos wohl beneiden, auch er eifert der Herrin zu gefallen; aber wie beschwerlich fällt er mit seinen Liebkosungen, und wie pedantisch ist seine Dienstbeflissenheit! Die Katze schmiegt sich vertraulich, mit sanftem Reiben an; ihr pathetisch gehobener Rücken, der in Wonne starrende oder leise schwingende Schweif, sind beredsamer, als alles Ungestüm, als alle die stockgelehrten Exercitien des Hundes.

Es muß wiederholt werden: Manier, liebenswürdige, artige Manier, sittsame Grazie ist in allem ihren Bewegen und Thun. Schon dies Talent, den Schweif in immer wechselnde Kreise und Arabesken zu schlängeln, steht über jeder Nachahmung. Wie ein Fühlfaden, wie eine Seelenflamme spielt und züngelt der weiche Schmeichler, von dem die Griechen der Katze den Namen (Wedelschwanz, αἴλουρος) gaben, und den mit Unrecht die deutsche Phrase verachtet, wenn sie den „Kattenstert" als Bild des Nichtigen und Werthlosen gebraucht. Bald schlägt sie ihn ruhig sitzend mit Würde um ihre Vorderfüße, bald schmiegt sie ihn gesammelt und lauernd zur Erde, oder sich dehnend und streckend läßt sie ihn in kraftschwellendem Strahl emporsteigen, oder schwingt ihn drohend, wenn sie dem Hunde gegenübersteht. Humoristischen Spiels dreht sich um diese Achse schon das junge Kätzchen, sie müht sich, den kuriosen Zopf zu greifen und „will es anders haben." Oder weiß sie noch nicht, daß es ihr Eigenes ist? Etwa wie kleine Kinder, die ihre Zehen auch als etwas Fremdes in den Mund stecken und daran saugen? Stundenlang führen sie die gemüthlichsten Scenen auf, wenn sie wohl und wählig um die vergnügt dreinschauende Mutter sich tummeln und, auf den Rücken geworfen, die kleinen boshaften Tatzen spreizen. Dann geht der Alten der Schwanz mutterfröhlich hin und her, und das muthige Völkchen wälzt sich in krausen Sätzen darüber hinweg, schnappt darnach, zerrt daran, läßt ihn entwischen, hascht ihn wieder oder faßt sich im bunten, durcheinander purzelnden Wirrwarr an dem eignen Quast, was

denn nicht weniger lustig ist. Ist es das Schwänzchen nicht, so muß es ein Knäuel, ein Ball, eine Kugel sein, die sie tändelnd fortrollen und nachspringend zurückholen. Aber auch in solchem Ergötzen liegt tiefe Bedeutung. Es ahnt sich im Spiel die That der Zukunft. Wie phantasievoll belebt sie das Blatt, das der Herbstwind vom Baume weht und über den Boden treibt! Sie duckt sich, lauert sprungfertig, stürzt darüber her, packt es, läßt es wieder fliegen, oder paßt, sobald es liegen bleibt, auf ein anderes. Das Blatt ist zur Maus geworden, und die Katze ergeht sich in dieser Vorstellung mit der Lust des Genies, das den Kampf sucht, nur um sich zu erproben.

Selbst da, wo das Thier am meisten Thier ist und bleibt, beim Schmausen, vergißt sie des Decorums nicht. Der Hund schlingt roh und jäh hinein, was ihm zusagt: die Katze, nachdem ihre Nase erst den Hochgeschmack vorweggenommen, leckt und schleckt durchaus appetitlich, nobel, immer von der Peripherie des Tellers aus agirend. Ein Hund verbrennt sich wohl am heißen Brei, die Katze umkreist ihn bedacht und greift erst die Außenwerke, sozusagen die gemäßigteren Zonen an. Auch ihr Wohlgefallen an Aromen verräth feines Wesen. Die Macht des Geruchsinnes, dem wir mit Fug eine gewisse Geistigkeit zuschreiben, ergreift sie zuweilen sogar betäubend, und nicht bloß mit jenen Schwärmereien, deren sich selbst der Herr der Schöpfung nicht entschlägt, wenn die Mittagsdüfte einer Garküche seine Seele treffen. Sie liebt auch den ambrosischen Hauch der Blumen, und wie verzückt wiegen sie sich auf den Kräutern des Baldrian (Valeriana minor), des Gamander (Teucrium Marum), der Münze (Nepeta Cataria), drehen sich in Tanz und Reigen, schleifen die Glieder und stimmen feurigen Gesang.

„Brauchen keine Instrumente,
Sie sind selber Bratsch' und Flöte,
Eine Pauke ist ihr Bauch,
Ihre Nasen sind Trompete."

(Heine.)

Aber der Ekstasis folgt freilich unerbittlich die Stunde der Schwäche, jene wehmüthig resignirte Selbstbetrachtung, die der rohe Verstand mehr bespöttelt als begreift:

„Perser nennen's bidamag buden,
Deutsche sagen Katzenjammer."

(Göthe.)

Zu diesem Ausbunde und Angebinde sonderlicher, verborgener Gaben gehört denn auch der elektrische Nerv der Katze. Es wohnt in ihrem Haar das Licht der Blitze, und wenn lange schon die Seele entwichen, so spukt es noch immer aus dem Felle in den so wohlbekannten knisternden und stechenden Fünkchen. Deshalb scheut sie vor Gewittern. Sie erkennt in der Himmelsmacht die eigene geheimnißvolle Kraft ihres Wesens und flieht sie, verkriecht sich in Keller und Löcher.

So mag denn die Katzenliebe nicht allein der Frauen, sondern selbst großer Männer erklärlich und gerechtfertigt sein. In Gottfried Mind haben diese Thiere ihren Raphael gefunden, und Meister Tieck und Magus Hoffmann haben das Dichten und Trachten des Katers in tiefsinnigen Poemen wiedergespiegelt. Richelieu ergötzte sich an den anmuthigen Künsten der Heuchlerin, Petrarca und Boccacio hatten ihre Lieblingskatzen, sogar Lessings antike Natur vermochte sich mit diesen Thieren zu befreunden. Auf dem Schreibtische lagerte seine Katze, und man liest nicht ohne Rührung, wie der immerarbeitende Denker, als das Thier einst das ganze Manuskript seines „Nathan" verwüstet hatte, ruhig und geduldig die Dichtung von Neuem niederschrieb, ohne der Unheilstifterin ihren gewohnten Platz zu entziehen. Noch Größeres zwar erzählt der Koran. Mohamed ruhte einst in der Mittagsstunde, und neben ihm in den Falten des Kaftans eine seiner Katzen. Da weckt ihn die Kunde von einem plötzlich ausgebrochenen Aufruhr. Der Prophet springt auf, aber den schlafenden Liebling nicht zu stören, schneidet er zuvor den Zipfel des Mantels ab, in den die Katze sich gebettet, und nun erst eilt er die Empörung zu stillen. Auch mag endlich nicht ungerühmt bleiben, daß in einzelnen Fällen die Katze wirklich aufopfernder Anhänglichkeit fähig ist und so gleichsam über ihre Natur hinausgeht. Auf der Wahlstatt von Sebastopol fand man die Leichen von Zuaven, bewacht von großen schwarzen Katzen, welche auf den Tornistern sich festklammernd ihren Herren in's Feuer der Schlacht gefolgt waren und durch furchtbare Bisse den Tod derselben an ihren Mördern zu rächen versucht hatten.

Im Glauben des Volkes haftet bei alledem immer etwas Dämonisches an dem schleichenden nächtlichen Thiere. Und so erscheint neben Eule und Fledermaus die Katze als beständiges Hexengeleit, und schwarze Katzen zumal gehören zu allen Scenen des Gespenstergrauses. Sie hüten in Bergen und Schlüften geheime Schätze, liegen auf Kreuzwegen, treiben Nachts in verfallenen Waldmühlen ihr Wesen. Ja, sie sind selber nur verkappte Hexen. Daher gilt ihr Angang als Warnung und böses Zeichen. „Der Athem, der aus dem Halse der Katze gehet, ist Pest", predigt Berthold von Regensburg; „und wenn sie aus einem Wasser hastig trinkt, so fällt wohl eine Zähre aus den Augen und vergiftet den Born, so daß, wer davon tränke, den grimmen Tod erkiese." Von der Katze, dem verderblichen, „todtunreinen" Thiere, sind darum nach des frommen, aber offenbar verblendeten Bruders Deutung die Ketzer benannt. — Nur die zierlichere weiße Katze scheint eine Ausnahme zu machen. In solche werden oft Prinzessinnen verzaubert, die dann irgend ein abenteuernder Ritter oder auch ein tapferes Schneiderlein zu erlösen hat.

Das Leben der Katze ist das zähste. Fuchs und Katze sind nicht todt zu machen; sie haben neun Leben, geht die Volksrede. Daß ihnen kein Wurf noch Sturz von einem Thurme etwas anhat, liegt in der seltenen Sprungkraft und Geschmeidigkeit ihrer Glieder. Aber wie leicht heilen ihnen auch die gefährlichsten Wunden! Wie lange ertragen sie Hunger und Durst! Eine Katze war in einen Ballen Hanf gerathen, ohne daß es bemerkt worden. Das mit dem Hanf beladene Schiff ging von Petersburg ab, und vier Wochen später, als man in Leith die Ballen öffnete, fand man die Katze noch lebend.

Sterben hat die Katze wohl nur selten Jemand gesehen. Fühlt sie den Tod, so sucht sie, ein echtes wildes Thier, die Einsamkeit. Auch darin, wie im Leben, der Gegensatz des Hundes, der sterbend noch seine Treue bezeugt und des Menschen hülfreiche Nähe oder wenigstens sein theilnehmendes Mitleid sucht.

V.

Der Walfisch.

Das Meer wimmelt ohne Zahl,
Da sind Walfische, die Du gemacht hast,
Daß sie darinnen scherzen.

Psalm 104.

1.

Unter Allem, was unser Planet gezeugt, ist der Wal ohne Zweifel das riesigste, aber auch zugleich eins der seltsamsten Geschöpfe. Denn während wir sonst gewöhnt sind, das Säugethier freien Fußes über den Erdboden hinziehen zu sehn, taucht das Walgeschlecht noch einmal zum dunkeln Ursitz alles Lebens hinab, um ganz in die Natur des Fisches zurückzukehren.

Die unförmliche Keulengestalt, hinten in den Fischschwanz sich ausbreitend, die Vorderfüße zur Flosse umgewandelt, der ungeheure Kopf ohne Spur eines Ohrs, mit tiefliegenden glasigen Augen, die Haut, die diesen Torso überzieht, schwarz und nackt wie das Wasser selbst: ein solches Wesen scheint in der That außerhalb der Grenzen unserer jetzigen Welt zu stehen. Erst die neuere Naturforschung hat die Wale als Säugethiere erkannt. Aber als mißtraue sie ihrem eigenen Ergebniß, hat sie den Namen der Fischsäugethiere für dieselben beibehalten. Und mit Recht, da der ästhetischen Anschauung der Wal sicherlich immer ein Fisch bleiben wird. Der Laie übersieht und überhört, daß dieser Wasserspeier durch Lungen athmet wie

die Landthiere, daß er fast einzig unter allen Geschlechtern der Tiefe ein warmes Blut hat, so warm als das des Vogels in der Luft, er übersieht den inneren, ganz säugerartigen Bau: denn Alles dies wiegt den widersprechenden Eindruck der äußeren Gestalt nicht auf. Es tritt eben das Ganze aus den gewohnten Verhältnissen und Maßen heraus in's Kolossale und Fabelhafte.

Plinius im neunten Buch seiner Naturgeschichte giebt dem Walfisch eine Länge von vier Juchert, d. h. von beiläufig $^1/_6$ Wegstunde, und fügt wie um sich selbst das Gleichgewicht zu halten hinzu, der Sägefisch messe zweihundert römische Ellen, der indische Aal bis dreißig, und die Heuschrecke am Ganges gegen vier. Diese Ausgeburten einer wundersüchtigen Einbildungskraft werden bei dem leichtgläubigen Polyhistor nicht befremden und lassen, ähnlich wie die Märchengeographieen des Mittelalters, auch in ihren abenteuerlichsten Ausschweifungen noch immer die Wahrheit einigermaßen erkennen.

Es giebt bekanntlich mehrere Arten von Walfischen, die der Seemann schon aus der Ferne an dem bald vorwärts, bald rückwärts, bald einfach, bald gedoppelt aufsteigenden Strahl ihres Odems unterscheidet. Sie alle liefern Thran und sind deswegen Gegenstand eifriger und kühner Verfolgung. Die nachfolgende Darstellung beschäftigt sich ausschließlich mit dem bekanntesten unter ihnen, dem Polarwal (grönländischer Wal, Balaena mysticetus, right wale).

Derselbe erreicht eine Länge von sechzig, auch wohl siebzig Fuß; der Umfang entspricht derselben und wird auf vierzig und mehr Fuß angegeben, das Gewicht aber steigt bis zu zweitausendfünfhundert Centnern, d. h. zu einer Last, welche der einer Elephantenheerde von Dreißig bis Funfzig gleichkommt. Man hat Mühe, sich diese Dimensionen lebendig zu vergegenwärtigen und muß mit dem Einzelnen beginnen, um so das riesige Bild sich selber zusammensetzen zu lassen. Besonders auffällig erscheint dabei das Mißverhältniß des Kopfes zu der übrigen Masse. Denn das Gewölbe desselben, das man treffend einem umgestürzten Boote verglichen hat, nimmt allein den dritten Theil der ganzen Körperlänge ein. Es ist fast nur Rachen, da die Organe der höheren Sinnesthätigkeit entweder gar nicht sichtbar oder nur

höchst unentwickelt auftreten. Oeffnet sich aber der gewaltige Spalt, so blickt das Auge in eine Tiefe, in welcher ein Kahn mit sechs Personen verschwinden könnte. Auf dem Grunde der schwarzen Höhle liegt wie ein Schlammbett zwanzig Fuß lang und zehn Fuß breit die Zunge; an den Seitenwänden aber stehen statt der Zähne die Schichten des Fischbeins zu Hunderten aneinandergekeilt und zwischen ihren Fugen franst sich ein zottiges Netz langer Roßhaare aus. Die Rippen des Wals messen zwanzig Fuß und darüber. Alexander des Großen Admirale sahen sie von den Indern zu Dachgebälk verwandt, während sie bei uns wohl an Domen und Rathhäusern als Reste alter Fabelthiere prangen. Welche Blutmasse diesen Körper nähre, ist wohl noch nicht einmal ungefährhin geschätzt worden; aber es wird auf sie ein Schluß gemacht werden können, wenn man erwägt, daß der Hauptstamm der Adern die volle Stärke eines Mannesarmes erreicht und sich stellenweis zu förmlichen Becken erweitert. Um das Fleisch lagert eine ellenhohe Speckschicht, welche dem Blute seine außerordentliche Wärme erhält und über die endlich wie ein dicker Kautschukkoller die Haut gezogen ist. Der halbmondförmige Schweif, die Waffe des Fisches, dehnt sich über zwanzig Fuß breit. „Flukes" nennt ihn die Seemannssprache.

Es bedarf keiner weiteren Ausführung, um die Monstrosität des Thieres darzuthun. Die plumpe Walze, unter deren Last das Wasser ächzt, der glieder- und halslose Rumpf, die steinerne Unbeweglichkeit des Skeletts, lassen den Wal fast kaum noch als etwas Lebendiges erscheinen. Dazu erinnere man sich, daß auf diesem Körper zahlreiche Schmarotzerthiere, Muscheln, Würmer und dergl. sich nähren, die ihre krallenartigen Füße oft so tief einschlagen, daß sie sich eher zerreißen als abreißen lassen. Sollte man nicht meinen, es sei ein urweltlicher Truncus, ein todter Erdrücken, auf dem hier wie in üppiger Brutstätte das häßliche Gewürm sich pflege? Und ist es zu verwundern, daß ein solches Geschöpf den rohen Völkern, an deren Küsten es schnaubend und brausend erschien, ein Schrecken war, und daß noch heute dieses Staunen in ihren Sagen nachklingt? Auf vier Walen steht nach finnischem Glauben die Welt. Als ein feindlicher Gott den ersten getödtet, schwankte zitternd die Achse der Schöpfung, die Wasser des Oceans schwollen über, und in der allenthalben sich ergießenden Flut ging ein

Menschengeschlecht unter. Ein gleiches Ereigniß droht, wenn der zweite und dritte Wal sterben werden; wenn aber auch der letzte endet, dann wird diese Erde zertrümmert in den Abgrund zurücksinken, aus dem sie hervorgegangen.

Noch wenig beachtet ist das Leben und die Weise dieses Thieres. Denn welches Auge könnte seine dunkeln Pfade verfolgen! Dennoch wissen wir genug, um behaupten zu dürfen, daß gerade die Cetaceen (Walthiere) sich dem Menschen psychisch näher stellen als viele andere Säugethiere, und der menschenliebende Delphin ist wahrlich nicht ohne Grund bei Griechen und Römern gefeiert.

Der Polarwal unterscheidet sich vor den übrigen durch friedlichen Sinn. Die Fischermärchen erzählen von einem kleinen Fisch, das Mäuschen genannt, welches dem Beherrscher der Meere vorausschwimme, und dem er gelassen und vertrauend folge. Vorsichtig, fast furchtsam den Feind vermeidend, zieht der Gigant durch den Ocean, und selbst von Menschen angegriffen, sucht er eher Flucht als Kampf. Sein kleines, scheinbar lebloses Auge, das man dem des Stieres verglichen hat, ist ebensowenig dumm als dieses; es hat sogar einen empfindungsvollen, sanften Blick. Noch im Tode blieb an harpunirten Walen der tiefste Schmerz auf lange sichtbar, und zwei Einschnitte über dem Auge, welche von fern fast Brauen ähneln, erhöhen diesen Eindruck auf besondere Weise. Nichts aber ist rührender als ihre Mutter- und Jungenliebe, die auch an Robben so beinahe menschlich sich kund giebt. Sie liefert den Wal nicht selten in die Gewalt seiner Verfolger. Denn nie verläßt er das junge Thier. Er richtet sich beim Schwimmen nur nach diesem, erwartet das zurückbleibende, zieht das müde oder gefährdete unter seine Flossen, es zu bergen, und hat gar die Harpune das „Kalb" getroffen, dann eilt der Wal Hülfe bringend hinzu, ohne der jetzt auf ihn selber fliegenden Eisen zu achten. Er deckt es mit seinem Körper und erst wenn es getödtet, erhebt er sich in grimmiger Wuth gegen den Menschen, der sein hingebendstes Gefühl so grausam betrog.

Zur Frühlingszeit entzündet den Wal leidenschaftliches Leben. Wild peitschen sie die Wellen, schießen blitzschnell fort und sammeln sich zu grotesken Turnieren. Wie Thürme richten sich die Riesengestalten auf dem Kopf stehend empor, daß sie halben Leibes aufragen, dann mit einem

Male stürzen sie hinab und donnernd schlagen die Wasser zusammen. Es sind todtschlägerische Spiele, abenteuerliche Mischlinge des Scurrilen und des Furchtbaren, bei denen man an den Triumphzug des Meergotts denken mag, wie der griechische Dichter ihn schildert:

„Die Wunder des Abgrunds
Schossen jauchzend empor, Poseidon den Mächtigen grüßend,
Und es barst die Woge vor Lust!"

Aber mit den Spielen des Walfischhumors wechselt der wahnsinnigste Zorn, wenn plötzlich der Sägefisch sein zackiges Messer oder der Narwal den Hornspieß dem Riesen in die Seite jagt. Mag auch der fabulirende Sinn der Matrosen die Meereseinsamkeit mit manchem Märchen bevölkert haben, so sind diese Kämpfe doch thatsächlich und gehören zu den großartigsten Scenen. Schrecken ergreift den Schiffer, der an der Grenze des weitwogenden Schlachtfeldes zurückhält, um nicht macht- und rettungslos in den Aufruhr hinabgerissen zu werden. „Die See zürnt, wie Plinius sagt, wider sich selbst, und unter den Schlägen und Streichen der Kämpfer thürmen sich die Wogen in der windlosen Stille höher als im Orkan."

Wer wollte dieses Thier noch ein stumpfes nennen? Man hat darauf hingewiesen, daß es keine Stimme habe. Aber gerade die stumm in sich geschlossene Gewalt dieser Natur hat etwas eigenthümlich Ergreifendes. Und berücksichtigt man was bereits gesagt ward, erinnert man sich des leisen Gehörs, das im Wasser auf weithin den Schlag des Ruders vernimmt, des scharfen Auges, das außerhalb des Elementes wie geblendet, in demselben bergetief den Feind wie den Genossen erkennt: so ahnt man doch wohl etwas Anderes und mehr, als nur die brutale Naturkraft.

Auch der gesellige Trieb des Walfisches darf nicht unerwähnt bleiben. Er theilt ihn mit Walroß, Robbe und Delphin, obgleich er nie in so mächtigen Schaaren erscheint als diese. Man hat Walroßheerden von zweitausend Stück, und Delphine bis zu fünftausend gezählt, während der Wal meist nur in „Schulen" von sechzig bis hundert zieht. In solchen Gewalthaufen aber wandert das Thier durch die Meere, indem es den Strömungen folgt, welche von den arktischen Regionen aus die Festlandsküsten bestreichen und in ihren grünen Wassern Myriaden jener gallertartigen Quallen mit sich

führen, welche die Hauptnahrung des Polarwals bilden. Seine Wanderungen gehen aber nie bis zur tropischen Zone des Oceans hinab. Während der Potfisch (Kaschelot) gerade hier in großen Mengen gefangen wird, flieht der nur in kalten Strömen lebende Polarwal dieses Feuermeer. Den Rachen weitaufgerissen schwimmt er dahin. Eine Flut stürzt in das gähnende Thor und mit ihr unzählige Medusen, Sepien, Aktinien und dergleichen, die in den Haarmaschen der Barten zurückbleibend allmählich den engen Schlund hinabfließen. Aber ein ungleich grandioseres Schauspiel ist es den König der Meere auf freier Fläche ziehen zu sehn, sei es, daß er auf der Flucht fast mit der Schnelligkeit eines Dampfers fortschieße, oder daß er ruhig und im majestätischen Bogen die Wellen theile. Es ist nichts weiter sichtbar als der Vorderkopf und die Wölbung des Rumpfes. Nur wenn er hinabtaucht, hebt er den mächtigen Fächer, mit dem er die Wasser unter sich hinwegschleudert, daß sie schaumzersplittert emporspritzen. Und nun nehme man das erschütternde Brausen seines Athems. In der Minute etwa zweimal die Lungen entleerend, wirft er aus dem Trichter seiner Nüstern den hochaufdampfenden Doppelstrahl: wunderbare Springbrunnen, die in den Lüften funkeln und sausen. „Sein Niesen glänzet wie ein Licht, und aus seiner Nase gehet Rauch als von siedenden Kesseln.“ Diese Worte aus Hiob malen in der That ganz die seltsame Erscheinung. Wie aus dem Bauche der Locomotive dröhnt langausgezogen das tiefe Keuchen, und sieht man den Strahl wohl auf eine halbe Stunde, so hört man ihn mindestens noch einmal so weit über die stille Wüste schnauben.

2.

> Du zerrennest das Meer durch Deine Kraft
> Und zerbrichst die Köpfe der Drachen im Wasser.
> Du zerschlägst die Köpfe der Walfische
> Und giebst sie zur Speise dem Volk der Einöde.
>
> Psalm 74.

Zur Jagd auf ein solches Thier fehlte mannigfacher Anreiz nicht. Liefert doch die Speckhülle allein mehrere hundert Centner Thran, und mußte nicht am Ende auch das Wagniß selbst etwas Verlockendes haben? Aber zu einer kunstgerechten Jagd gehörte mehr als die bloße Kühnheit des

Seemanns; hierzu bedurfte es der ganzen wissenschaftlichen und technischen Ausbildung, welche in neueren Zeiten die Schifffahrt erhalten hat. Allerdings haben die Wikinger, haben Isländer und Angelsachsen schon in frühen Jahrhunderten dem Walfisch nachgestellt. Aber es war keine Jagd auf offener See. Ein glücklicher Zufall trieb den Fisch in die felsumschlossenen Buchten oder auf Untiefen; man blokirte oder erlegte ihn vom Eise oder vom Boote aus und schleppte dann die seltene Beute dem Lande zu, sie nach strengen Gesetzen zu vertheilen. So wenigstens war es vor Alters auf Island. Wer den Wal zuerst entdeckte, auf wessen Grund und Boden das Thier strandete, hatten ein Hauptanrecht; in anderen Fällen betheiligten sich alle diejenigen noch, von deren Gehöft aus man etwa Segel oder Mast des benutzten Fahrzeugs zu erkennen vermochte. Immer war ein solcher Fang eine wichtige Begebenheit, die trotz der zahlreichen und genauen Rechtsbestimmungen nie ohne blutige Streitigkeiten vorüberging. In diese Zeiten mochte auch das altenglische Gesetzbuch zurückweisen, wonach ein gestrandeter Walfisch Eigenthum der Krone war. Doch hatte der König mit der Königin zu theilen; jener bekam den Kopf, diese das Endstück: eine ungalante Theilung, die man lange damit rechtfertigte, die Garderobe ihrer Majestät sei mit Fischbein zu versorgen, und wogegen erst neuere Kronanwalte die allerdings schlagende Thatsache anführten, daß das Fischbein eben aus dem Kopfe genommen werde.

Eine wirkliche Walfischfängerei trieb zuerst der kühne Stamm der Basken. Schon Isidor von Sevilla beschreibt den Fang, bei welchem man sich mehrspitziger Harpunen bediente. Sie besuchten lange vor der Entdeckung Amerikas, um 1370, die Bank von Neufundland und drangen allen Gefahren unbekannter Meere und feindlicher Klimate trotzend, bis in den Lorenzstrom und an die Küste von Labrador, ein Jahrhundert später selbst bis Grönland und Spitzbergen. Ihre schutzlose Flagge verschwand indessen vor den seemächtigen Völkern des ausgehenden Mittelalters. Die Holländer folgten der Spur und trieben, von ausgewanderten Basken selbst geführt, den Walfang in einer bis dahin nicht gekannten Ausdehnung. Ihre auf Spitzbergen gegründete Colonie Smeerenberg, aus elenden Hütten aufgebaut, war der Sammel- und Stapelplatz des Walfischfanges und verdunkelte einen

Augenblick selbst die Metropole des holländischen Handels am Aequator, die stolze Batavia. Aber freilich beschäftigten damals auch die Holländer allein zweihundertsechzig Schiffe in den grönländischen Meeren. Jetzt sind wohl kaum noch Reste davon vorhanden. Der Walfang hat weitere ergiebigere Reviere aufgesucht und längst nicht mehr vlämisches Monopol, ist er das wetteifernde Gewerbe der seefahrenden Nationen Europas geworden. Sie alle aber hat Amerika in raschem Fluge überholt.

Es begann mit kleinem Anfang. Thomas Macy, ein Puritaner aus Massachusetts, hatte vier in Sturm und Ungewitter wandernden Quäkern ein Obdach gegeben. Er hatte diese Pflicht der Menschlichkeit geübt, obgleich ein barbarisches Gesetz jeden Puritaner, der einen Quäker beherbergen würde, mit einer Buße von vier Pfund Sterling für die Stunde belegte. Der Fanatismus seiner Glaubensverwandten drohete ihm selbst den Tod. Dem zu entgehen besteigt Macy mit den Seinen ein Boot und flieht nach der Insel Nantucket. Bald folgen ihm Andere. Aber der karge Boden gewährt kaum das zum Leben Allernothwendigste. Da wirft einst, im Jahre 1690, der Sturm einen Walfisch an den Strand. „Seht, rief Macy auf das Meer weisend, dort zeigt uns der Himmel eine grüne Weide, von welcher unsere Kinder und Kindeskinder Brot holen werden.“ Das prophetische Wort hat sich in ungeahnter Weise bestätigt. Nantucket, das öde, sandige Eiland, ist der Vorort des amerikanischen Walfanges geworden, und der Ertrag, den dieser in einem Jahrzehnt der Union liefert, beläuft sich auf siebzig Millionen Dollars. Die Flotte der amerikanischen Walfänger zählt jetzt siebenhundert Schiffe mit zwanzigtausend Mann, während alle übrigen Nationen zusammen nicht eben viel über das Fünftel dieser Summe stellen.

Die außerordentliche Wichtigkeit dieser Jagd rechtfertigt wohl den Versuch einer Schilderung. Denn wenn auch der Verfasser darauf verzichten muß, die Naturfrische und die wilde Pracht der Farben für ein Süjet zu finden, welches nur ein Rubens oder Biard würdig darstellen könnte, so darf doch vielleicht selbst die Skizze auf die ergänzende Theilnahme des Lesers rechnen. Wer es liebt den Menschen im heroischen Kampfe mit überlegenen Gewalten zu betrachten, und wer sich der siegenden Größe desselben zu freuen weiß, dem öffnet sich hier ein Theater und ein Drama

von unvergleichlichen Dimensionen. Es ist der Walfischfang in der Südsee, den ich darzustellen unternehme. Er hat dort einen großartigeren Charakter als in allen anderen Meeren.

Das Loos des Walfischfängers ist den meisten Seeleuten selbst ein Schreckbild. Die es nicht verwünschen, verachten es. Von jenem Glanze, der sonst wohl das Seeleben verführerisch umgiebt, ist hier keine Spur, und statt der Genüsse, in denen von Zeit zu Zeit selbst der Matrose schwelgen darf, bietet es nur Mühen, Gefahren und Entbehrungen der äußersten Art. Vornehm lächelnd oder geekelt blickt der Kauffahrer und der Seesoldat auf den thranduftenden närrischen Gesellen, der unter den nordischen Eisfeldern die Monstra des Meeres jagt. Und auf den ersten Blick möchte ihnen diese Geringschätzung nicht zu verargen sein. Man vergleiche nur! Dort das Kriegsschiff, die stolzhinschwimmende Festung, hochgegipfelt, wimpelgeschmückt, mit einem zwei-, dreifachen Gürtel von Feuerschlünden trotzig in die See blickend, daneben der schlanke, pfeilscharf zugespitzte Klipper mit adlergleich gespreiteten Segeln hinausfliegend, die kecke Brigantine im Zierrath ihrer Linien und des sauberen Takelwerks, die schmucke Galeass', die leichte Yacht — und nun hier der Walfischfänger! Wie ungestalt liegt der schwerfällige Bau da! Wie wüst und vernachlässigt! An den Seiten des Rumpfs hockt eine Reihe von Booten, andere liegen auf dem Quarterdeck; auf den Mastspitzen überall wie Krähennester die „Auskukke", vorn am Steuerbord, wo der Speck eingeschnitten wird, die unvertilgbare schmutzige Oelung: gewiß ein solches Haus ist nicht lockend. Aber ist es nicht lockend, so ist es fest und bequem. Der Bug wie gemauert, die Rippen wie eisern, die Wände gedoppelt, so steht der Erdumkreiser unerschüttert unter dem Druck drängender Eismassen, und in der Kajüte des Kapitäns — horch! — singt ein Kanarienvögelchen ebenso lieblich als auf manch' anderem Schiff.

Aber die Bemannung? Es ist wahr: noch nie fand sich ein seltsameres und vielartigeres Gemisch an Bord zusammen, als auf dem Walfischfänger. Hier begegnen sich die Abenteurer und Heimatlosen aller Nationen, und nicht diese allein. Manches geheime Verbrechen, manch' zertrümmertes Schicksal sucht und findet hier, was es vielleicht auf dem Festlande umsonst suchen würde: ein Asyl. Da fragt Niemand nach Deiner Vergangenheit,

und Dein Arm gilt nicht mehr als der nervige Deines Nachbarn, der vielleicht an eine Galeere geschmiedet war. Und dieses trotzige, von der Welle des Lebens ausgeworfene Volk hält nichts zusammen als gemeinsame Gefahr und das Gesetz des Schiffs. Aber das bindet auch mit eiserner Klammer. Und mag noch so viel dagegen gesagt werden, mag der Gebildete unter den dunkelen, zweifelhaften Gestalten wohl nicht ohne ein gewisses Grauen weilen, so ist doch Eins gewiß: der Walfischfänger ist tapferer, verwegener, ausdauernder, als je ein Seemann war. Hat er nicht eben zu gewinnen, so hat er doch noch weniger zu verlieren, und er ist jede Stunde bereit, das Leben auf einen raschen Wurf zu setzen. So erscheint der Walfang als die hohe Schule der Marinen, und der junge Riese jenseit des Oceans nimmt gerade aus dieser sturmgehärteten, vom Schicksal zusammengehämmerten Masse den Sockel seiner wachsenden Macht.

Doch der Walfischfang hat nicht bloß eine mercantilische und politische, er hat auch eine culturhistorische Bedeutung. Ueber Kalifornien und die Westküste Amerikas hinaus bis nach Australien und in die Inselwelt des großen Oceans läßt sich dieselbe verfolgen. Denn diese Gegenden sind großentheils erst durch die Waljagd in den Kreis der völkergeschichtlichen Bewegung gezogen. Ohne den hierdurch angeregten Verkehr würde Südamerika nicht so leicht dazu gekommen sein sich von Spanien loszureißen, das eifersüchtig jede fremde Flagge überwachend das Kreuzen bis auf hundert Seemeilen von der Küste nicht gestatten wollte. Walfischfänger besuchten Australien und Vandiemensland, ehe noch der Kauffahrer ein Interesse hatte dorthin zu segeln; sie erforschten die Küsten und Häfen, setzten Ansiedler aus, unterhielten mit diesen regelmäßige Verbindungen, und Walfischfänger sind es gewesen, die mehr als einmal die ersten Colonisten von Botanybay dem Hungertode entrissen. Sie endlich brachten das Christenthum auf die Südseeinseln, und der edle Lawry hat hier seinem apostolischen Eifer ein unvergängliches Denkmal gesetzt. Auch führte der Walfang auf die erste sichere Vermuthung einer Durchfahrt der nördlichen Eismeere. Sie ist bekanntlich im Sommer 1850 wirklich aufgefunden. Man hatte in der Nähe der Behringsstraße Walfische gefangen, welche erst kurz zuvor an den entgegengesetzten Küsten Amerikas gejagt waren. Die in ihrem Leibe

vorgefundenen Harpunen, nach seemännischem Gebrauch mit einer Angabe der Zeit und dem Schiffsnamen versehen, bewiesen dies, und ließen nur die Annahme zu, daß die Thiere, ohne den ungeheuren Weg um den 1800 Meilen langen Continent von Amerika zu machen, durch eine offene Straße des Eismeers von einer Seite desselben zur andern gelangt waren.

Hat der Walfischfänger Kap Horn umsegelt und auf den Hawaïinseln noch einmal gerastet von der langen Fahrt, dann strebt aus allen Buchten von Honolulu der gewaltige, nur nach Hunderten zählende Mastenwald der Südseeflotte. Es ist Ende April. In der deutschen Heimat grünen die Wiesen und von den Hügeln läutet Heerdenglockenklang. Hier erinnert nichts an dies friedliche Idyll. Durch die graue Meerwüste zieht der Waljäger hinauf nach Norden, dem Reich des Winters entgegen. Statt der Pflugschar führt seine Hand Harpune, Beil und Lanze, und ihre Schneide ist scharf genug geschliffen ein Haar zu spalten. Die großen Ströme des Meeres dienen dem Schiffe als Führer. Aber die Wale haben längst die offenen Gründe verlassen und bis hinauf in die Polarzone, zu den Barrieren des ewigen Eises muß der kühne Jäger vordringen. Dort, wo die Meerströmungen sich begegnen und stauen, hat er den Fisch zu suchen. Er bringt im günstigen Falle immer vier Monate zu, und erst wenn bei uns der Herbstwind die Blätter entlaubt, kehrt er zurück: der Kupferharnisch des Schiffs zerschlitzt, die Segel zerrissen, die Maste gebrochen, die Mannschaft decimirt; aber die Räume im Innern bergen Speck und Oel.

Während unserer Sommermonate durchziehen die Walthiere das Behringsmeer und verweilen an gewissen Punkten der asiatischen Küste. Ebenda, am Saume des aufbrechenden Eises, sind die Gründe oder wie der Seemann poetisch sagt, „die Wiesen", auf denen der Fisch gejagt wird. Aber immer hält es schwer genug, eine „Schule" zu finden und die gefundene nicht zu verlieren. Oft irrt das Schiff wochenlang ohne jede Spur. Wild durcheinander wälzende Eistrümmer, Pinguine und Albatros, die auf ihnen neugierig wiegen, heulende Walrosse und Robben sind die einzigen Gestalten dieser Oede. Den Horizont verhüllt das Grau der höheren Breiten, aus dem nur dann und wann die Sonne tritt und ein fahles Licht in's Spiel der Nebel wirft. Mit ihren Spukgebilden blenden und verwirren sie die

Sinne, jetzt wie ein hundertarmig Gespenst über den Himmel greifend, jetzt verstäubend in schattenhafte Fetzen, um dann zum Berge sich zu gipfeln oder in ein kolossales Schiff mit Mast und Segel auszurecken.

Endlich nimmt das Meer eine schwarze Färbung an und verkündigt die Nähe des Landes, meistens auch der Fische. Und schon wird auch vom Auskukk ein „Spaut" (Dampfstrahl) gemeldet, bald ein zweiter und dritter. Die Mannschaft jubelt, die Schule ist gefunden! Dort durch die Flut drängt eine Riesenphalanx ihre schwarzen Leiber, eine Wolke von Dunstsäulen bezeichnet ihren donnernden Gang, und mit ihr mengt sich der Gischt der zerpeitschten spritzenden Wasser. Wo gäbe es einen Anblick wie diesen? Aber es ist kein Jagdwetter; in der Stille, die dumpf auf Meer und Himmel liegt, vermag keine List den feinhörigen Fisch zu beschleichen. Wind, Regen, brandende Wogen will der Seemann zur wilden Schlacht. Er braucht nicht lange zu warten. Im Westen wölkt sich's auf, und bald stürzt der Föhn zwischen den klingenden Eismauern daher und beginnt auf der Meerorgel sein dämonisches Lied. Das ist die Musik des Walfischjägers.

Das Schiff legt bei. „Heißt und schwingt die Boote!" schallt das Kommando über Deck, und nun werden die Boote hinabgelassen, das Schlachtfeld zu umstellen. Aber es verlohnt sich wohl die kühnen, wetterfesten Männer einen Augenblick zu betrachten, die jetzt in dieselben hinabspringen. Vorn am Bug steht die hochgereckte Gestalt des Bootssteurers, der wenigstens der Zeit nach die erste Rolle in dem Drama hat. Es ist der Harpunierer, und seine Aufgabe den Fisch „festzuwerfen." Von der Kraft und Gewandtheit seines Arms hängt zunächst aller Erfolg ab. Der am entgegengesetzten Ende, der eiserne Alte führt das Boot; ihm bleibt die zweite und größere Rolle zugedacht. Er ist der eigentliche Matador, nur daß er statt des breiten Schlachtschwerts die lange furchtbarere Lanze schwingt. Die andern Vier haben nur zu rudern.

Das Boot stößt ab, schießt fort wie ein Pfeil, eine breite Schaumfurche hinter sich lassend. Und doch, wie schnell es eile, ist es immer noch zu langsam. Denn was gliche der Aufregung, die nun den Walfischfänger ergreift? Das Auge funkelt, die Pulse fliegen, er muß auf den Wal, gälte es auch sein Leben. Aber selbst die wildeste Leidenschaft zügelt die

Strenge des Commandos. Kein Ruderer wagt den Blick vom Ruder abzulenken, keiner ein lautes Wort, denn Ein unvorsichtiger Ruf, Ein bloßes Scharren des ausgleitenden Fußes könnte genug sein, um auf hundert Schritte hin das Ohr des Wals zu treffen und ihn unerreichbar in die Flucht zu jagen. Inzwischen eilt das Boot dem Koloß immer näher, der im stolzen Rhythmus die steigende, fallende Welle durchschneidet, ohne den Feind zu ahnen, der sich verderbend an seine Spur geschlossen. Die Matrosen haben ihre Kappen abgeworfen und liegen keuchend auf den Rudern. Auch der Harpunierer hat Hand mit angelegt. Aber noch ist das Fahrzeug nicht wurfgerecht. Der alte Steuerhalter weiß wohl, welch' schweres Stück Arbeit zu thun bleibt, und hat er bis jetzt geschwiegen wie ein Stein, so wendet er nun, mühsam die rauhe Stimme dämpfend, seine ganze Seemannsberedtsamkeit daran, die Mannschaft zum Aufgebot aller Kräfte zu spornen. Er schmeichelt, er bittet, er beschwört. „Wollt Ji den Fisch hebben, Jungens? — Wollt Ji en nich?! — He is so nah! He wiest uns Flukes! Min löwe Jungens! Man noch dree Schläg' — man noch twee — man noch een!" Die Matrosen geben dem Boote Flügel. Bleibt ihnen auch der Blick auf das schnaubende Wild selbst versagt, so darf doch dann und wann wohl ein verstohlenes Auge an dem Graukopf, der wie eine Säule im Boot steht, hinaufschielen und da sich Kunde holen. Denn noch ist kein Steuermann so eisig und greisig gewesen, daß man nicht auf seiner zerknitterten Physiognomie, in Blick und Gebärde den Verlauf des wilden Rennens auf's deutlichste hätte lesen können.

„Sta op!" winkt er jetzt dem Harpunier. „Give it to him!" — und hin fliegt das Eisen aus der Faust, nachsaust die Leine, ein rother Streif zieht kochend über die Oberfläche des Wassers: der Wal ist getroffen. Aber habt Acht! Noch war es kein Kampf, sondern nichts als ein Angriff! Das erschreckte Thier bäumt hoch auf, um im Nu mit rasender Gewalt in den Abgrund zu stürzen. Es flieht, und doch ist eben jetzt die größte Gefahr. Denn mit Sturmeseile schießt der Kiel, der mit dem Seil der Harpune sich selbst an den Leviathan gekettet hat, dem fliehenden nach, unaufhaltsam fortgeschleift. Die Leine, im schwindelnden Wirbel abrollend, raucht und droht in Feuer aufzugehn, und obgleich der Wal bereits

dreitausend Fuß mit sich hinabgerissen hat, hört das Rollen noch immer nicht auf.

Endlich steht das Tau. Der Wal ist regungslos zu Grunde gesunken, und nun folgt eine willkommene Pause der Ruhe. Denn während er sonst mindestens in je zwei Minuten einmal auftaucht, um zu athmen, dehnt er jetzt die Frist so lang als möglich aus, freilich nur, um dann desto ermatteter emporzukommen. Mittlerweile schließen die von allen Seiten herbeieilenden Boote den Ring dicht über ihm zusammen und erwarten sein Aufsteigen. Das Thier kann nicht mehr entrinnen. Aller Augen sind auf die schwarze wallende Fläche gerichtet, und die Eisenschleuderer stehn, die Waffe in der Hand, und suchen gierenden Blicks das Ziel ihrer Würfe. Ueber diesen Momenten liegt in der That ein feierliches Grauen; der älteste Seemann, der sie vielleicht schon hundert Mal erlebte, empfindet es noch immer in derselben Stärke, als der unerprobte Neuling.

Eine lange halbe Stunde ist vergangen, da regt sich das Tau, und die Wasser spalten sich, als wolle der Grund des Meeres selber emporsteigen. Der Fisch muß athmen. Aber schon fliegt ihm ein zweites und drittes Geschoß zwischen die Rippen, und von Neuem taucht er hinab, neue hundert Faden der Leine mit sich nehmend und weite Kreise beschreibend, um sich aus der mörderischen Schlinge zu befreien. Indessen erschöpften die neuen Verwundungen und der ungeheure Druck des Wassers seine Kraft: athembedürftig kommt er bereits nach zehn Minuten wieder zur Oberfläche.

Und nun beginnt der letzte Akt des Schauspiels. Mit dem Harpunier hat der Steuermann Platz und Rolle gewechselt. Vorn steht er im Boot die Lanze zum Wurf gefaßt. Ein Ruderschlag — ein Stoß — das Boot entert und knirschend bis zum Schaft hinunter bohrt der Speer sich ein. Das Thier ist tödtlich getroffen. Aus beiden Nüstern wirft es bis vierzig Fuß hoch den Strahl, weithin Alles mit blutigem Regen überschüttend und mit seinem schaurigen Schnauben auch den verwegensten Jäger schreckend. Es schwingt die Keule mit zerschmetternder Wucht und wehe! wenn einer dieser Streiche das Boot trifft!

Noch eine letzte verzweifelte Anstrengung zur Flucht macht der Wal. Aber eine neue Lanze fährt ihm in den Schlund. Beilhiebe, Harpunenwürfe,

wildes Geschrei von allen Seiten! Es ist keine Schlacht mehr, sondern ein Schlachten. Das Meer ist eine rothe Lache geworden, und der Fisch speit zwar immer neue, aber immer schwächere Ströme von Schlamm und Blut. Da wird es still über der Scene. Das Auge des Wals erlischt, seine Muskeln winden sich in furchtbaren Zuckungen, als wollten sie bersten. Es ist der Todeskampf, die grause Augenweide des Jägers, der auf's Ruder gelehnt, mit dem Stolze eines Heros den Moment erwartet, wo der Riese todt zur Seite stürzt und die weiße Kehle zur Sonne kehrt.

Das ist die Walfischjagd.

Es kann nicht geläugnet werden: sie ist ein ebenso grausames als verwegenes Spiel, und es bleibt Aufgabe der Wissenschaft, auch hier menschlichere Weise einzuführen. Die Harpune aus Feuerröhren abzuschießen, wie hie und da geschieht, ändert nur wenig. Dagegen verdient der von einem deutschen Kaufherrn ausgesprochene Gedanke, das Geschöpf durch den Schlag der elektrischen Batterie zu tödten, die ernsteste Beachtung. Wie in der Südsee wird auch in anderen Meeren der Walfang betrieben, und rechnet man den Fang des Potfisches (Kaschelot, Spermfisch, Physeter macrocephalus) hinzu, so darf man die Zahl der in Einem Jahre erlegten Walthiere auf Zehn- bis Zwölftausend anschlagen.

Ob es sich aber alle der Mühen und Gefahren wirklich lohne? Diese Frage, die schon im Obigen ihre Erledigung gefunden, beantwortet sich noch einfacher in der Berechnung, daß der Ertrag eines einzigen Walfisches auf neuntausend Thaler steigt, obgleich fast nur Thran und Fischbein nutzbar sind. Der Eskimo, der Seelappe, alle die hochnordischen Völker würden nicht bestehen können ohne den Thran. Er bringt ihnen Licht in die monatelange Winternacht und bietet in der Strenge des Polarklimas zugleich ein wärmendes Nahrungsmittel. Ja sie genießen selbst das lederartige Fleisch der Cetaceen, und nach dem Glauben der Kamtschadalen erlaben sich auch die Götter an solchem Mahle, das sie in den Geisern des Landes bereiten. Wir aber, ohne jene zu neiden, erfreuen uns im festlichen Saal am Glanz der Walrathkerzen, und so manche Ballschönheit, deren schlanker Wuchs das Auge entzückt, dankt einen Theil ihrer Grazie den elastischen Stäben aus dem Rachen des Walfisches.

VI.

Der Floh.

Variationen über ein Fischart'sches Thema.

Mich bizt neizwaz: waz mag daz sin?
U. Boner.

Haben sie euch nie gepeinigt? Wißt ihr nichts von der Verzweiflung schlafloser Sommernächte? Wandermüde seid ihr auf's Lager gesunken, schon hat der Traum euch umsponnen, und die beschwingte Seele wandelt über goldenen Wolken — da wird es unter euch lebendig, es kriecht, rennt, springt heran, erst nur von Weitem, leise, lose, wie im Scherz — aber mit einem Male fliegt es euch in's Fleisch, spitz und brennend wie ein Bolz aus eines Kobolds Rohr. Ein Floh! greift zu! Ach schon zwickt euch ein zweiter, ein dritter, es zwickt oben und unten, an der Schulter, an der Zehe — weh' euch, eine ganze Meute stürzt über euch her! Vergebens, daß ihr den Strauß beginnt: die kecken Guerillas spotten eures Zorns, und wenn ihr weise seid, so steckt ihr ein Licht an und ergebt euch in das Geschick, das sein Opfer fordert.

Das ist die „Macht des Kleinen." Wo in dieser sublunarischen Welt weilte der Glückliche, der sie noch nicht an sich erfahren? Vor ihr schützt weder Constitution noch Stoicismus, weder Nelkenöl noch Kölnisches Wasser, und so ist keine andere Genugthuung geblieben als die räsonnirende Defensive,

hinter welcher sich unsere verwundete Größe so oft verbirgt. Zur menschlichen Satisfaction denn möchte ich heute reden vom Floh —

mit vrlob si gesaget.

Zwar warnt der Poet:

Wenn ein Löwe vor dir steht,
Sollst du nicht das Insekt auf ihm besingen;

und gewiß ziemt dem Dichter wie dem Denker am großen Schicksal das trotzige Menschenherz zu zwingen. Aber erstlich bin ich weder Dichter noch Philosoph — und davon abgesehen, ist eine solche sommernächtige Situation nicht auch ein Schicksal? Und ist nicht auch der Floh ein würdiger Gegenstand der Betrachtung in Folio, Quarto, Octavo u. s. w.? Wir wissen, „was sich der Wald erzählt" und „was die Vöglein singen"; sollte nicht eine beschauliche Seele auch einmal berichten können, was sie den Flöhen abgelauscht?

Mit erfinderischem Finger hat den Floh Mutter Natur gebildet; schon der alte Freidank steht nicht an, ihn unter die Gotteswunder zu zählen, die kein Engel und kein Teufel, geschweige ein Mensch nachzumachen vermöge:

Der engel, tiuvel, noch der man
ir keins ein vloch gemachen kan.

Ja, selbst Sophroniskos' Sohn hielt es für eine Aufgabe, des Schweißes der Edlen werth, dem Wandel des Flohs nachzudenken und seiner Schritte Weite zu ermessen.

Welches andere Geschöpf hätte sich auch dem Menschen so vertraulich gesellt als dieses? Man rühmt den Hund, schwärmt für Katzen und Papageien; aber der Floh lebt nicht bloß mit dem Menschen, sondern auch an, auf, um und aus ihm. „Flöhe! Kann man wohl ohne Flöhe bestehen?" antwortete erstaunt eine bulgarische Wirthin einem Reisenden, der sie vertraulich gefragt, ob in dem saubern Hause auch Flöhe seien. Die Dame hatte Recht. Der Floh ist ein Supplement des Menschen, seines denkenden Ichs nächster Anwohner, sein spiritus familiaris. Allerdings erscheint er nur klein. Und darum gebraucht ihn der griechische Dichter

sogar als Bild der Verächtlichkeit, wenn er in den Myriaden des Xerxes Wolken von Flöhen zu sehen vorgiebt, und auch David vergleicht sich seinem Verfolger gegenüber (der eines Hauptes länger ist als alles Volk) diesem Thiere, die eigene Bedeutungslosigkeit zu bezeichnen. „Wem ziehest du nach, König von Israel? Einem todten Hunde, einem einigen Floh!" so ruft der Sohn Isai's dem Saul vom Fels der Gemsen zu.

Es läßt sich wie gesagt nicht läugnen: der Floh ist klein unter den Tausenden der Creaturen. Auch fehlt ihm die Zier der Gestalt und der Tand der Farben, der an Motten, Käfern und anderem Gethier das Auge reizt. Ihm lieh kein Gott das emsige Lied der Cicade noch der Mücke vergnügtes Harfeniren. Ihn trägt kein luftiger Flügel. Alle jene Künste, durch welche das Volk der Insecten die Bewunderung der Menge geweckt, suchen wir umsonst bei diesem Wildling. Er flicht kein Netz wie die Weberin Spinne, er baut keine Speicher wie die Biene, er hat keinen geordneten Haushalt wie die Ameise, überhaupt kein festes Gesiedel, obwohl dem Menschen immer an- und auffässig, sondern unstät und nomadisch streift er umher.

Bei alledem aber oder vielleicht gerade deshalb ist der Floh eine poetische Natur, jedenfalls ein Charakter. Es hieße ihm schweres Unrecht anthun, wollte man ihn etwa mit jenem trägen, gefräßigen Thiere zusammenstellen, das, nach einem bekannten Göthe'schen Ausspruch, auch der Walfisch hat, oder gar mit Frau Wanze, von der uns Lavater's prophetischer Tiefblick versichert, sie sei eine „verworfene" Seele, „unfähig zu lieben und geliebt zu werden." Und doch wurde jenes unaussprechbare Thier selbst von dem Meister verherrlicht, der in den Uffizien zu Florenz die Göttin der Schönheit malte, wie sie mit rosigem Finger bemüht ist, die ambrosischen Locken des Grosknaben von den kleinen Insassen zu befreien. Und der ernsten deutschen Kunst wollten wir einen Vorwurf daraus machen, daß sie dem Floh ähnliche und noch größere Ehre erwies? Im edelsten Wetteifer haben vor Allen die Dichter seine Bedeutung gewürdigt. Das Mittelalter, das so oft Podagra, Fieber und andere Gewaltige, groß und klein, gefeiert, hat auch des Flohes nicht vergessen. „Flöhhatz, Weibertratz" — wer hätte nicht wenigstens gehört von diesem wundersamsten Epos

deutscher Junge? Und um sogleich zu unserer modernen Klassik zurückzukehren, wer kennt nicht den Floh des Herrn Peregrinus Thyß, dessen edeln Sinn und Geist Hoffmann-Callot so beredt geschildert? Wer endlich hätte sich nicht an jenem Liede erbaut, das der Dichterkönig Göthe dem Königsfloh gesungen? Auch die Männer der Wissenschaft sind nicht zurückgeblieben. Weiland namhafte Forscher des Rechts haben Verhandlung gepflogen „de eo, quod justum circa pulices“; ja Schriftgelehrte und Pharisäer schon erwogen weise, ob und wieviel man Flöhe tödten dürfe am Sabbath, ob man sich ihrer während des Gebets erwehren könne unbeschadet der Andacht, ob man vor dem Priester in einem Gewande erscheinen dürfe, dem Flohblut anklebe und dergleichen mehr.

Betrachten wir denn des Thieres Gestalt und Wesen etwas genauer. Tretet ein in jenen dämmernden Saal und seht, wie der Magier dort an der geheimnißvollen Maschine mit dem millionenfachen Vergrößerungsglase, nachdem er strengen Ernstes Moose, Krystalle, Wassertropfen u. s. w. gezeigt, plötzlich leise lächelnd ein neues Object in die Linse schiebt, und wie nun mit einem Male phantastisch und wild ein fremdartiges Bild an der weißen Wand zusammenschießt. Ein Floh! flüstert der Zauberer, und durch die überraschte Versammlung wie durch Rosenbüsche der Wind fliegt ein schamhaft kicherndes Concert von Ausrufungen. Inzwischen hat die fabelhafte Gestalt sich in schärffster Plastik aus dem Nebel geformt. Seht sie an! Wo bleiben vor diesem Behemoth die enggeschnürten, gerippähnlichen Gestalten der andern Insecten? Der Stierleib gedeckt mit Harnischschienen, aus den Fugen wilde Borsten starrend, am Gefräß ein Rüsseldreizack, am Gesäß ein Pfriemen: so steht auf sechs kühngespornten Springern der Koloß. Man sieht, wenn irgend eins, dann ist dies ein kriegerisches Thier, und es kann kein Zweifel obwalten, daß ihm nur der starke pralle Mannsname gebührt, daß man also nur zu sagen hat „der“ Floh und nicht wie zärtlichen Gefühls die Minnesänger jezuweilen thun: „die“ Floh, oder gar wie in Sachsen „die Flehe.“

Nun erscheint auch die Physiognomie im rechten Licht. Ein älterer Naturkundiger hat den Satz aufgestellt: je schwächer und kleiner das Thier, um so listiger und boshafter seine Gesichtszüge. Und klein ist auch Kopf

und Angesicht des Flohs; aber aus dem gekniffenen Augenpaar blickt nicht bloß jene wühlende Schärfe, sondern auch eine gewisse heroische Wildheit, ein Trotz, der aller Fesseln spottet, und doch auch wieder ein feinerer satirischer Zug, wie um den Mund die lüsternen Linien des Schleckers spielen.

Nicht auf einmal hat die Natur ein so eigenthümliches Gebilde geschaffen, es bedarf dazu langer Verwandlungen, geheimnißvoller Prozesse. Anfangs ein winziges Eilein, danach eine windende Wurmgestalt verhüllt sie sich alsbald in ein seidenes Lailach, stirbt der Welt ab, um, ehe noch des Mondes Horn sich wieder füllt, fröhliche Urständ zu feiern und als Floh hoho! in alle Winde zu springen und zu leben und zu lieben. Glückliche unter ihnen, denen nicht gewaltsamer Tod die Tage kürzt, sollen ein Greisenalter von sechs Jahren erreichen können und Enkel und Urenkel erwachsen sehen.

Man hat seinen Namen als der „Flüchtige, Flinke" verdolmetscht. Mag dies nun auch mehr sinnreich als richtig sein (denn das deutsche Wort „Floh" hängt nicht mit fliehen, wohl aber mit dem lithauischen blussa, dem griechischen ψύλλα, dem lateinischen pulex zusammen), so bleibt er doch der Schnellfüßige, trotz einem Achilles. Er ist immer auf dem Sprunge, rasch zum Angriff, rasch zur Flucht, und selbst fliehend noch zu fürchten: denn nie ruht seine Waffe. Darum gehört es gewiß zu den treffendsten Wendungen unserer Volkssprache, wenn sie die Plage des argwöhnischen Grüblers und Horchers mit dem Ausdruck bezeichnet: „ihm sei ein Floh in's Ohr gesetzt." Wie anschaulich ist das! Der prickelnde Zweifel, der Verdacht, den ein Schalk uns in die Seele geworfen, läßt sich in der That nicht glücklicher vergleichen als diesem kleinen, unermüdlichen, unerreichbaren Peiniger. Ein schweres Werk ist's, den Schnellen zu fangen, wieviel immer auf ihn gefahndet wird. Zwar preist der alte Dichter in erhabenen Chören des Menschen allbeherrschende Gewalt —

listig umgarnend fängt er weg
leichthinflatternde Vögel,
fängt walddurchstreifender Thiere Schaar,
fängt die schwimmende Brut der See —

(Sophokles.)

aber dem Floh gegenüber wird der Mächtige seiner Ohnmacht inne. Wie oft springt er euch noch unter dem Finger davon! Wie oft entrinnt er, da schon der rächende Spieß auf seiner Brust steht! Ja, aus der Flamme, die ihn verzehren soll, reißt er sich los, ein unsterblicher Phönix, und scharfe Ohren haben da sonder Zweifel sein höhnendes „Husten" vernommen, von dem das Sprichwort redet. Nur dasjenige Geschlecht, welches seinen Angriffen am meisten ausgesetzt scheint, ist — Dank der Alles ausgleichenden Gerechtigkeit des Schicksals — dieser Art der Kriegsführung auch am meisten gewachsen. Dennoch erfordert die Flohbeize die ganze Virtuosität der zarten Finger. Oder wer hätte die reckenhaften Sprünge nicht schon bestaunt, in denen er sich wie in groteskem Spiel hoch über sich selbst hinausschleudert? Er bedarf keines Flügels; sein Fuß ist sein Flügel. Ein einziger Druck der stählernen Schenkel schnellt ihn einer Rakete gleich empor; der arme Bajazzo, der es ihm nachthun wollte, müßte erst lernen, von der platten Erde auf den Knopf des Straßburger Münsters voltigiren.

Und was kommt seinem Muthe gleich? Kleines Herz, kühnes Herz, sagt schon Plinius. Der Floh scheut nicht Zeit, noch Ort, noch Person. Er findet dich bei der Studirlampe wie beim Stelldichein, im Kriegszelt wie im Tanzsaal. Ein Kittel oder ein Brokatrock, ein Filzsocken oder ein Seidenstrumpf, gleichviel — überall ist er daheim.

Und ob's der Kaiser sollte schwören,
Er mag sich ihrer nicht erwehren;
Was hilft ihm Herrschaft, hilft ihm List,
Derweil ein Floh sein Meister ist!

(Nach Freidank.)

Es ist das eben Menschenloos.

Aber was ist nun das seine? Die goldenen Tage sind vorüber, wo ihm ein König Hosen anmessen ließ und seine Brust mit Stern und Orden schmückte. Wie oft kommt er vom Strumpfe auf den Hund! Verfolgung von Kindesbeinen an, ein Herz voll Sorge, ein früher Tod; das ist die Lebensgeschichte des Flohs. Der vielbedrängte sagt mit Recht:

Es ist auch schier kein Wunder zwar,
Daß ich so klein muß bleiben gar,
Dieweil ich je nicht kann gedeihn
Bei solchem Schrecken, Sorgen, Scheun.
Denn Sorg' und Angst dörrt aus das Herz,
Den Leib verzehrt des Gemüthes Schmerz.
Es wundert mich, daß wir arm Flöh
Stets bleiben schwarz, wie es uns geh',
Da wir doch grau sollten sein
Vor großer Mühlichkeit und Pein.

(Fischart.)

Mit welchen Künsten berückt ihn die ziere Zofe! Auf den Einen kleinen Punkt ist Seele und Auge und Sinn gerichtet und auf einmal — mit keckem Finger ein rascher Griff:

Ei hab' ich sonst kein Rast noch Ruh,
Ich drück dir denn die Augen zu,
Debald, du mußt sterben!

(Volkslied.)

Ach jetzt erst beginnen die Qualen des Armen! Die Füße abgehackt, die Zähne ausgebrochen, der geviertheilte Leib zu Asche verbrannt, die Asche hinausgestreut in alle vier Winde — so stirbt er einen hundertfachen Tod, und nicht einmal eine Handvoll Erde wird ihm zu Theil. Ja, den Abgeschiedenen noch verfolgt die Rache, und manche grausame Phantasie weidet sich hier oben schon im voraus an der Pein, welche drunten im Flammenpfuhl ihm bereitet ist. Zwar nicht der große Dichter der Hölle, aber doch der ehrliche Poet des „Froschmäusler", den Reineke's Geist dorthin geführt, sah sie selbst an den glühenden Lachen lechzen und schmachten:

Allerdings sein die Flöh auch dort
Versamlet an besondern Orth,
Daß sie bei einer glü'nden Pfützen
Häuffig am Ufer über sitzen,
Springen etwan nach einem Bein,
Das über der Pfütz schwebet allein,
Fehlen doch stets, fallen ins Feu'r,
Da wird ihnen das Lachen theu'r.

(Froschmäuseler.)

Keinem zu Liebe, Keinem zu Leide: der Floh verdient unsere beredteste Fürsprache. Von der Hand der Natur selber ist ihm die Waffe gegeben, und ihr wolltet ihn anklagen, daß er sie gebraucht? daß er das Schwert nicht rosten läßt ein träger Knecht? Volks Stimme, Gottes Stimme! sagt ihr. Wohlan, das Lied der Letten singt vom Wolf und vom Fuchs, und auch vom Flohe hat es gesungen:

Der Floh, das Flöhchen,
Das leck're Thierchen,
Schlürft süßes Blut auf,
Bei Tagesanbruch
Zum Kühemelken
Weckt er die Mädchen:
's ist seine Arbeit.

„Es ist seine Arbeit!" Wahrlich, wenn ihr ein Jeder so die eure thätet, so müßte diese Welt die beste sein. Gehet hin, Verblendete, und lernet vom Floh!

Und sein Stich, sein vielbeschriener Stich, bei dem ihr Hercules und alle Götter anruft, ist er denn wirklich schreienswerth? Ist schon ein Herodes an Flöhen gestorben? Ihr wißt, die Seele wohnt im Blut. Aber ihr wißt nicht, wieviel böses Blut und wieviel böse Gedanken euch der kleine Schröpfer schon hinweggenommen. Nur von eurer schwarzen Seele stammt das Schwarz seines Leibes: denn ursprünglich ist er weiß und ohne Fehl geboren. Darum dulde ihn immerhin, und beherzige, du eitle Magd:

Es gibt sein Stich ein rothes Flecklin,
Welches oft wohl steht deinem Bäcklin. (Fischart.)

Auch seine Sauberkeit sollte den Floh empfehlen. Er hat nichts gemein mit dem schmutzigen Gesäm Beelzebub's, wider dessen Unbilden das Menschengeschlecht zu kämpfen hat. Wenngleich blutträchtig, bleibt seine Fährte meistens rein und unbeschweißt; aus dem luftigen, duftigen Weiß bauschender Krausen und Spitzen lugt seine schwarze Gestalt,

wie aus der Wolken schimmerndem Thor
tritt der Mond, der verfinsterte, dunkle hervor.

Mit dem entschiedensten Nachdruck muß aber seine geistige Befähigung und sein feinsinniger Geschmack hervorgehoben werden. Auch vom Floh gilt das Dichterwort: pondere, non nervis, corpora nostra carent. Denn er hat Witz, ja er ist selbst ein Witz der Natur, sozusagen ein humoristisches Epigramm auf den Bürger zweier Welten, der ihn darum freilich auch für vogelfrei erklärt wie allen Witz. Doch der Floh hat mehr als bloß die treffende, aber gewissenlose Pointe: er ist bildungsfähig und weiser Lehre zugänglich. Das mag denn um so größere Bewunderung verdienen, je mehr seine Pusillanimität und sein ausschweifender Freiheitstrieb jeder Zucht zu widerstreben scheint. In der That leistet er das Niegesehene. Die dominospielenden Möpse, die buchstabirenden Kanarienvögel, die tanzenden Mäuschen und alle die andern Schaustücke der Thierpädagogik müssen verschwinden gegen jene betriebsamen deutschen Flöhe, deren Gelehrigkeit vor Jahren Jung und Alt in gerechtes Staunen versetzte. Exerciren, Schildwacht stehen, in einem Wagen fahren, der Eine hoch als Sieger thronend, der Andere überwunden an den Rädern schleifend — welche prächtigen Bilder gab das, und wo wäre die grause Scene vor Ilion trefflicher tragirt worden!

Und sein Geschmack? Sage mir, mit wem du umgehst, und ich will dir sagen, wer du bist; das ist ein Spruch, den der Floh mit Stolz für sich in Anspruch nehmen kann; der muthwillige Sänger der „Amores“ wußte die Nutzanwendung zu machen. Und auch unser alter biederer Fischart sagt:

> Solang ein Floh noch kriechen kann
> Und eine Frau zart Fleisch wird han,
> Solang wird bleiben auch der Streit
> Zwischen beid' Theilen aus lauter Neid.

Endlich wird ja auch Das für die Classicität seines Geschmacks sprechen, daß er bekanntlich in dem Lande der Hesperiden seine eigentliche Heimat zu haben scheint. Wer in Rom oder Neapel an einem Sommermittag die stillen, sonnebeglühten Straßen hinabsieht und mit einem Auge für das Kleinleben der Natur begabt ist, der gewahrt überrascht in dem hüpfenden Geflimmer, wie überall sich dort Empfindung regt. Jedes Stäubchen ein

Floh. Wer hätte das wärmer gewürdigt als du edler Ritter vom Geiste, weiland Gustav Nikolai? Gerade dir, dem berufenen Entdecker Italiens „wie es wirklich ist", mußte das „Flohleben jenseit der Berge" in einer intimern Weise aufgehen als gewöhnlichen Sterblichen; es war nur eine poetische Gerechtigkeit, wenn ihrer Seele Zug sie inniger zu dir zog und sie im voreilenden Danke dir huldigten für den weltgeschichtlichen Ruhm, mit dem du ihr Geschlecht verherrlicht. Fromme Hände haben inzwischen deine Manen gesühnt, Vielverkannter, und bewundernd und gerührt schreibe auch ich meinen Namen auf die Votivtafel, welche dir deutsches Rechtsgefühl jüngst geweiht.

Dem Floh aber, dem wundersamen Vitzliputzli, sei seine Weide gegönnt, soweit der Wind weht und der Hahn kräht — wofern er sich nicht erwischen läßt in flagranti. Und der geneigte Leser? Und diese Zeilen? Nun was die letztern anlangt, so sind sie aus eigensten freiwilligen und unfreiwilligen Flohstudien hervorgegangen. Denn „dem Denken geht immer das Leiden voran." Der Leser aber möge nicht zürnen, wenn sie bei alledem einer Ehrenrettung ähnlicher geworden als dem oben in Aussicht gestellten Verdict. Ich habe wirklich keinen Schutzbrief, höchstens einen Trostbrief gegen diese kleinen Leiden des menschlichen Geschlechts schreiben wollen, und ist der Leser kein Hindu, der auch im Floh die Menschenseele ahnt und Flohhospitäler baut, so bleibt es ihm unbenommen

zu knicken und erstickten
sogleich, wenn einer sticht!

(Göthe.)

Wem aber auch Das noch zu leichtfertig klingt, gut, für den sei hier noch ein ernsthafter Anhang beigefügt, zur Beschwichtigung des gelehrten Gewissens. Nämlich über ein Paar Seitenverwandte des Flohs.

Unser vaterländischer Floh — dies eine der neuen Entdeckungen, welche wir den kühnen Durchforschern Afrikas verdanken — unser Floh hat im 31. Grade nördlicher Breite seine Grenze nach dieser Weltgegend hin. Darüber hinaus kommen die echten Barbaren; denn das Geschlecht der Puliciden hat sich wirklich über alle Zonen verbreitet. Doch verdienen von

sämtlichen Flöhen in Nord und Süd nur zwei Nebenlinien einer besondern Erwähnung. Das ist der Eisfloh und der Sandfloh. Letzterer (Pulex penetrans), unter der Aequatorsonne heimisch, athmet ganz die Leidenschaft südlicher Racen. Er trägt gutes Gewaffen, „sein Schwert ist schier so lang als er", und während unser deutscher Landsmann im Adelslexikon der Entomologie nur schlechtweg „der Neckende" (Pulex irritans) heißt, führt die Chika von Surinam den imponirenden Beinamen der „Durchbohrenden." Im Sande, zumal der Baumwollpflanzungen, hausend drängt sie sich dem nacktfüßigen Wanderer unter die Nägel, gräbt sich dort ein, um sich heldenmüthig für ihre Brut zu opfern. Denn alsbald beginnt in ihrem Leibe eine junge Generation zu erwachsen. Diese zehrt den mütterlichen Leib auf und geht im nimmersatten Drange rasch dazu über, sich von der Umgebung zu nähren, in welche sich das vorsorgende Weibchen begeben hatte. Jetzt macht das fressende Brennen den Besitzer der Chika auf deren Anwesenheit aufmerksam, worauf das Insekt samt der Brut mittelst einer Nadel ausgenommen werden muß. Die farbigen Damen des Landes verstehen diese Kunst vortrefflich; die kleine Wunde, nachdem sie mit Tabaksasche eingerieben, heilt sehr leicht, leichter als die Wunde aus dem kohlschwarzen Iltisauge der schönen Operatrice. Wird indessen nicht zeitig genug Sorge getragen für Entfernung der wühlenden Schmarotzer, so giebt es heftige Entzündung, ein Flohfieber, und das Thier macht die ganze Bedeutung seines Zunamens fühlbar.

Dagegen muß man zum Firn der Gletscher auffsteigen, um die Spur seines Antipoden, des räthselhaften Eisflohs (Dessoria glacialis) zu finden. Er ist kälterer, mehr polarischer Natur. Obwohl mit starken Kauwerkzeugen begabt, saugt er kein Blut; die unwahrnehmbaren Reste organischen Stoffs, welche sich im Gletscherwasser finden, bilden sein genügsames Mahl und erhalten ihm jene Rührigkeit, mit der das Thier zu Tausenden gleich einem schwarzen Pulver in den Haarspalten des Körnereises umherhüpft. Ein Gabelschwänzchen, das unter den Bauch gelegt mit der Wirkung einer Feder losschnellt, ist das eigentliche punctum saliens. Es ist ein harmloses, wenn auch uncivilisirtes Bergvolk. An der letzten Grenzmarke des Lebendigen und fast als einzige Ausnahme in

der nach Millionen zählenden thierischen Schöpfungsfülle lebt der Gletscherfloh wenig gekannt und für die Wissenschaft kaum erst entdeckt in einer Kälte, in der jedes Thierleben erstirbt. F. von Tschudi, der classische Alpenführer, erzählt, daß dieser Floh bei 11 Grad im Eise festfror, zehn Tage in diesem Zustande verblieb und bei allmählich zurückkehrender Wärme wieder zu der alten Munterkeit erwachte. Eine gleich bewundernswürdige Ausdauer setzte er künstlich gesteigerter Hitze entgegen. So verläugnet sich auch in diesem fernstehenden Verwandten (den übrigens die Wissenschaft nicht einmal als solchen anzuerkennen geneigt ist) die zähe, unverwüstliche Flohnatur keineswegs.

VIII.

Am See.

Am See.

Sieh drunten auf dem See im Abendroth
Die Taucherente hin und wieder schlüpfend;
Nun sinkt sie nieder wie des Netzes Loth,
Nun wieder aufwärts mit den Wellen hüpfend;
Seltsames Spiel!

A. v. Droste-Hülshoff.

1.

Nächst der Luft hat keins der vier Elemente, welche nach des Dichters Ausdruck „die Welt bauen", eine solche Allverbreitung als das Wasser. Ueber $6^{1}/_{2}$ Million Quadratmeilen mißt die Fläche, welche der Ocean bedeckt, und einst ruhte auch die jetzt bewohnte Veste unter der Flut. Wann sie zuerst ihre Berge und Ebenen und damit eine ganz neue Schöpfung zum Lichte emporhob, welche Revolutionen damals den Planeten erschütterten, wird schwerlich je die Forschung zu enthüllen vermögen. Aber noch gebiert sich ununterbrochen im Schoße des Meeres eine Welt von Wesen. Es lebt in seinen Wellen ein Reich der Thiere und Pflanzen, das zwar nicht an Vollkommenheit und Schönheit, wohl aber an Fülle und Mannigfaltigkeit jenes der Continente weit zu übertreffen scheint. Unsere Wälder bergen, wie Charles Darwin behauptet, nicht so viele Thiere als die niedrige Waldregion des Oceans, wo Tanggesträuche ihr zartes Laub entfalten, und selbst da, wo in bergetiefe Nacht kaum ein Schimmer des Lichts hinabdringt, regt sich's allenthalben lebendig. Darum geschah es

in richtiger, tiefbegründeter Ahnung, wenn griechische Philosophen das Wasser „den Ursitz und die Mutter des Lebens" nannten, oder wenn Inder und Aegypter betend an den heiligen Strömen knieten und in ihnen die sichtbare Gottheit selbst verehrten. Ohne Wasser würde in der That nichts Lebendes bestehen. Wäre es möglich, daß mit Einem Male seine Schleusen spurlos versiegten, dann müßte Alles hinsterben, was athmet und sproßt, und die Erde würde nur das Medusenantlitz einer Wüste dem entsetzten Blicke zeigen.

Aber „gleich einer sorgsamen Mutter", die ohne zu ermüden jedem Bedürfnisse helfend entgegeneilt, wandelt das Wasser in ewigem Kreislaufe seine Bahnen, überallhin seine Wohlthaten vertheilend. Unter unsern Füßen, im Innern der Erde, ungesehen und ungehört, sprudelt es bald in zahllosen Gängen und Adern, bald sammelt es sich zu mächtigen Becken und Seen, zu „versiegelten Brunnen der Tiefe", wie die Bibel so treffend sagt. Oder es tritt heraus ans Licht und zieht ein segenbringender Strom durch die Länder und Städte der Menschen, freudebrausend dem großen Weltmeere entgegen, oder es öffnet im Hochgebirge den Quell, die Gemse und das dürstende Moos zu tränken. So reicht das Meer mit seinen Wasserfäden durch und über alles Land bis hinauf zu den hängenden Gärten der Alpen, zu den ewigen Schneefirnen dort oben. Ueberall umgiebt und beherrscht uns des Wassers Fülle, wenn es auch nicht überall von den Augen wahrgenommen wird.

Denn so weit dieses Element verbreitet ist, ebenso verschiedengestaltig ist es auch. Ein wunderbarer Proteus verflüchtigt es sich unter dem Hauche der Wärme in Nebel und Dampf und webt dann jene blauduftigen Säume um die Ferne, oder es steigt empor und bildet die ewig wechselnden Decorationen des Himmels, während es sich unter dem Drucke der Kälte zu Schnee ballt oder in Hagel und Eis verfestigt. Man kann nicht läugnen, daß jede dieser Gestaltungen ein eigenthümlicher, poetischer Reiz begleitet. Sind Wolken und Nebel phantastisch und sehnsuchterweckend, so hat der Schnee in seiner fleckenlosen Weiße, in seinem leisen, traumhaften Niederschweben und in seinem ebenso wunderbaren Verschwinden etwas Friedevolles und Märchenhaftes. Grausig dagegen wirkt der Hagel, wenn er aus

plötzlich verhängtem Gewölk seine Geißel auf die Aehrenfelder herabschmettert und in seinem Geleite der Sturm verheerend über die Wälder stürzt: es sind die gespenstigen „Schleuderer des Luftheeres", die erbfeindlichen Mächte des Chaos, die dem Menschen grollend entgegenwettern. Das Eis endlich blickt uns erstarrend an; aber es hat zugleich etwas Geheimnißvolles, wenn wir über die berstende, krachende Fläche gleitend uns vorstellen, daß der Geist unter uns nur in einem Zauberschlafe liegt, aus dem er plötzlich und mit unentfliehbarem Grimm erwachen könnte.

Indessen bedeuten alle diese Wandelformen doch nur wenig gegen das Wasser selbst, gegen das fließende, freie, lebendige Element. Seine reizende Durchsichtigkeit, sein klarer Spiegel, der melodische Rhythmus seiner Bewegung, das leuchtende Grün und Blau der Wellen üben eine stille Macht über jeden Sinn, und fast möchte man behaupten, daß selbst der schönsten Landschaft die Seele fehle, wenn nicht das feuchte Element ihre Schönheit wiederspiegelt. *Ἄριστον μὲν ὕδωρ* (Wasser ist das Beste) ist wahrlich nicht bloß für den Arzt oder den Landbauer gesagt. Es giebt kein großartigeres Epos als das erdumgürtende, himmelspiegelnde Meer und keinen kühnern Dithyramben als den Katarakt, der brausend und dampfend in den Abgrund stürzt.

Aber man hat gar nicht nöthig, so gewissermaßen zu den äußersten Spitzen aufzusteigen, um das Wasser in seiner Schönheit zu sehen. Schon sein erster Ursprung ist ein Bild von außerordentlicher Lieblichkeit. Der Quell, der Bote der Berge, wie unzählige Male haben ihn die Dichter besungen! Da hängen in den Wipfeln die Nebel, der Schatten tropft kühle Perlen, von jedem Blatt und Halm trieft es, und nun sickert und wühlt und schlüpft es in die Erde hinein und rinnt zusammen und wird lebendig. Kein Auge sieht das Wunder, Berggeister stellen sich hütend um seine Wiege; aber dort, wo der Felsen sich spaltet, haben sie einen Pfühl vom weichsten Moose hingelegt, und mitten inne geht das Quellchen auf. Unermüdlich brodelt es hervor. Es spielt Ball mit den krystallenen Körnchen, und so leise lullt es in sich hinein, daß auch das Ohr des trinkenden Mäuschens nichts vernehmen mag. Aber hat das Elfenkind einmal das Licht geschaut, so eilt es von dannen. Espen und Weiden

kommen und breiten die grünen Arme darüber, als wollten sie das flüchtige festhalten mit ihm zu tändeln, oder sie beugen sich horchend in das Gemurmel, das so märchenhaft durch die Stille klingt.

Und nun hinaus aus dem Wald! Hinab in's Thal! Welch' ein ganz anderer, neureizender Anblick ist dort der Fluß, die schweifende, blitzende Silberlinie durch's Gelände schwingend! Friedliche Heerden spiegeln sich in seinen Wassern, wogende Aehren antworten seinem Rauschen, ein Gebüsch, ein Hain drängt sich heran und stellt auf sanften Hügelkuppen seine Vorposten auf, indeß ganz nahe an's Ufer schon die Erle sich schleicht und neugierigscheu den Fuß in's lockende Bad taucht. Aber jenseits in geschütztem Busen versteckt sich eine Mühle, ein stilles Dörfchen, oder mit Thurm und Mauern hebt sich geräuschvoll die Stadt.

Gewiß, es sind schöne Bilder diese Bilder des Wasserlebens. Und selbst der Dorfbrunnen noch, das kunstlos gehöhlte Rohr, aus dem die gefangene Najade sich ergießt, ist schön und hat Etwas von dem schmeichelnden, sinnbeschwichtigenden Reize des Elements in sich. Tieck sagt irgendwo, daß gerade die rauschenden Brunnen in Rom ihm das Herz so sehnsüchtig geschwellt, und Eichendorff schafft seine eigenthümlichsten Scenen, wo er die einsamen Schlösser schildert, deren verfallene Fontänen durch die Mondnacht murmeln. In der That, das Wasser ist ein geistiges Element, es spricht uns wahlverwandt an, und gewiß war es kein müßiges Spiel unserer Sprache, daß sie vom See auch der Seele den Namen lieh.

Eine eigenthümliche, besonders schöne Gestaltung nimmt das Wasser in dem ebengenannten See an. Quell, Bach, Fluß eilen unaufhaltsam vorüber, ein Bild des unaufhaltsam eilenden Lebens. Daher hat das Gefühl, welches sie in uns erwecken, wie mannigfach es sich auch sonst färben möge, immer den Grundton der Sehnsucht: die ziehende Welle zieht auch uns mit fort, wir versenken uns in sie, bis sich, ihr gleich, Auge und Sinn ziellos in unbekannte Fernen verlieren. Lenau sang:

> Die Seele sieht mit ihrem Leid
> Sich selbst vorüberfließen.

Diesem entgegengesetzt wirkt der See. Er ist ein „stehendes" Wasser, in breite, große Becken gesammelt. Er entbehrt der gleitenden, mäandrischen Linien, die schon Homer am Skamander rühmt, und nur vom Sturm erregt rauscht sein Gewässer. Dafür aber giebt es jeden Ton des Lichts, jede Stimmung der Luft in reinem Spiegel wieder. Frisch und heiter am Morgen, weich und sehnend bei Abend, gespenstisch im Nebel, feierlich, wenn der Sternenkranz über ihm strahlt, zieht seine glatte, unbewegte Welle in der That den Himmel auf die Erde. Dazu tritt der Ring des Ufers hier wirksamer als bei irgend einem Wasser hervor. Die wechselvolle Umrahmung schließt den See zu einem Ganzen, zu einem fertigen Bilde ab, und wie sie der Welle Schranken setzt, so hält sie auch das Gefühl des Betrachters in beruhigter Grenze. Die sonnigen und doch versteckten Buchten geben den Eindruck des Heimlichen und Heimischen, die sanfte Woge ladet zur Rast; friedeathmend breitet ein Idyll sich aus.

Und doch wiederholen keineswegs alle Seen dieses Bild. Dazu greift die Scenerie der Ufer und selbst die Farbe des Wassers hier zu bedeutsam ein. Der dunkelumschattete Bergsee wird schon immer einen tiefern, romantischern Charakter haben als der Landsee, dessen hellen Spiegel breite Wiesensäume sonntäglichfreundlich, aber einförmig umschließen. Wieder anders gestaltet sich der Eindruck auf kahler Hochebene. Man denke an den Mummelsee auf dem Schwarzwalde. Dort in einer weiten, stillen Moorfläche, in der kaum ein Gesträuch der Krummholzkiefer sich fristet, nur von fahlen Seggen umgeben schlägt das finstere Wasser seine Wellen. Kein Fisch wird sichtbar, selten ertönt das Geschrei der Wildente oder der Ruf des Auerhahns in der beängstigenden Stille, und über den Himmel ziehen schwer und langsam die Wolken. Hier fühlt man sogleich, daß man im Banne düsterer Sage steht: die Geister grausiger Balladen tauchen aus der Tiefe. Aehnlich stimmen Seen in den Kesseln erloschener Krater, wie etwa der Lachersee am Rhein. Die Oede der vulkanischen Umgebung, in der die tiefen Wasser unbewegt stehen, wirkt melancholisch, aber zugleich feierlich und großartig, indem sie an die gewaltigen Naturkämpfe erinnert, die hier einst getobt. Wie wunderbar reizend erscheint gegen diese der grüne, bis zum Grunde durchsichtige Alpensee: ein Feenmärchen im Schoße der

Waldberge beschlossen! Und nun gar die herrlich offenen Spiegel Italiens, Schottlands und der Schweiz, die großen Krystalle, um die eine gleichsam in der Natur verkörperte Phantasie den ganzen Reichthum ihrer kühnsten und prächtigsten Schöpfungen hergestellt!

2.

Der See, an den die nachfolgenden Skizzen sich knüpfen, darf neben so stolzen Namen nicht stehen. Es ist ein kleiner, unscheinbarer Landsee. Im nördlichen Theile der Altmark, etwa fünf Stunden westwärts der Elbe gelegen, bildet er eines der Wasserbecken, welche von Norden herab über die große europäische Tiefebene verstreut sind und die das weichende Meer einst hier zurückließ. Erdfälle mochten den Kessel des Sees erweitern (wie denn ein solcher noch im Ausgange des 17. Jahrhunderts stattfand), sodaß das Oval desselben in der Längenrichtung sich etwa drei Viertelstunden ausdehnt, während seine Breite eine halbe Stunde und darüber messen mag. Gleich den meisten andern Seen schreibt der Volksglaube auch diesem unergründliche Tiefen zu, durch die das Wasser in Verbindung mit dem Meere stehe. In ihnen birgt sich die Nixe des Sees, deren launisches Spiel jene Strudel und Wirbel in den Spiegel zeichnet, die der Fischer mit geheimem Grausen vermeidet, denn dort reißt die Hexe ihr jährliches Opfer hinab.

Rings um unsern See zieht sich ein sandiges, hier und da in sachten Höhen ansteigendes Ufer. Auf einer derselben liegt das Städtchen, welches vom See den Namen führt. Gärten verdecken es, nur die Kirche und unmittelbar unter ihr das Getrümmer eines Benedictinerklosters treten dicht an den Rand der Uferbrüstung heran. Die übrigen Höhen sind theils mit Kiefergebüsch bewachsen, theils blicken sie nackt und weiß in den Spiegel. Nach den andern Richtungen hin verflacht das Ufer völlig und bekleidet sich dafür zum Theil mit dichterem Waldwuchs. Wo dieser fehlt, strecken sich Aecker eines Dörfchens, während dieses selbst hinter Laubgruppen und den in's Wasser tretenden Buschweiden verborgen bleibt. Dies ist die einfache, ja dürftige Scenirung. Aber wie hebt die sterile Landschaft nun der in

ihrem Schoße flutende See? — Novalis hat das Wasser „das Auge der Landschaft" genannt, und ebenso nennt der heutige Paläſtinenser seinen See von Tiberias; auch der kleine norddeutsche Landsee noch beweist das Treffende dieser Bezeichnung, denn auch er ist der beseelende Spiegel, der lebensvolle Focus seiner Umgebung.

Ich erinnere mich lebhaft — wenn anders erlaubt ist auf solche Empfindungen zurückzugehen — des Eindrucks, den dieser See auf mich machte, da ich ihn, allerdings zu ungewöhnlicher Stunde, zum ersten Male sah. Es war eine milde Decembernacht, die Luft wolkentrüb und schwer, kein Stern blickte, aber ein bleicher Schein rann durch die Alles erfüllende Dämmerung: es mochte der Mond sein, der vielleicht eben über den Horizont stieg. Ein Waldweg hatte mich plötzlich an das Ufer des Sees gestellt. Aber welch' ein Anblick! Ueber mir, unter mir, vor mir dehnte sich das graue Nichts, und vergebens versuchte das Auge es zu gestalten und zu durchdringen. Einsame Stille lag umher; über der öden Leere zitterte immer seltsamer jenes fahle Licht: als verlösche die letzte der Sonnen und rolle nun auch die Erde in die uralte Nacht hinaus. Da rang der Mond sich durch die Trübe, der Zauber schwand, und ein endloses Nebelmeer wallte der See zu meinen Füßen.

Wie ganz anders erschien diese Scene im Sonnenlicht und in der beruhigten Stimmung des Tages! Im glänzendsten Azur, scheinbar unbewegt, liegt der See wie ein blitzender Sapphir, rings vom Ufersande sauber, fast blendend umsäumt. Der nordische Dämmerschauer ist hinweggenommen, ein offener Himmel blickt heiter über Näh' und Ferne und vertieft sein lichtes Blau in der Spiegelfläche, während die Föhren ihre dunklen Häupter in weichen Massen abzeichnen. Alles athmet Leben und Frische, obschon die Ufer in winterlicher Erstarrung stehn.

Es ist die Zeit, in welcher der See das reichste, rührigste Thierleben auf seinen Wassern versammelt. Die Sommergäste sind fortgezogen, die Möve, die Schwalbe, der Reiher, der Strandläufer haben den milden Süden aufgesucht; nur der Steißfuß (Podiceps) ist geblieben, aber zu ihm gesellen sich von Norden kommend die verwandten Arten der Taucher (Mergus), die Wildgans, zahllose Entenvölker und manch' anderes seltenere

Geflügel. Dort über jenen Tiefen rudert still geschäftig ein vereinzeltes Paar; es ist der Steißvogel (Podiceps cristatus). Der Kopf nickt in lächerlichem Takt, und deutlich zeigt sich der dreist vordrängende Pfriemenschnabel, die schwarze Haube, sonderbar gehörnt, als habe der Vogel nach Schreiberart eine Feder hinter's Ohr gesteckt, und die noch sonderbarere, kragenartig abgestutzte Mähne. Ein dumpfes Kork! Kork! läßt sich hören. Der nie gesättigte Taucher ruft dem Weibchen zu, und nun stoßen sie in die Tiefe, fünf bis zehn Klafter hinab. Vergebens erwartet man das Emporsteigen des meisterlosen Fischers, endlich — du zählst indeß vielleicht einige Hundert — hebt er sich drüben in weiter Entfernung wieder aus den Wassern, um bald von Neuem zu verschwinden. Ehedem verachtet ist dieser scheue, schnelle Vogel, dieser „Wasserhase", wie ihn die Mexicaner nicht unpassend nennen, jetzt ein vielgesuchtes Ziel für die Flinte des Jägers. Sein kostbares, blendendweißes Seidengefieder (der Schmuck so mancher Dame) reizt zur Nachstellung. Aber nur selten belohnt sich die dabei aufgewandte List und Ausdauer. Denn gelingt es auch, dem Vorsichtigen zu nahen und zu feuern, so taucht er beim ersten Blick des Pulvers hinab, und mit fabelhafter Geschwindigkeit, ehe der Schuß ihn erreicht, hat er die Tiefe gewonnen, oder er eilt lautpfeifenden Flügelschlags über die Wasserfläche, weit aus dem Bereiche des Feuergewehrs hinweg. Selbst getroffen schüttelt er den bleiernen Hagel noch oft genug wie spielend ab von der harten Haut und dem elastischen Federwamms, welches ihn dicht umhüllt.

Indessen lenkt ein ununterbrochenes Getümmel den Blick auf die großen Einbuchtungen des Sees. Tausende wildfröhlicher Wasservögel bedecken dort in unabsehlicher Linie den Spiegel. Da sind die Schaaren der Stockente (Anas boschas), der Knöckente (A. querquedula), der Pfeifente (A. penelope), die Gruppen der Kriekente (A. crecca), dazwischen die sonderbar gehaubte Kolbente (A. rufina), der Gropper mit den leuchtenden Perlenaugen (A. leucophthalmos), das zierliche weißgestirnte Wasserhuhn (Fulica atra) und im grünglänzenden Federbusch der stattliche Säger (Mergus merganser). Und in welchem Tumult von Tönen wetteifert diese Welt! Welch' ein Stöhnen und Schnattern, Schreien und Pfeifen, Plärren und Schnarren!

Doch halten sich alle in scheuer Ferne, nur das Bläßhuhn spielt zutraulich in den nahen Rohren und Binsen. Wird es erschreckt, so stößt es einen scharfen, fast bellenden Schrei aus. Es will sich aufschwingen; aber unfähig zum vollausgespannten Fluge läuft es mit raschen Füßen in langem, rauschendem Zuge dahin, gleichsam als galoppire ein Reiterchen über den Spiegel, und fällt endlich fern vom Ufer, schwer in's Wasser. Plötzlich kracht ein Schuß. Wie durch Zauberschlag sind alle die vielstimmigen Kehlen verstummt; aber noch ist der Knall nicht verhallt, und unter wahrhaft betäubendem Donner erhebt sich das ganze gefiederte Heer. Weithin schäumt und wogt der See. Im wildesten Aufruhr, kreischend und schnatternd, schwingen sich die schwarzen Geschwader durch die Luft und umkreisen zu ganzen Wolken die Mitte des Sees, um sich zuletzt ungefährdet wieder niederzulassen oder, wenn der Abend dämmert, auf die benachbarten Brüche, Gräben und Sümpfe abzustreichen. Dann legt sich Stille über den See; nur der einsame Haubentaucher schwimmt noch umher, und ein krank zurückgebliebenes Huhn sucht am Ufer ein schützendes Gebüsch. Es ist die Zeit, wo der Fuchs heranschleicht und den Seerand auf- und abzieht; er wird den gelähmten Vogel belauern oder, mißlingt die Jagd, an einem von der Welle ausgeworfenen Hecht sich für diesmal genügen lassen.

Aber diese Uebergangszeit ist nicht geeignet, den See in seinen Reizen zu zeigen. Der Himmel entrollt selten ein wolkenloses Blau; meist hüllt er sich in Regen und Dunst, und das öde Grau nimmt sich in dem tiefen, weiten Spiegel um so öder und wüster aus, in je tieferer Erstorbenheit ringsum die Landschaft liegt. Nur der wirkliche Winter leiht dem See eine eigenthümliche Poesie. Wann der alte Magus aus Norden in seiner flimmernden Schneekappe herabsteigt und Wälder und Felder mit Flocken bedeckt und den Strom im Laufe ergreift, daß er steht: dann giebt der See ein anziehendes Bild.

Es ist Januar. Der Schnee fällt. Aber es ist nicht mehr das traute Wintermärchen der Weihnachtstage, es sind nicht die kleinen stillen Sternchen, die so wunderbar leise wie verzauberte Frühlingsblüten herunterschweben; finstere, stürzende Schauer begraben alles Leben. Wohin das Auge sieht, wirbeln die Flocken in windgepeitschten Wolken: ein chaotischer Hexentanz,

den die Wintergnomen höhnend über der todten Erde aufführen. Die Vorsprünge der Uferhöhen verschwinden allmählich, sie sind in abenteuerliche Koppen oder in lange Rücken verwandelt, und die Tiefen zwischen ihnen liegen verschüttet. Da und dort kugelt sich der Wind in dem weichen Lager und baut sich Bogen und Nischen, oder er zieht lange Wellenfurchen über die Fläche. Die Kiefern stehen gebeugt. Sie haben sich schauernd in den weißen Mantel gehüllt und schicken sich zum Schlaf an, in den Alles umher schon versunken. Der See allein ist noch unbezwungen. Hoch wogen seine Wasser auf, als fühle er schon den tödtenden Odem, dem seine Kraft erliegen muß; kein Ufer, nichts als die Wolkennacht des Himmels spiegelt in der aufgeregten Flut: so liegt sie da mitten in der weißen Oede wie ein ungeheurer schwarzer Schlund, dämonisch-großartig, urweltlich-wild.

Endlich wird das Schneetreiben schwächer, und der Wind läßt müde seine Flügel sinken. Der Fuß knirscht im Schnee; an den Bäumen hängen lange Eiszotten; die Ferne, drüben die Seeufer liegen wie gehaucht, nur ihr Umriß dämmert aus dem Horizont herüber. Erstarrende Kälte fesselt nun auch das letzte Zucken des Lebens. Aber der See will keine Bande. Am Rande zwar, in den Wassern des Röhrichts beginnen schon die Wintergeister ihr krystallenes Netz zu spinnen, einzelne Eisstrahlen schießen zwischen Halm und Sträuchern an; doch die große Wassermasse liegt noch frei und schlägt dunkle, zornige Wellen, mit dem Reste ihrer Kraft dem immer stärker andringenden Feinde zu wehren. Das ist ein wunderbares, imposantes Schauspiel. Aus allen seinen Tiefen, zumal der Mitte zu, wo im Grunde laue Ströme quellen, haucht der See die innere Wärme aus, und nun steigt in Wirbeln und Säulen der weiße Dampf aus den Schlünden wie aus ebenso vielen Schloten. Senkrecht und unbewegt ragen sie aus der dunklen Fläche. Es sind die Pfeiler, auf denen die Nacht ihr Nebelhaus baut. Wirft die Abendsonne ihren Purpur in die Scene und durchglüht sie die dunstenden Tromben mit gebrochenem Scheine, dann wird der Anblick zauberisch schön. Spukhaft aber und geisterartig gestaltet er sich im Dämmerlichte des Mondes, als wandelten da die alten Nebelkönige in langen Gewanden feierlich auf und ab oder rüsteten sich zum Reigen. Auf solche Abende folgen dann bitterkalte Nächte. Der

See sieht sich am Morgen bei Sonnenaufgang gefesselt: die Gnomen haben ihr Werk vollendet. Mit jedem Tage werden die Bande fester. Das Eis liegt eine Elle dick, am Rande grau, in der Mitte tiefschwarz: eine einzige blendende Stahldecke, nur fern in leisen Duft gehüllt. Aber bald belebt sich die winterliche Bühne mit einem muntern Chore wechselnder Gestalten. Des „Krystalls Ebene" winkt dem

> Jüngling, der den Wasserkothurn
> zu beseelen weiß,

und unter der beflügelten Sohle tönt der berstende Spiegel,

> wie der schnellende Bogen
> hinter dem Pfeil ertönt.
>
> (Klopstock.)

In lustiger, bunter Kavalkade schwebt die Schaar der Städter vorüber, indeß der Dorfbube, dem nicht Klopstock's Stahl unter der Ferse blinkt, mit klappernden Holzpantoffeln hingleitet. Und überall tummelt sich's umher. Schlitten fliegen auf und ab; in malerischen Labyrinthen kreuzen die Läufer durch einander, jetzt nah und nun fern verschwunden, ein Lastwagen rollt knirschend über die glatte Bahn, und der alte Fischer haut Löcher in's Eis, den hungrigen Hecht zu berücken. Das gläserne Dach ist so durchsichtig, das Wasser so tropfenhell, daß man die stumme Brut drunten klar erblickt und mit seltsamem Vergnügen ihrem gleitenden, schießenden Zuge folgt. Aber die meisten bergen sich jetzt in dem Geschling der Wasserpflanzen, die in dichtem Walde den Grund bedecken und in ihrem saftfrischen, gallertartigen Grün und in ihren reichen verschiedengestaltigen Massen wie ein versunkener Frühling heraufblicken. Da fluten zahllose Fäden der Callitriche, leuchterartig nach allen Seiten die grünen Wassersterne hebend, dort wiegt der Wasserveiel (Hottonia palustris) die üppigen Federbüsche, weiter in der Tiefe breitet an dicken langen Rohrstielen das Laichkraut (Potamogeton natans) seine runden großen Blätter, grüne Schirmdächer, unter denen manches Fischchen schläft, und über alle ragt

nun die Sumpfaloë (Stratiotes aloides) mit ihren scharfgezähnten Blätterschwertern, aus deren dichtem Büschel zehn bis zwanzig Fuß der schlanke Stengel emporsteigt. Es ist die Palme dieses Wintergartens, aber jetzt freilich fehlt ihr der zarte Schmuck der Blüte.

Und immer grimmiger wird die Kälte. Weit hinab zerreißt der Nachtfrost den See, krachend und gellend. Aber damit beginnt zugleich das Werk der Zerstörung. Nach allen Richtungen birst der Eispanzer, und der Mitte zu kreuzen sich im verschlungensten Zickzack diese Sprünge und Spalte. Dort schlägt das Herz des Sees. Der schlafende Okeanide schüttelt sich; er hört in seiner Tiefe die lebenathmenden Winde, die fern aus Mittag heraufziehen und ihre Boten, dunkle Wolken, senden, und nun beginnt der alte Weltkampf der Elemente. Ist er freilich da ungleich großartiger, wo der Heerstrom in majestätischem Zorne schäumend seine Fesseln bricht, so fehlt es ihm doch auch hier nicht an Größe.

Der Schnee verliert sein reines Weiß und stürzt und stäubt von Bäumen und Hügeln. Krähen und Raben kreisen über dem Walde. Der Südwind aber treibt immer neue Wolkenzüge über den Himmel, und erweichend durchströmt sein Hauch das Eis, sodaß es ununterbrochen sich löst. Doch nur langsam, Block um Block, wird die alte Zauberveste zertrümmert, und erst in ihrer Vernichtung zeigt sich recht ihre Gewaltigkeit. In laueren Nächten, wenn Mine auf Mine springt und Bresche auf Bresche folgt, da ist die Zeit, den See zu hören und zu sehen. Die Nebel wogen über der Fläche, aber durch die Lüfte fliegt der Sturm. Wie auf ehernen Streitwagen rollt das wilde Heer heran, die Wolken jagen schwarz und in ungethümen Knäueln durcheinanderwälzend vorüber, der Wald beugt heulend seine Gipfel. Alle Stimmen aus Höhen und Tiefen sind laut geworden und schlagen brausend zusammen. Dazwischen mischt sich das unaufhörliche Platzen und Sprengen, das Krachen, Klingen und Dröhnen des Eises. Aber freilich, wer nie die Natur in solchem Aufruhr belauscht hat, dem werden Worte nicht leicht diese Scene malen. Denn diese Schlachtmusik, dieses dämonische Furioso der Elementargeister ist von der gewaltigsten

Wirkung. Vom schrillsten Pfiff herab in wahrhaft schwindelnder Scala stürzt und springt der rasende Chor in die Tiefen eines Basses, dessen donnerndes Rollen erdbebenartig den ganzen Raum erschüttert, um plötzlich einmal mit einigen Bombenschlägen zu enden. Dann verschnaubt der Sturm wohl einen Augenblick und er orgelt abenteuerlich in sich hinein oder er pfeift leise, seltsam wehmüthige Lieder. Ihnen antwortet's aus der Tiefe wie heimliches Schluchzen; verlorenes Murmeln klingt, und das Gemüth erfassen wunderbare Schauer. Aber nur Minuten währt diese Ruhe, dann ruft Aeolus' Tuba von Neuem zum Kampf.

Endlich — Wochen sind vielleicht vergangen — endlich zerfällt der vom Sonnenstrahl zermürbte und vergilbte Spiegel. Aus allen Fugen quillt das Wasser. In der Mitte hat sich zuerst das Eis aufgelöst, und in raschem Vordringen, fast zusehends, bricht die befreite Welle Stück um Stück aus dem Bollwerk. Zuweilen greift eine lange Woge herüber und schleudert einen Eisblock an's Ufer, aber die nächste schon reißt ihn wieder hinab und zurück in den Tanz der klirrenden, splitternden Schollen. In wenigen Tagen liegt der See offen und schlägt das klare Auge zum Himmel auf, an dessen blauem Bogen jetzt die weißen Lämmerwolken, des Vorfrühlings muntere Heerden, heraufziehn. Nur hin und wieder liegt am Strande wohl noch ein Eisquader, trotzig in die Sonne blickend, bis auch er unter den emsig arbeitenden Strahlen zusammenschmilzt und in den Schoß des Wassers zurückkehrt.

3.

Es bricht der Frühling aus allen Hecken und Winkeln unaufhaltsam hervor. Der Himmel hängt voll Lerchenklang, aus dem Acker steigt der alte Erdathem heilend, nährend, verjüngend, und am Wasser sprießt und keimt es allerorten. Den umgestürzten Weidenstämmen, die dort schon Jahre lang in den See hängen, fährt es durch's morsche Mark und sie treiben neue Reiser, und aus den saftstrotzenden Ruthen zupft die Sonne lange Blütenschäfchen. Auch das Röhricht steckt seine Fahnen auf, die Erdgänge

und Uferhöhlen — der Winter hatte sie alle vermauert — kleiden ihre Schwellen mit Moos, und manche grüne Ranke kriecht herbei. Wenn der Himmel sich einmal verdunkelt, dann sprühen Frühlingsregen. Aber die Lerchen singen unverdrossen weiter; die Sonne blitzt in die Tropfen, die lustige Blasen auf den See werfen; die Frösche knarren behaglich, denn sie wissen nicht, daß mit den Sommerlüften auch der Storch gekommen ist, der alte Sumpfkönig aus Aegyptenland. Alles liegt in Duft, still und erwartend: ein ahnungsvoller, fast wehmüthiger Hauch weht über der Erde. Wie schön stimmt zu diesem träumerischen Frieden dort das stille Dorf und hier vorn, wo das Erlengebüsch schon dichter schimmert, die alte strohgedeckte Fischerhütte! Sie ist malerisch mit Netzen staffirt, und aus dem Schornstein spinnt ein dünner Rauchfaden hinauf. Der Kahn liegt im Rohre versteckt, der alte Irin sitzt auf der Schwelle und bessert Reusen, indeß er dem Enkel von der Nixe und ihren Tücken erzählt. Aber der hat die Augen auf dem See, und bald hat auch der Alte seine Mähr vergessen, denn hoch über dem See schwingt sich in großen Kreisen der Wanderfalke. Jetzt hängt er regungslos mit ausgespannten Flügeln in der Höhe, wie angenagelt; aber plötzlich schießt er steilrecht herab. Es gilt einer Ente. Im Nu ist sie verschwunden, und der Falke umkreist reißenden Flugs die Fläche. Nur dann und wann steckt der geängstete Vogel den Schnabel aus dem Wasser, um Luft zu schöpfen, aber der Verfolger ruht nicht. Mit unwiderstehlicher Gewalt, als schmettere ein Stein herab, wirft er sich auf seine Beute und zuletzt, im gieren Griffe sie erhaschend, fliegt er kreischend davon, um drüben auf einem Hügel sein blutiges Mahl zu halten.

Das sind Frühlingsscenen. Aber bald hat das letzte Wintergeflügel den See verlassen, die Möven, die Reiher sind gekommen und mit ihnen der Sommer. Der See liegt im Schmuck seiner Ufer. Da sind die grünen Hügelhänge mit den weidenden Lämmern, da sind die hellen Birken, die Weiden, die Erlen, manche Eiche, und da ist vor Allem auch das Rohr, das Rohr, das uns so geheimnißvoll fremdartig, fast tropisch anblickt. Weit hinein in den See stellt es seine schlanken, immer wellenschlagenden, immer flüsternden Schafte, die Blätter so lang, scharf und fest, die Blüte in so

prächtig braunen Büscheln nickend, und zwischen seinen Wurzeln schwimmt und schaukelt das Nest des Tauchers, spielt das rothäugige Wasserhuhn und die junge Fischbrut. Hinter diesem Hochwalde tritt das Schilf heran mit den sammetweichen schwarzen Kolben, der Butomus (Wasserdolde, Butomus umbellatus) hebt seine rosigen Blütenschirme in die Luft, gelbe Lilien richten ihre Urnen auf, und das Alles ist so frisch, so plastisch gestaltet, daß man ein Knabe sein möchte, wagend und begehrend die Hand nach dem Kranze der Najade auszustrecken. Aber das Schönste von Allem sind doch die Wasserrosen, mit den breiten, fetten Blattschilden, auf denen die üppige Blüte hier goldglänzend, dort schneeweiß sich wiegt. In gefährlicher Tiefe wurzelt die Blume, unbewegt auf der Fläche ruhend und weite Gruppen bildend, über die hinaus endlich der Wasserranunculus seine weißen Sterne zu ganzen Blumeninseln häuft.

Senkrecht fällt jetzt der Sonnenstrahl auf den See, der wie schmelzendes Silber wallt. Jede Welle glitzert; aber das Auge erträgt nicht die Blendung und sucht den Schatten. Ueber der Flut flimmert heißer Dunst, sonst regt sich Nichts. Kaum daß noch etwa ein Fisch auffspringt oder eine Uferschwalbe über die Fläche streicht. Die Luft steht still, die Blätter hängen todt an Strauch und Baum, das Schilf läßt müde seine Schwerter funkeln, selbst die ewig bewegte Wolke der Möven ist nicht mehr sichtbar, und auch der Rohrsperling sitzt stumm im Weidengebüsch. Aber dem Frosch ist's wohl; den breiten Teller einer Nymphäe hat er sich zur Ottomane erwählt, dort sitzt er und labt sein kaltes Herz am heißen Strahl.

Man sucht einen Erlenbusch und legt sich an's Ufer. Das Wasser ist da so durchsichtig klar, die glatte Kieselstraße dehnt sich so sanft und fern hinein; die grünen Hage drunten schimmern so märchenhaft herauf, als ob uns selber

die blaue Göttin
lade in ihren unendlichen Schoß. (Schiller.)

Die Seele verfällt widerstandslos der magnetischen Gewalt des Elements und, selber eine Welle, löst sie sich in den großen dunkeln Urgrund des Lebens auf. Das Wasser schlägt leise glucksend, wie im Schlaf, an's Ufer

und zieht weiche Linien in den Sand oder wirft Halme, Fasern, Schnecken aus, seine Spur zu bezeichnen. Bachstelzen und Krähen kommen, einen Wurm, eine gescheiterte Muschel zu fangen, ein durstiger Schmetterling setzt sich auf ein feuchtes Steinchen und über ihm steht mit glasigen Flügeln die Libelle, nur je zuweilen hin- und herzuckend. Man betrachtet verwundert dieses kleine Treiben, folgt hier dem zierlichen Vogelschritt, dort den Irrfahrten einer Phryganenlarve, die im Rohrkanot das Ufer zu gewinnen sucht, oder den Mücken, die zwischen den Baumwipfeln wie an unsichtbaren Fäden schweben,

auf tausend Wegen auf- und niederkreuzend.

Inzwischen erwacht nach kurzer Ruhe die Wasserwelt. Ganze Heerden von Fischen hüpfen auf der Oberfläche des Sees. Das ist ein Glitzern und Plätschern, ein Haschen und Huschen ohne Ende. Jetzt jagt lautschnappend der große Barsch heran — er trachtet den sorglosen nach; aber kaum naht er und im Augenblick ist Alles zerstoben. Doch nicht lange, so sammeln sich neue Schwärme. Und nun sehe man das Hin- und Herschießen, das Auf- und Abtauchen, das wählige, wohlige Dahingleiten, dieses Fortrollen und dann wieder das plötzliche Stillstehen, das regungslose Versteinern dieser sonderbaren Thiergeschlechter! Nirgend zeigt sich ein arbeitendes Glied, jede Bewegung erscheint so mühelos, so zauberhaft leicht, als ob ein verborgener elektrischer Druck die schlanken Leiber jetzt vorwärts schnelle, jetzt plötzlich banne. Das kleine Volk macht Jagd auf Mücken, Fliegen und Wasserspinnen, aber schon ist ein neuer Feind nahe und der gefährlichste von allen. Unten im Blättergewirr des Grundes, graubepanzert, lauert mit tückischen Augen der Hecht. Er steht unbeweglich. Plötzlich hat er einen Unvorsichtigen erspäht und in wildester Hast, pfeilschnell stürzt er hervor. Ein Moment und man sieht die langgestreckte, stiere, glotzende Masse, den furchtbaren Rachen weit geöffnet, zwei, drei, vier Fuß über die Wasserfläche hinausspringen und dann schwer und plump in ihr Element zurückfallen. Ein laut klatschender Wellenschlag erregt den Spiegel, während der Räuber, seinen Fang im Genick gefaßt, in die Tiefe stößt, wo er den Fraß langsam und ruckweise hinabdrängt.

Aber jetzt schwimmen weißumsäumte Wolken am Horizont herauf, und bald kommt's düsterdrohend gezogen. Die Uferschwalben werden lebendig. Der Taucher läßt aus dem Schilfe seinen melancholischen Ruf vernehmen; er verkündigt das Gewitter. Schon erfolgen auch einzelne Windstöße. Dann tritt abermals Stille ein und der See glättet sich von Neuem. Aber die Fläche ist jetzt tief dunkel. Den ganzen Himmel haben Wetter verhüllt; finstere Wolkenthürme, riesige Gebirge mit zackigen Schneehäuptern steigen herauf und zeichnen ihre gewaltigen, immer kühner sich gestaltenden Reflexe in den See, bis die Sonne ganz versinkt. Nur auf der Klosterruine glüht ein letzter, tiefer Strahl. Da weht ein hohles Rauschen durch die Luft, ein dumpfverrollender Donner intonirt das große Drama. Und sausend springt der Wind auf, er wächst zum Sturm, zum Orkan und peitscht die Wellen, daß sie hochaufspringen und der Schaum in weißen langen Flocken umherspritzt. Blitz um Blitz zischt in den schwarzen, tobenden Schlund, als wollten sie ihn voneinanderreißen, jede Welle brennt, und während Himmel und Wasser in Einer Lohe aufschlagen, stürzt krachend der Donner die Wolkenberge hinunter, um nun in unaufhörlich wogendem, Alles verschlingendem Geroll über die zitternde Erde zu fahren.

Und die Blitze versprühen, der Donner verhallt, und nun rauscht's unendlich ergossen. Eine einzige „Wassersäule" spinnt sich in Milliarden krystallener Fäden vom Himmel zur Erde und schüttet einen neuen See herab. Stunden vergehen. Endlich erschöpft sich die segnende Fülle, und der graue Schleier, der Alles mit Nacht bedeckte, lichtet sich mehr und mehr. Klingend rieseln die letzten Tropfen herab, die Bäume ragen so ruhig und vollgesogen in die kühle, stille Luft, der See liegt wieder so klar, manchmal nur noch hin- und herschwankend, und doch arbeitet Alles wieder der Abendröthe entgegen. Welche unendliche Ruhe ringsum und dabei welche seelenzerschmelzende Sehnsucht! Die sinkende Sonne kleidet das Firmament in immer schönere Gewänder; zuletzt glüht der See wie eine himmlische Apotheose im herrlichsten Purpur, und darüberhin haucht violenduftig der Abend. Wo ist nun der eigentliche Himmel? Dort oben oder hier unten? Kähne gleiten über die Fläche, Reiher kommen langsam stolzen Flügelschlags gezogen, aber hoch in den Wolken wirbelt noch eine Lerche, und hier vom

Dorfthurm und dort vom Kloster hallen die Abendglocken, und herüber und hinüber in langen, schwellenden Akkorden fluten die Klänge zusammen zu Einem feiernden Chor. Da treten leise die Sterne aus dem Gedämmer, Mars der glühende kommt und Jupiter in herrlich ruhigem Strahl, bis endlich über den Föhren der Vollmond heraufsteigt und sein Licht über die geheimnißvolle Ebene ergießt. Tausend Funken webt er in's Spiel der Wellen, und über Wasser und Land hinaus bauet sich die goldene Säule, auf der er selbst wie eine Welt der Unsterblichen schwebt.

IX.

Wenn der Herbst kommt!

Wenn der Herbst kommt!

Wie still und weit sind diese Welten!
Dante.

Der Wechsel der Jahreszeiten gehört ohne Zweifel zu den poetisch-ergreifendsten Erscheinungen der gemäßigten Zone. Was kann schöner sein als ein deutscher Frühling, wenn das neue Licht Quellen und Blumen weckt, wenn es grün um Wald und Felder schimmert, und hoch über der halb noch schlummernden Erde das Lied der Lerche frohlockt? Wem schweiften da nicht immer wieder die alten seligen Paradiesesahnungen um's Herz? Und nicht bloß das wiedererwachende Leben des Frühlings oder das vollentfaltete des Sommers, auch das herbstlich versinkende noch bewegt unser innerstes Empfinden. Der Herbst, in den die Sonne ihren letzten Glanz versprüht und die unsichtbare Hand schon das Ende geschrieben, steht an Duft und Pracht gewiß seinen Vorgängern nach; aber ist er nicht schöner, so ist er tiefer als sie. Seiner ernstrührenden Symbolik entzieht sich kein Gemüth, und darum gewährt es einen so eigenthümlichen Reiz, den Zeichen nachzugehen, in denen sein Kommen sich ankündigt.

Es ist ein leises, stilles. Wir sehen den Herbst meistens erst, wenn er schon dunklere Schatten in das Farbenbild des Jahres geworfen hat. Auf den Feldern wird das Korn gemäht und geschichtet. Zunächst noch einzeln, nur hie und da; aber die Sicherheit des Sommergefühls ist damit hinweg, denn das Reifen der Aehre bedeutet immer ein erstes Welken in der Natur.

Das goldene Halmenfeld ist gleichsam der Sonnenweiser der Vegetation, an dem man wie mit Augen die Tage und Wochen der Sommerzeit ablaufen sieht. Bald regt sich's allenthalben geschäftig, rauschend fallen die Schwaden, Hunderte von Garbenhügeln steigen auf, schon ist der Feldweg bloßgelegt, der geheime, in dem die Wachtel rief, die großaugige Kamille blühte, und die Aehren so vertraut herüber hinüber nickten. Wenige Tage noch — und kahle Stoppelgebreite dehnen sich aus. Es ist eine erste Herbstmahnung, die an's Herz des Menschen ergeht. Die Natur hat wieder ihr großes Werk gethan; nun sinkt sie in sich, segensmüde lächelnd, und feiernde Stille zieht über die Erde.

Auch droben unter der Himmelshalle wird's still. Verstummt ist die muntre, gesangesfrohe Vogelwelt. „Der Kukuk un de Achternagel, dat sünn de rechten Summervagel" (der Kukuk und die Nachtigal, das sind die rechten Sommervögel), sagt ein Volksreim. Diese Sommervögel sind lange fort. Schon rüstet sich ihnen zu folgen der Storch, der alte treue Hausgenoß, bald auch wird der Wanderruf des Kranichs durch die Weite des Himmels klingen. Seht dort im letzten Blau die reisigen Geschwader, die langen ziehenden Linien! Hoch in sonneblitzenden Lüften, in Nebel und Nacht geht ihre Fahrt; aber durch Nacht und Nebel und Wolken sieht ihr ahnendes Auge jenseit der Meere das Lebensland. Diese wandernden, scheidenden Vögel — wer hätte sie denn nicht schon begleitet mit sehnenden Gedanken, und in welcher Seele hätte ihr Ruf nicht den tieferen Nachhall geweckt! Es sind Herbstzüge, Herbststimmen, Stimmen schon wie von einer andern Erde herab,

„und das Herz der Menschenbrust
ist dem Kranich gleichgeartet,
und ihm ist das Land bewußt,
wo der Frühling seiner wartet."

(Lenau.)

Wohl ist die Lerche noch da, aber sie liegt in der Ackerfurche gesanglos; zwischen den Stoppeln spiegelt still das Rebhuhn am Sonnenschein die bunten Federn, wachsam die Augen nach allen Seiten schickend. Nur der Zug der Staare lärmt und schwärmt über Wiesen und Teiche, und die

Schwalben „halten Schule“ auf den Dächern hin und her, herauf und hinab, bankweise, reihenweise; aber es gilt auch bei ihnen den Abzug, und seltener wird ihr fröhliches Zwitschern gehört. Haben sie uns erst verlassen, dann ist's voller Herbst, und dann zieht statt des leichten Federspiels nur der Papierdrache durch die Luft, abenteuerlich plump wie irgend ein Meermonstrum, eine fabelhafte Herbstmaske. Das thut die Jugend, die noch des Herbstes spotten darf.

Inzwischen grünt im Felde noch immer Pfad und Rain. Da steht noch die Wegwarte (Cichorium Intybus) — einst war sie eine Dirne, die nächtlich und täglich des davongezogenen Buhlen harrte, nun ist sie verwandelt und schaut allezeit an Straßen und Stegen aus; da blüht die rosige, scharfbestachelte Hauhechel (Ononis spinosa), die heilkräftige Dolde der Achillea (Garbe) und des Rainfarrn (Tanacetum vulgare); hin und wieder glimmt noch eine Mohnblume oder ein Rittersporn, indeß im Garten Georgine und Malve sonnenfreudig in den Herbst hineinglühen. Wo aus nachwüchsigem Klee ein Blütenkopf blickt, taumelt ein Argus um den Duft; der Siebenpunkt schaukelt sich am Halm, und lauter als selbst im Sommer zirpt die Grille. Auch im leeren Kornfeld ist's nicht leer. Es regt und bewegt sich immer noch manches Thierleben. Der arme Hase sucht ein sicheres Lager; die Feldmaus hüpft umher samt dem Erdfröschchen, dem kein Storch mehr drohet; der Freibeuter Sperling schwirrt von Breite zu Breite. Der Creatur ist noch überall der volle Tisch gedeckt. Und daß am frischtreibenden Herzblatt der Feldblume auch schon ein welkes hängt, und daß in der Nacht wohl ein früher Frost den Schmetterling erhascht — wer mag es denn sehen?

Mit Glanz und Licht ist Alles überschwemmt. Silbern ziehen gleich Traumgebilden der Luftseele selber die Herbstfäden durch's Blau, und wie Milch fließt linde Wärme um Stamm und Halm und Stein. Sie weckt auf der Wiese ein neues Grün. Blaue Scabiosen, rothe Centaureen und Epilobien blühen, die Zeitlose webt Amethysten in die sammetne Trift, und in den Niederungen kommt die weiße Parnassie (Leberblume, Parnassia palustris). Gehe dem zarten Sterne nicht vorbei. Jedes Blatt voll feinen Geäders, wie frisch aus der Knospe geschält, um den Knauf des Pistills

fünf zierliche Radspeichen gestellt, und dazwischen mit betropften Wimpern der Fächer der Nektarien: nie hat Floras Finger ein lieblicheres Spiel gebildet! Dem kurzgrasigen Anger fehlt dieser Schmuck. Nur das Maßliebchen findet da noch immer Platz, es blühet unverdrossen vor sich hin, wenig bekümmert um die Dämmergespenster der Pilze ringsher. Aber hier weiden Rinder in friedlichen, besonnten Gruppen. Im fernen Bruch, wo Kibitz und Schnepfen sich bergen, schattet Erlicht um den Kolk. Unbewegt liegen auf dem schwarzen Spiegel die breiten, prächtigen Mummelblätter und aus dem Grunde steigt die stille weiße Blume. Aber es geht mit den Blumen, wie mit den Werken der Dichter: die Frühlingskinder haben Duft, die Spätlinge bloß Farbe. Der Herbst ist nur eine Fata Morgana des Frühlings; auch seine schönsten Blumen deuten auf's Ende, und vielleicht haben wir sie gerade darum so lieb. Es ist eben nicht mehr die Zeit der Blüten, es ist nur noch die Zeit der Früchte.

Auch der Sommer hat schon Manches gereift an Bäumen und Sträuchen; allein es waren flüchtige Geschenke, die in raschem Zuge genossen sein wollten. Die edlere, dauernde Frucht bringt nur der Herbst. In sie legt er Alles, was er an Farbe, Süße und Duft gesammelt. Da ist die goldene Birne, der Apfel mit dem lachenden Amorettengesicht, da lockt und glockt die Pflaume, mit zartem Blau bestäubt, und im wärmeren Versteck die vollbusige, würzige Pfirsich. Auf der Weinbergsmauer aber, von zähen Strängen gehalten, lagert tonnenbäuchig, ein wahrer Falstaff, der sonnengeschwollene Kürbis; er hütet die Kinder der Rebe. Wer wollte sich mühen, diese poetischste aller Früchte zu zeichnen, für die selber das Wort Frucht schon zu fest und schwer erscheint! Jede Beere ein Tropfen, und Beere an Beere welch' ein köstliches, triefendes Traubengehänge! Durch den duftigen Schleier blickt das Auge tief hinein in purpurnes und goldenes Feuer und ahnt der Sonnengeister und der Erdenkräfte starken Bund: Evoe Bacche! Und nun stellt die Schaar der Sträucher sich auf. Am Dorn leuchtet Schlehe und Mehlfäßchen, im Pfaffenrohr (Evonymus) dreht sich ein dreieckig rothes Hütchen, ihnen zu Füßen kriecht die Brombeere über's Feld; aber dem Walde zu weist Hagerose und Eberesche den Weg, mit brennenden Korallen besät.

Dort in den hohen Hallen gewahrt man am wenigsten vom Herbst. Alles steht noch grün, in der ganzen plastischen Sommerfülle, als seien die Bäume in ihrer dunkeln Pracht erstarrt. Ruhig wölben sich die hohen Kronen, von Wipfel zu Wipfel und fort in's Blau zieht goldenes Strahlengespinnst. Unten im Moos, zwischen Eichelnäpfchen und mancher braunen Nuß blüht Genziane und Glockenblume, und thalab an sandigen Rinnsalen steigt's rosenroth und duftig auf. Da schimmert von Bienen umflogen die Heide, der bräutliche Rosmarin, und im Gekräut sonnt sich die Eidechse. Wie heimlich ist das hier, wie süßverschwiegen! Und doch weht durch alle die goldene Majestät und strotzende Fülle ein Hauch von Melancholie uns an. Die Wildniß schläft, kein munteres Band einer Vogelmelodie schlingt sich durch den Kranz des Laubes; nur der Specht hackt, nur ein Rothkehlchen, eine Meise schrillt: das ist Alles. Und schon schwankt am Sommerfaden ein welkes Blatt der Birke. Sie war die erste, welche den Frühling in den Wald getragen, nun rührt sie auch der Herbst zuerst an. Wie lange — und der ganze Wald brennt in seinen letzten Farben, in einem letzten Abendroth auf!

Aber noch ist's Tag, voller Sonnentag! Der Himmel feiert ein Fest der Verklärung. Denn in der That über keine andere Jahreszeit ist dieses magische Licht ausgeschüttet, wie über den Vorherbst. Im Frühlinge ringt es noch mit den Nebeln des weichenden Winters, im Sommer wird es blendend und dunstig, aber jetzt hat es sich von allem Irdischen gelöst, seine Verschleierung selber ist Licht — es ist das lautere, himmelgeborene Element. In solchem Anblick mag man ahnen, was die Mystiker dichteten von einem über diesen niederen Wolkenhimmel hinweggespannten Krystallhimmel, dessen Klarheit „hanget in das geistlich unerschaffene Licht, welches Gott selbst ist.“ Und welche Milde athmet nun in diesem duftgewobenen, goldgedämpften Aether! Welche endlose Fernen thun sich auf! Wie zeichnet sich der Waldsaum und dort am Rain der gebrochene Halm so greifbar klar in die Luft, wie rührend spielt der süße Schein um die nachgebliebenen Rispen, Aehren und Stauden! Jedes welke Blatt ist in Goldtinten getaucht, jeder Stein flimmert wie ein Lebendiges.

Zu diesem weichen Schmelz des Lichts stimmen die zerfließenden Formen und Farben der Wolken. Oft schlummern sie in langen Lagern ganze Nachmittage am Horizont, oder sie weben blasse, goldgekantete Flöre über den Himmel. Tastend läuft der Blick an diesen Lichträndern hin oder versinkt in die Tiefe schluchtiger Stellen. Die Phantasie treibt ihr Spiel, schafft Sonnenburgen und Thäler, in denen zauberische Stille und Frieden des Himmels wohnt. Dann und wann schwimmt einsam ein Wölkchen daher, zögernd bleibt es stehen, weiß nicht, wohin sein sanftes Fließen lenken; andere legen sich Fittigen gleich um die Sonnenkugel und tragen sie dem Abend zu. Und wer fände nun nicht auch in diesen Sonnenuntergängen alle die Wehmuth der scheidenden Natur? Das ist nicht der stolze Opfertod, den die Sommersonne stirbt. In Jugendherrlichkeit, ein strahlendes Meteor, stürzt sich da die unbesiegte Königin in den Scheiterhaufen, aus dem die Purpurflammen himmelan lohen und hinüberglühen bis in die Glorie des neuen Tages. Jetzt löscht sie still und langsam aus. Ueber das Antlitz wirft sie den Wolkenmantel und versinkt — ein paar fachernde Streifen — eine weiße Lichtspitze — dann ist's Nacht. Aber im Osten steigt trübroth und groß aus Nebelhüllen der Mond.

Mit solchen Zügen und Zeichen kommt der Herbst. Traumhafte Sehnsucht liegt über der Welt. Die unabsehbare Runde des Aethers über uns, des Horizontes um uns, die wunderbare Stille in Höhen und Tiefen zieht das Gemüth in's Unendliche. Alle Sinne sind gelöst und keine Ferne bindet. Meilenweit sieht der Blick in die blaudämmernden Hügel, stundenweit verfolgt er den schimmernden Zug des Flusses und der Segel. Auch dem Ohre ist kein Laut verloren. Die Luft ist „hellhörig" (hellhöri), wie der Niederdeutsche so bezeichnend sagt. Ueber die leeren Ebenen schallt der knarrende Erntewagen, das Gespräch der Heimkehrenden, aus den fernzerstreuten Gehöften hört man Hundegebell und klappernde Flachsschwingen, und am Boden ruhend des Käfers Kriechen und jedes rollende Sandkorn.

Aber immer rascher nahet das Ende, die Wahrzeichen und Wahrsagen des Herbstes sprechen dringender in die Seele. Bald bezieht sich der Himmel und streift Tagelang die Schleier nicht ab; er gleicht „einem feuchten Auge, dem mit jedem Blick eine Thräne entfallen kann." Rührt ein Hauch die

Luft, so schwankt Blatt um Blatt vom Baum; bricht ein Sonnenstrahl durch die Trübe, so deckt er nur neuen Vergang auf. Ueber Wald und Flur stehen leise Nebel, und mit ihnen entbindet sich jener feuchtdumpfe, unverkennbare Herbstgeruch, der die Auflösung des Naturlebens begleitet. Alles geht zur Neige oder rüstet zum Schlaf. Schwalbe und Lerche sind fort, die Heerden verlassen die Weide, was noch übrig war von Früchten des Feldes wird eiliger geborgen. Die Aehrenleserin und der Bettelknabe mit dem Reisbündel — das sind die Letzten, die von der Fülle draußen den Theil der Armuth gesammelt. Und nun bleibt nichts von Allem als ein stummes Memento mori — als die dürre Ranke, die schwermüthig im Winde wiegt, und der entblätterte, schauernde Wald.

Druck der Holzschnitte von C. Grumbach in Leipzig.

Druck des Textes von der Hofbuchdruckerei in Altenburg.
(H. A. Pierer.)

Masius, Hermann,

Naturstudien Skizzen aus der Pflanzen- und Thierwelt

Leipzig 1863